





Ida von Tockenburg.

Von

Thomas Bornhauser.

Zürich,

Buchhandlung Franz Hoffmann.

1828.

1.
Der Vertrag.

Wer vorliegendes Buch zur Hand nimmt, muß sich in's Jahr 1184 zurück denken. Diese wenigen Worte wären zwar hinreichend, den Geist des Geschichtforschers in den Zeitraum der Hohenstaufen zu versetzen und dem Leser die glorreichsten Heldengestalten des Mittelalters vor die Seele zu rufen. Allein die Herren Geschichtforscher kümmern sich blutwenig um die leichte Waare, welche man mit dem Namen „Romane" zu belegen pflegt; sie schlagen lieber einen dickleibigen Folianten auf, entziffern alte Urkunden, kaufen bunte Fensterscheiben zusammen und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Je nun! Jeder hat seine Liebhaberei, und läßt man uns unser Steckenpferd, so mögen Andere auf ihrem Steckenpferd neben uns sich tummeln links und rechts, wie es ihnen gefällt. Unser Steckenpferd besteht nun in einer gewissen Vorliebe für alte Sagen, die wir in müßigen Stunden ausmahlen; wie ein Anderer zu den Karten oder zum Weinglase greift, um das Ungeheuer zu verscheuchen, das man Langeweile nennt. Beruhen daher auch unsere Erzählungen im Ganzen auf Wahrheit und enthalten sie vielleicht mehr ge=

schichtliche Züge, als da und dorte in kurzsichtiger Tadler wähnen dürfte: so sind wir doch weit davon entfernt, die Geschichte ergänzen, oder mit dem Schulmeisterstab in's Zimmer unsrer Leser treten zu wollen. Was wir hier bieten, ist kein Porträt, sondern ein Fantasiestück, das der betrachten mag, der Lust und Zeit dazu hat. Gefällt das Gemälde: gut! — gefällt es nicht: — wieder gut. Nur bitten wir ganz höflich, daß man unsere Arbeit nicht mit Koth beschmutze, oder mit grober, unverständiger Hand zerreiße. Unter uns gesagt! Es giebt Gelehrte, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen; Gelehrte, die erst, wenn sie in den Graben gefallen sind, die Brille von der Nase nehmen, um zu erlernen, wo in der Welt sie sich wohl befinden möchten. Kommt nun ein solcher Herr daherstolziert und nimmt mit vornehmem Lächeln mein Buch zur Hand: so mache ich einen tiefen Bückling und sage: Gehorsamer Diener! verzeihen Sie, erlauben Sie! ich bin ein unstudierter, unbedeutender Mann, und wage es nicht, für so bedeutungsvolle Leute zu schreiben, wie Sie sind, Herr Rektor! Herr Professor! Aber bedenken Sie, es giebt nur wenige so gelehrte Herren in der Welt, wie Sie sind. Hingegen kenne ich viele Bewohner der Stadt und des Landes: Handwerker, Kaufleute, Beamte, Studenten, Mädchen, Frauen, Gesunde, Kranke, Halbkranke — die sich bei einem Buche gerne von der Last ihrer Geschäfte erholen und über der Poësie auf dem Papiere für ein paar Augenblicke die Prosa des täglichen Lebens vergessen möchten. Für diese Leute schreibe ich, und sie lesen mein Buch, ohne mir

Vorwürfe darüber zu machen, wenn meine Fantasie der Erzählung etwa einen Zug einflicht, den ich gerade nicht mit ein paar Dutzend lateinischen Beweisstellen belegen kann; denn wir sind alte Bekannte und haben in der großen Postkutsche des Lebens schon manchen Tag in Scherz und Ernst mit einander durchgemacht.

So fertige ich den Bruder Kritikus ab und bin herzlich froh, wenn er mir einen verächtlichen Seitenblick zuwirft und einen Folianten zur Hand nimmt, der eben so groß ist, als sein Selbstgefühl. Denn ich will es offen gestehen, daß mir eine einzige liebenswürdige Leserin willkommener sein wird, als zwanzig finstere Gelehrte. Nach dieser Erklärung, die allerdings nicht geeignet ist, die Gunst der Herren auf dem Dreifuß zu gewinnen, wünscht der Verfasser dann desto angelegentlicher sich mit seinen Lesern und Leserinnen zu verständigen und, wo immer möglich, mit denselben einen kleinen Vertrag abzuschließen. Hier folgen die Bedingungen. Der Verfasser theilt aus der Geschichte soviel mit, als zur Beleuchtung der Sache unumgänglich nöthig ist; hütet sich aber vor dem Fehler derjenigen, welche im ersten Theile so weit ausholen, daß die Geduld zu Ende geht, ehe man zum zweiten Theile gelangt. Dagegen verpflichten sich die Leser und besonders die schönen Leserinnen, daß sie gewissenhaft fortfahren wollen, bis in die Mitte unsres ersten Buches. Können sie dann das Werklein noch bei Seite legen, so mögen sie es thun, sie sind ihres Wortes quitt. Gefällt Ihnen der Vertrag, so schlagen Sie ein. Hier ist das Buch. Gleich folgt das zweite Kapitel.

2.

Krieg und Friede.

Mit Friederich I. (die Italiener nannten ihn nur Barbarossa, oder den Rothbart) war das Geschlecht der Hohenstaufen auf den römischen Kaiserthron gestiegen. Dieser Fürst hatte sich Kaiser Karl den Großen zum Vorbild gewählt und suchte um jeden Preis das unter seinen Vorgängern geschwächte Ansehen des Reiches wieder herzustellen, sowohl diesseits als jenseits der Alpen. Eine schwere Aufgabe! Erforderten in Deutschland die Fehden und der unruhige Sinn seiner Vasallen, z. B. Heinrichs des Löwen, ein stets wachsames Auge, so schien das aufblühende Glück der italienischen Freistaaten zu Bestrebungen einzuladen, welche dem Reichsoberhaupte gefährlich, sehr gefährlich vorkommen mußten. Als daher auf dem Reichstage zu Konstanz 1153 zwei Bürger von Lodi das Bild des Gekreuzigten ergriffen, weinend zu den Füßen Friederichs niederstürzten und ihn beschworen, daß er doch ihre Vaterstadt vor den Bedrückungen Mailands schützen möchte: so bot dieser Vorfall dem hochstrebenden Kaiser einen erwünschten Vorwand dar zur Einmischung in die innern Angelegenheiten Italiens.

Dem alten Grundsatze gemäß: „Entzweie und du wirst herrschen", nahm Friederich die Kleinen gegen die Großen in Schutz, wohl wissend, daß er nach dem Falle des Mächtigen mit dem Schwachen thun könne, was ihm beliebe. Er baute auf den Erbfehler der Republiken, die es gewöhnlich erst in ihrem letzten Todeskampfe einsehen, daß Freiheit ohne Eintracht ist, was die Rebe ohne Stab, ein köstliches, aber dem Untergange verfallenes Gut. Obgleich aber die Italiener noch junge Republikaner waren und die Voraussetzungen Friederichs nur zu sehr rechtfertigten: so hatte doch die Freiheit bereits den Volkscharakter derselben so sehr veredelt, daß sie lieber das Leben verlieren wollten als die Freiheit, diese himmlische Würze des Lebens. Ein heftiger, vielfach wogender Kampf hob an. Bald wurde das freigesinnte Tortona, bald das dem Kaiser getreue Lodi nach tapferer Gegenwehr zerstört; heute machte der siegreiche Hohenstaufe Mailand dem Erdboden gleich und streuete Salz auf diesen Herd des Aufruhrs, und morgen stieg die Stadt, unter dem Schutze hochherziger Bundesgenossen, wie verjüngt aus den Trümmern empor. Groß war Ankona's Noth, wo die heldenhaften Weiber sich selbst den hungrigen Männern zur Speise anboten, um die Uebergabe der Stadt zu verhindern. Unsterblich wird das Beispiel jener Mutter sein, die ihre Brust dem Säugling entzog und sie dem ermatteten Krieger reichte, um ihn zu stärken im letzten Verzweiflungskampfe gegen den Feind. Uebernatürlich schien daher auch die Rettung zu sein, welche die Ausdauer dieser Belagerten lohnte. Dennoch wären die Freistaaten bei der Zwie-

tracht, die Friederich zwischen ihnen zu unterhalten wußte, am Ende wohl dem Kaiser erlegen, hätte nicht ein Bundesgenosse sich zu ihnen gesellt, der in jener Zeit dem Herrscher noch gefährlicher war, als der Freiheitsinn seiner Völker. Dieser Bundesgenosse war der Pabst.

Auch gegen den Stellvertreter Christi suchte Friederich die Würde des Reiches geltend zu machen. Mit Unwillen hatte er bei seiner Krönung dem Pabste Hadrian IV. die Steigbügel gehalten und die Füße geküßt, und die vielerlei Streitigkeiten, in die er später mit demselben verwickelt wurde, waren keinesweges geeignet, diesen ungünstigen Eindruck zu verwischen. Als daher nach Hadrians Tod die Kardinäle sich über die Wahl eines neuen Pabstes nicht vereinigen konnten, unterstützte der Kaiser den ihm ergebenen Viktor IV. wider den kräftigern Alexander III. Dieser Streit, der auch nach Viktor's Tod fortdauerte, spaltete die Christenheit beinahe zwanzig Jahre lang. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, auf welcher Seite das Recht sich befunden und ob es für die Menschheit ein Glück gewesen, wenn einer der Gegner, sei es der Kaiser oder der Pabst, unbedingt gesiegt hätte. Genug! von beiden Seiten wurde gleich klug und entschlossen mit Wort und Schwert gekämpft. Zuletzt ermüdeten die Streiter, die sich kennen gelernt hatten und der Friede von Venedig machte dem langen verderblichen Hader ein Ende. Friederich anerkannte den Pabst, der inzwischen nach Rom zurückgekehrt war; Alexander aber nahm seine Bannstrahlen gegen den Kaiser zurück. Mit den Lombarden wurde zwar zu Venedig nur ein Waffenstillstand für sechs Jahre geschlossen;

allein er verwandelte sich auf dem Reichstage zu Konstanz 1183 in einen dauerhaften Frieden.

Groß war die Freude, die sich bei dieser Kunde über Deutschland und Italien verbreitete; willkommen war überall die Ruhe, die nach so langen und so gefahrvollen Stürmen zurückkehrte für Kirche und Staat. Brannte auch wohl hier und dort ein ritterliches Herz von Thatenlust, so tröstete es sich mit dem Gedanken, das beruhigte Abendland werde nun seine ungetheilte Aufmerksamkeit nach dem Osten richten, wo Saladin das heilige Grab mit jedem Tage stärker bedrängte. Ehe aber diese Hoffnung in Erfüllung ging, wollte Kaiser Friederich ein Reichsfest geben, wie es seit Menschengedenken nie gesehen worden. Auch in Deutschland hatte, zumahl seit der Demüthigung Heinrich's des Löwen, Friederichs Macht und Reichthum bedeutend zugenommen. Seine Söhne waren mit Lehen und Eigenthum wohl versorgt; der älteste derselben, König Heinrich VI., stand im Begriff, Konstantia zu heirathen, die Erbin Siciliens und Apuliens. Nichts schien den Prinzen zu fehlen, als die ritterliche Würde. Diese denselben auf eine feierliche Weise zu ertheilen, schrieb der Kaiser einen allgemeinen Reichstag aus auf Pfingsten 1184. Seiner Aufforderung gemäß strömten Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle auf die bestimmte Zeit nach Mainz, wo die Feierlichkeit statt haben sollte. Höflich eingeladen oder angelockt durch den Ruf kamen Fremde aus Slavien, Illyrien, Frankreich, England, Italien, ja selbst aus Spanien. Es kamen die Gesandten alle, welche damals am Hofe Friederichs zusam=

men trafen, oder sie wurden hergeführt, damit der Reichthum und die Größe des römischen Kaisers sich vor ihren Blicken enthülle. Und hier ist es nun, wo unsere Erzählung eigentlich anhebt.

3.

Die redenden Thiere.

Es war, wofern wir einer alten Handschrift im Kloster Fischingen glauben dürfen, gerade Mittwoch vor Pfingsten 1184, als der junge Graf Heinrich von Tockenburg mit zwei Begleitern im gestreckten Trabe von Oppenheim daher sprengte. Die Vögel zwitscherten lustig aus dem saftigen Grün eines benachbarten Buchenhaines, unweit der Straße drehten die Räder der Schiffsmühlen sich hurtig in der blauen Fluth des Rheines, und mancher Nachen glitt pfeilschnell hinab zu der Stadt, deren trotzige Veste stolz hinausschaut nach dem Schlosse Biberich und dem in weiter Ferne sich verlierenden Darmstadt. Eilf Kirchen spiegelten sich mit ihren goldenen Häuptern im Strahle der sinkenden Sonne und prachtvoll ertönte der Glocken feierliches Geläute; denn eben war der Kaiser und die Kaiserin mit dem König Heinrich und seinen Brüdern in Mainz eingezogen und vom Churfürsten Konrad, so wie von den Zünften der Stadt in glänzender Prozession zum Pallaste hinaus begleitet worden, den man eigens zum Empfange dieser erlauchten Gäste errichtet hatte. „Halt!" rief der Graf von Tocken=

burg, indem er einen verdrießlichen Blick nach dem Eichelstein warf, dieser Ruine, die, aus grauer Römerzeit stammend, eben so verdrießlich hinunterschaute auf das lustige Leben, das sich am Fuße des Berges entfaltete. „Halt! wir ermüden die Rosse vergeblich, wir sind doch zu spät!" Der Graf war nämlich seinem Gefolge vorausgeeilt, weil er gewünscht hatte, beim Einzug des Kaisers gegenwärtig zu sein. Jetzt schien es ihm plötzlich, er hätte entweder an der Spitze seiner Dienstmannen in Mainz einreiten, oder die Nacht, wenigstens die Abenddämmerung abwarten sollen. Der geneigte Leser, der bereits weiß, daß sich damals alle Schönheiten Deutschland's und Welschland's in der Stadt des frommen Churfürsten versammelten, wird den Grund leicht entdecken, zumahl bei einem Ritter, der für eben so hübsch als eitel galt.

„Wie kommt es aber", fragte der Knappe Dußnang, „daß der Kaiser einen ungeraden Tag wählt? Es hieß doch, er ziehe erst am Donnerstag ein." — „Die Kaiserin wollte es so und wenn die Frau will, so muß selber der Kaiser gehorchen," entgegnete der Graf. Der Knappe fand bei seinen Begriffen von Frauenwürde und Minnedienst diese Artigkeit wohl angebracht. Der Dienstmann Hatnau aber schüttelte spöttisch den Kopf mit den Worten: „Ich glaube einen tapfern Grafen zu kennen, der sein Regiment nie an seine Ehehälfte abtreten wird, und wenn sie ein Engel des Himmels wäre." — „Dann wird er wohl am besten thun, nie zu heirathen", sprach der Graf, der das schmeichelhafte Lächeln des Dienstmannes wohl verstand. — „Was?" rief dieser, „nie heirathen? und doch aller Frauen Liebling

sein! um alle Blumen herumflattern und doch an keine sich festhängen? Begreife das, wer es kann. Ich wenigstens hätte die Stärke nicht." — „Mein guter Hatnau, was ich bis jetzt von den Weibern gesehen, war nicht geeignet, mich nach dem Ehestande lüstern zu machen." — „Gestrenger Herr, ihr müßt das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Es werden hoffentlich nicht alle Weiber gleich sein." — „Traue nicht, Hatnau! sie sind Evas Töchter und naschen alle gern verbotene Frucht." Dußnang, dem die Unterhaltung lästig wurde, suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, indem er sagte: „Die Kaiserin Beatrix soll eine gar fromme und ehrbare Hausfrau sein." — „Soll? bemerkte der Graf, je nun es sei! — Dann darf Friederich ihr schon etwelche Aufmerksamkeit schenken. Weibertreue ist eine seltene Tugend. Das hat der Kaiser selbst erfahren. Von seiner ersten Gemahlin, der Markgräfin von Hohenburg, ließ er sich scheiden, und der gute Mann wußte wohl warum? Sie soll seinen Kopf mit Zierathen geschmückt haben, die sich neben der kaiserlichen Krone nicht sonderlich gut ausnehmen. Da lobe ich mir die nickenden Federn auf dem Barete eines freien Junggesellen." Lachend schwenkte er die zierliche Mütze und gab dem Rosse wieder die Spornen, als es ihm schien er höre sich beim Namen rufen.

Tockenburg blickte vorwärts und rückwärts, rechts und links, ob etwa ein bekannter Ritter ihm nahe. Umsonst! Weder er noch seine Begleiter, welche den Ruf ebenfalls vernommen, konnten Jemand sehen. Nur tönte ihnen das Geträtsche einer Elster in's Ohr. Bekanntlich

nimmt noch heut zu Tage der gemeine Mann das Geschrei dieses Vogels für eine böse Vorbedeutung an. In jener Zeit des Aberglaubens aber, in welcher unsere Geschichte sich zutrug, waren selbst höher gestellte Personen von diesen Vorurtheilen nicht ganz frei. Indessen machten sich der Graf und seine Begleiter nichts aus der Sache; sie glaubten sich getäuscht zu haben und ritten weiter. Da rief es zum zweiten Male: Graf Tockenburg bist du da? Wieder kein menschliches Wesen so weit das Auge auch spähte. Das Elsterngekrächze wurde lauter und spottender. Graf Tockenburg bist du da? ertönte es zum dritten Male und zwar hoch aus der Luft. Heinrich schaute empor — und eine Dohle flatterte ihm über dem reich geschmückten Baret. Nachdem sich alle Drei vergeblich bemüht, den kühnen Vogel zu haschen, nahm Heinrich unwillig des Knappen Bogen und zielte — und, was sonst dem gewandten Schützen selten widerfuhr, hatte richtig gefehlt. Jetzt war's, als ob ein ganzes Heer von Elstern in ein unbändiges Gelächter ausbreche. Stolz flog die Dohle der Stelle zu, wo sich heutigen Tages noch unweit des Dorfes Zahlbach eine Wasserleitung erhebt, die auf 59 Pfeilern ruht und von den Alterthumsforschern dem Drusus zugeschrieben wird. Im Jahre 1184 standen dabei auch die Trümmer eines römischen Tempels, die mit ihren verwitterten Säulen und Altären sehr malerisch hervorschimmerten aus dem Dunkel der Tannen und Buchen. Als die drei Ritter bei den Ruinen anlangten, befand sich die Dohle mit einer Elster auf dem Bogen, der vormals den Eingang des Tempels gebildet haben mochte. Bald entspann sich zwi-

schen diesen Thieren ein seltsames Gespräch. Kennst du den schönen Ritter dort? fragte die Dohle. Es ist der Graf von Tockenburg. — Was will der da? kreischte die Elster. — Er holt sich eine Frau — versetzte die Dohle. Was? eine Frau? sagte die Elster, neigte sich gegen den Grafen und schlug ein Gelächter auf, als ob sie bersten wollte.

Seit etwa fünfzig Jahren wurde in Schulen und Kirchen, mündlich und schriftlich von Filosofen und Naturforschern, von Lehrern und Erziehern gegen den Aberglauben so heftig gekämpft, daß kein ordentlich gekleideter Mann mehr an etwas Uebernatürliches glaubt, oder daß er sich wenigstens stellt, als ob er nichts mehr glaube. Daher kann sich der Verfasser das Kopfschütteln gar wohl denken, womit die Leser bei dieser Stelle inne halten werden, und er ergötzt sich im Geiste zum Voraus an ihrem Unglauben. Gerade so ging es ihm auch, als er zum ersten Male die Fischinger Handschrift durchblätterte und nicht recht wußte, ob er den Erzähler für einen Schwachkopf halten solle, der sich solche Bären aufheften ließ, oder für einen Schalk, der sie andern ehrlichen Leuten gerne aufheften möchte. Ja, was wollen wir sagen? Ging es doch dem Grafen selbst nicht besser, der Augenzeuge des ganzen Vorfalls war. „Was ist das?" schrie Heinrich, indem er alle Mittel der Reitkunst aufbot, das schnaubende Pferd auf die unheimliche Stätte fest zu bannen—„bin ich wahnsinnig, oder treibt hier der Teufel sein Spiel? Daß man Vögel lehren kann, einzelne Wörter auszusprechen, das weiß ich wohl; aber daß sie so zusammenhängende Gespräche halten, das

wird mir denn doch zu toll.“ Das Grauen, das sich des Herrn bemeisterte, malte sich noch rücksichtsloser in den Zügen seines Dieners, des entsetzten Knappen. Hingegen schwebte um den gekrümmten Mund Hatnau's ein ganz eigenes Lächeln, das eben so wohl der Angst des Grafen, als dem aberwitzigen Gespräche der possierlichen Vögel gelten konnte. Nach einer Pause, eben hinreichend, um des Mannes überlegene Kälte mit der Unruhe der beiden Andern in gehörigen Gegensatz zu stellen, streckte Hatnau seine Hand nach dem Eingange des Tempels aus und sprach: „Wie wär' es wohl, gnädiger Herr, wenn wir uns an den wenderen? Mir scheint, der könnte uns vielleicht den besten Aufschluß geben über diese räthselhaften Thiere und ihr seltsames Gespräch.“

Heinrichs und Dußnangs Blicke waren bis jetzt allzu sehr mit dem beschäftigt gewesen, was über dem Eingang des Tempels sich befand, als daß sie den Gegenstand hätten bemerken können, auf welchen Hatnau bei seiner letzten Aeußerung hindeutete. Nun gewahrten sie einen großen hagern Mann, dessen bräunliches Gesicht vom breiten runden Hute und vom weißen auf die Brust hinunterfallenden Barte größtentheils bedeckt war. Das dunkle nach morgenländischer Art geschürzte Kleid, die hölzerne Flasche an der Seite, und der krumme Stab in der Hand schienen einen Pilger aus dem gelobten Lande anzudeuten. Wirklich saß auch ein kraushaariger Neger von etwa zwölf Jahren auf den Stufen des Altares und hütete eines Kameels, das im hohen Grase ruhte. „Gehören diese Vögel dir?“ rief der Graf. Bescheiden zog der Pilger den

Hut ab, neigte sich zur Erde und sprach mit langsamer Stimme:

„Sie gehören deinem Knechte. Der Herr des Himmels gab den Thieren das Leben. Benhadad verlieh ihnen die Sprache."

„Wer bist du? und was schaffst du mit diesen Vögeln da?" — „Benolim ist mein Name und Benhadad war mein Meister. Ich ziehe hinab zu der Stadt an den beiden Strömen, das Buch der Natur aufzuschlagen vor dem König der Könige." — „Vermuthlich nehmen deine Vögel in diesem Buch eine wichtige Stelle ein?" unterbrach ihn Hatnau. Und als der Pilger mit dem Kopfe nickte, rief der Dienstmann: „Ich will verdammt sein, wenn der fromme Mann am Ende nicht ein Gaukler ist, der nach Mainz zieht, den Leuten das Geld aus der Tasche zu zaubern."— „Wie kommt es aber, fragte Tockenburg weiter, daß diese Vögel nicht bloß meinen Namen kennen, sondern auch so zusammenhängend sprechen?"—„Hier liegt das Geheimniß," entgegnete der Pilger, die Hand auf's Herz legend. „Wenn Benolim redet, so reden die Vögel nicht mehr." Der Pilger verbeugte sich und hielt die Hände, auf welche inzwischen Dohle und Elster hinunter geflogen waren, dem Grafen vor, als erwarte er eine Belohnung für das abgelegte Kunststück. „Da hast du den Lohn dafür, elender Sklave, daß du mit deinen Possen auf offener Straße Leute äffest, deren Blut besser ist, als das deinige." Tockenburg sprach's, schlug die flache Klinge dem Fremdling über den Rücken und sprengte mit seinen Begleitern von dannen. Wer das heftige Geberdenspiel kennt, dem der Südländer sich

hingiebt, wenn er in Wuth geräth, der kann sich eine Vorstellung machen von den Mienen und den Bewegungen des Pilgers. Er fuhr auf wie eine gereizte Schlange, wurde bleich wie Marmor; mit der linken Hand faßte er den Bart, die rechte ballte er zur drohenden Faust zusammen und rief grimmig lachend dem Scheidenden nach: „Das sind die ersten Schläge, die ich erhalten. Schrecklich sollst du sie büßen, wahnsinniger Geck!" Darauf sprach er einige Worte in fremder Sprache zum Mohren. Dieser kniete ehrfurchtsvoll nieder, empfing die Vögel aus den Händen seines Herrn und schloß sie in einen Korb, der an der Seite des Kameels hing. Nachdem sich der Pilger auf den Rücken des Thieres geschwungen, setzte sich dasselbe, von dem schwarzen Knaben geleitet, in Bewegung. Schon war aber der Graf mit seinen Gefährten hinter den ersten Häusern von Zahlbach verschwunden, und die Thürme von Mainz sanken zurück ins Dunkel der Nacht.

4.

Die Ankunft in Mainz.

Die Züchtigung, womit der Graf den arglosen Scherz des Taschenspielers lohnte, scheint allerdings etwas hart zu sein. Allein so geht's. Zürnt der Mensch sich selbst ob einer gegebenen Blöße, so läßt er gar zu gerne seinen Unmuth an dem aus, der die Blöße bemerkte, oder die Entdeckung derselben veranlaßte. Eigentlich hätte der Pilger sich für die erhaltenen Schläge beim Dienstmann Hatnau bedanken sollen. Sein spöttisches Lächeln war dem Grafen nicht entgangen, der die erlittene Demüthigung nun am Pilger rächte.

In der Herberge zu Mainz angekommen, erzählte Tockenburg beim Nachtessen den zechenden Rittern sein lustiges Abenteuer und lachte recht herzlich über die Braut, welche ihm von den possierlichen Vögeln zugedacht worden. An witzigen Einfällen über die Verheißung der gefiederten Erzengel, über die Hochzeitbitter und die Hochzeitgäste, die er nach diesem Vorgang erwarten dürfte, fehlte es natürlich nicht. Einige schüttelten zwar den Kopf und meinten, entweder spuke der Teufel in den Vögeln, oder in dem Pilger. „Ich würde," sprach der alte Ritter von Sieben=

eichen, „am Reichstage keinen einzigen Gaukler zulassen.
Das sind immer verdächtige Gesellen und der Himmel mag
wissen, was sie im Schilde führen. Das habe ich bei Lodi erfahren.
Ein fremder starker Mann kam ins Lager geschlichen,
und wußte durch allerhand Scherze und Kunststücke die
Aufmerksamkeit des Kaisers zu gewinnen. Kaum hatte
er aber bemerkt, daß Friederich alle Morgen sein Gebet
an dem schönen Ufer der Adda verrichtete: so trat er
eines Tages hinzu und ergriff den Kaiser, um ihn in
die Fluthen zu stürzen. Der Italiener war der Stärkere
und hätte den Frevel vollbracht, wenn nicht Beide über die
Stricke der Zelte gefallen und die Stimmen der Ringenden
zu unsern Ohren gedrungen wären. Ich eilte hinzu, rettete
den Kaiser und stürzte den Gaukler, der sich jetzt wahnsinnig
stellte, hinab in die reißende Adda. Eben so große
Gefahr drohte uns von dem alten Sarazenen, welchen
die Mailänder erkauft hatten, damit er den Kaiser vergifte.
Daher sage ich noch einmal: Nur keine Gaukler!
An den höchsten Galgen ließ' ich Jeden henken, der sich
mit übernatürlichen Künsten befaßt."

Sei es nun den Warnungen des alten Ritters oder dem
reichlich genossenen Wein zuzuschreiben: genug, der Graf
von Tockenburg hatte eine ziemlich unruhige Nacht. Immer
hatte er mit schwatzenden Dohlen und lachenden Elstern
zu thun. Bald rief ihn ein spottender Berggeist
beim Namen, bald stand er als irrender Ritter vor einem
Schlosse und sollte ein Fräulein befreien; bald trug eine
Dogge das Fräulein in der Schnauze, während Elster
und Dohle sie umkrächzten. Dann däuchte es ihm wie-

der, er selber sei die Dogge und Haynau die Dohle. Der Graf war daher froh, als er erwachte; er fand, der Herrgott habe es doch seltsam eingerichtet, daß man sich im Schlafe noch mit närrischen Vorstellungen quälen müßte, da man doch mit den Albernheiten des Wachens vollauf zu thun habe.

Darüber muß indeß der Dichter, oder wenn man lieber will, der Romanschreiber ganz anderer Meinung sein. Denn was thut er? Er zeigt die Gebilde seiner Phantasie dem Leser, damit dieser die Sorgen und Mühen des Alltagslebens vergesse und spielend sich neue Kräfte sammle für Körper und Geist. Und gerade das thut der Traum auch. Ein freundlicher Dichter ist er, der jeden Schläfer in seinem Zaubermantel hüllt und dem Menschengeist, der nie ganz ruhen, aber auch nicht immer arbeiten kann, die Wundergärten öffnet, wo er sich ergehen mag, bis neue Kraft ihn durchströmt zum Denken und Wirken. Freilich ist es oft ärgerlich, wenn wir beim Erwachen uns vergeblich nach der schönen Jungfrau umsehen, an deren Arm wir im Schlafe gewandelt, oder nach dem Gelde greifen, womit wir alle Taschen angefüllt hatten und nun zu unserm Verdrusse nichts finden, als das Hemde und die Decke. Dafür söhnt der Traum uns auch zuweilen mit der Wirklichkeit aus und wir schließen uns beim Erwachen viel freudiger und inniger an unsere Welt, an unser Lieben und Leben an. Das Letztere war auch beim Grafen Tockenburg der Fall. Nachdem er in vorerwähnte Klage ausgebrochen, erinnerte er sich, daß er in Mainz

am Reichstag sei. Und wie er's gedacht, sprang er frisch und fröhlich vom Bette hinaus.

Der Reichstag von Mainz gehört zu den prachtvollsten Tagen der Vorzeit. Ueber vierzigtausend Ritter hatten sich an demselben eingefunden. Da nun Mainz bei weitem nicht groß genug gewesen wäre, die Menge seiner Gäste zu fassen, so hatte man vor den Mauern der Stadt auf einer schönen Ebene am schönen Rhein für den Kaiser ein Lustschloß mit einer zierlichen Kapelle erbaut. Rings umher standen die Wohnungen der Fürsten, an Größe und Pracht wetteifernd; dann folgten in verschiedenen Farben und Gestalten die Zelte der Niedern, eine zweite Stadt, bunter und lebendiger, als man je eine geseh'n. Betrachtete man, sagt die Fischinger Handschrift, die bekränzten, mit Tapeten behangenen Häuser, die vielfarbigen Zelte, die Triumphbögen, Schattengänge, Bildsäulen, Piramiden und Obelisken, so glaubte man in den Zaubergärten Babilons oder in den Hainen Elisiums zu sein. Sah man die zahllosen Schaaren stattlicher Ritter, deren Waffen, deren silberne und goldene Rüstungen im Strahle der Sonne sich spiegelten: so schien es, als schicke ein himmlisches Heer sich an zum Kampfe gegen den ewigen Feind. Erblickte man aber die engelgleichen Frauen und Jungfrauen mit ihren wehenden, duftenden Gewändern, mit ihren Perlen und Diademen im gelockten Haar: dann wandelte man kaum mehr auf Erden, man fühlte sich im Paradies der Mahomedaner versetzt.

Nach diesen Worten macht Pater Beda (denn der soll der Verfasser der Fischinger Handschrift sein), einen hefti=

gen Ausfall auf den falschen Propheten, welcher lehrte, jeder Gläubige werde im Paradiese zweiundsiebenzig blühende Jungfrauen bekommen. Beda schreibt es vorzüglich diesem Lehrsatze zu, daß so viele Menschen den Islam angenommen hätten. Und man merkt es ihm deutlich an, daß dieser Artikel auch seinem sonst felsenfesten Glauben sehr gefährlich werden könnte. Wir werden uns übrigens wohl hüten, hier die ganze Strafpredigt zu wiederholen; denn Beda nimmt's mit seinen Ausdrücken über das schöne Geschlecht gar nicht zu genau. Und uns ist gerade am Beifall des schönen Geschlechts am meisten gelegen. Wenn aber ein sechzigjähriger Mönch in seiner Zelle beim bloßen Erzählen jener Festlichkeiten in solches Feuer geräth, wie mußte es einem Augenzeugen, einem Ritter von vierundzwanzig Jahren zu Muthe gewesen sein, einem Ritter, dessen hohe schlanke Gestalt, dessen männlich schönes Antlitz ihn zum willkommnen Gaste machten bei den reizendsten Frauen des hohenstaufischen Hofes! Wie manchen guten Bekannten hatte er da zu besuchen, wie manchem holden Fräulein seine Huldigung darzubringen. Daher ist es begreiflich, daß er erst am Samstag Abend ein Stündchen erübrigen konnte, um sich nach dem Befinden seines Oheims zu erkundigen, des Abtes Werner von Einsiedeln, der sich im Pallaste des Erzbischofes Conrad aufhielt.

5.

Das Nachtessen.

Abt Werner erging sich just mit seinem Freunde, dem Abt Ulrich von St. Gallen, im großen erzbischöflichen Garten. Werner war ein kleiner dicker Mann, dessen stattlicher Bauch und lachendes Gesicht für seine Gutmüthigkeit und heitere Laune das beste Zeugniß gaben. Nachdem der alte geistliche Herr seinem Neffen einen lustigen Leviten darüber gelesen, daß er sich so spät bei seinen Verwandten sehen lasse: legte er demselben die Buße auf, die er für einen solchen Wildfang als die passendste erachtete. „Bei uns muß er den Abend zubringen, im Umgange alter ernsthafter und frommer Männer. Keine Umstände, keine Einwendungen! ich kann die Aber und Wenn nicht leiden!" Lachend nahm er den jungen Mann am Arm und führte ihn in den Speisesaal.

Wer das Kompliment, das der muntere Oheim sich und seinen Tischgenossen machte, für baaren Ernst nehmen wollte, der würde sich eben so sehr täuschen, wie der Leser, der ein nahes Trinkgelag bäurischer Mönche und Pfaffen erwartete. Aus adeligem Blute stammend, im Waffenhandwerk und in Staatsgeschäften

wohl erfahren, nahmen die Bischöfe, Aebte und Priester jener Zeit Theil an den Vergnügungen der Welt und an der Verfeinerung der Sitten, die am Hofe der Hohenstaufen den höchsten Punkt erreicht zu haben schien. Nur im Kloster und in der Kirche waren sie Mönche und Priester und manchmal auch da kaum. Ein paar lateinische Tischgebete abgerechnet, hätte Tockenburg im Speisesaal wenig Geistliches bemerken können. An der reichbesetzten Tafel saßen der Erzbischof und Churfürst Konrad, der Bischof Berchtold von Konstanz, der Abt von St. Gallen, der Abt von Fulda und viele Grafen und Edle, meistens Dienstmannen dieser geistlichen Herren. Die Pracht, mit welcher am folgenden Tag die Festlichkeiten in der Domkirche eröffnet werden sollten, war der Hauptgegenstand, um welchen das Gespräch an der Tafel sich drehte. Abt Werner, der durch Hülfe des Kaisers Friederich zu seiner Würde im Kloster Einsiedeln gelangt war, konnte nicht satt werden, die Macht und Größe seines erlauchten Gönners zu preisen. Obgleich der Erzbischof, der früher zum Pabste Alexander gehalten, diese Begeisterung nicht theilte, so war er doch Hofmann genug, seinem Gaste beifällig zu nicken; um so mehr, da er unter dem eigenen Dienstadel Viele zählte, die dem Kaiser sehr ergeben waren und unter Konrads kriegerischem Vorgänger, dem Churfürsten Christian, in Italien Ruhm und Reichthum erworben hatten. Er begnügte sich daher zu bemerken: „Seine Majestät ist gewiß ein weiser und großmüthiger Herr und ohne die übelberechneten Rathschläge einiger Diener hätte der Kirchenzwist, dessen glückliche Be-

endigung wir in diesen Tagen feiern, wahrlich nicht so lange gedauert. Es gilt daher dem Wohle unsers gnädigen Herrn des Kaisers und dem Wohle seines ganzen ruhmbekränzten Hauses. Lange lebe der Kaiser und sein Haus!" Bei diesen Worten erhob er den goldenen mit Edelsteinen geschmückten Pokal. Stürmisch flogen die Gäste von ihren Sitzen und leerten redlich ihre Becher.

„Herr Churfürst, Ihr habet Recht, mehr als Recht!" rief der Abt von Fulda, ein kleines schwarzes Männchen mit struppigem Haar und spitziger Nase. „Hätten Christian und Rainold dem Kaiser gerathen, wie Ihr; es wäre wohl Alles besser gegangen." — „Stille! stille!" sagte lächelnd Konrad, „de mortuis nihil, nisi bene (von den Todten muß man nichts reden, als Gutes)." — „Gerne," kreischte der Abt von Fulda! „gerne ließe ich die Todten im Grabe ruhen, wären nur alle bösen Diener im Grabe. Das Fieber hat den Kanzler Christian dahin befördert, wohin er gehört, und Ihr nehmt den Platz ein, der Euern Verdiensten gebührt. Aber schlimmer als Christian und Rainold ist unser Nachbar, der Erzbischof Philipp von Köln. Wie der mit dem Stifte Fulda umgeht: es möchte gemalet am Himmel stehen. Aber gebet Acht, morgen setze ich diesem stolzen Manne eine Brille auf die Nase, die größer sein soll, als die beiden Pflugsrädlein im Wappen von Mainz. Ja wohl! vor Kaiser und Reich, mitten in der Domkirche will ich das thun. Ihr Herren alle sollet Euer blaues Wunder schauen."

Dieser kecke Angriff auf einen Churfürsten erregte allgemeine Mißbilligung; eine plötzliche Stille verbreitete

sich, und der Churfürst Konrad stand noch an, wie er den üblen Eindruck verwischen könne. Zum Glücke öffnete sich die Thüre und ein Gegenstand trat herein, der sogleich die Blicke Aller auf sich zog. Ein wohlgewachsener, schön gekleideter Negerknabe, dessen Haut schwarz wie Ebenholz, dessen Zähne weiß waren wie Elfenbein, durchschritt den Saal, neigte sich tief und schweigend, und überreichte dem Abte von St. Gallen ein zierliches Kästchen, demjenigen von Fulda aber eine alte Pergamentrolle. Schnell und leicht, wie er gekommen, entfernte der stumme Bothe sich wieder. „Da haben wir ja," sagte der Churfürst, „die Bescheerung des Christkindleins leibhaftig; freilich ist es nur ein König, und dieser noch ziemlich jung."— „Dafür sind der Kinder zwei und diese ziemlich alt," rief lachend Abt Werner von Einsiedeln, indem er seinem Amtsbruder von Fulda einen Blick zuwarf, der nichts weniger, als schmeichelhaft war.

„Merkwürdigkeiten! Ihr Herren," hub Abt Ulrich von St. Gallen an; „Reliquien aus dem gelobten Lande! Graf Rudolf von Pfullendorf, der nach dem Tode seines einzigen Sohnes, das Kreuz nahm, schickt mir hier von Jerusalem aus Heiligthümer von unschätzbarem Werth. Bei der Stadt Damaskus steht ein dem Patriarchen Abraham geweihtes Kloster. Daselbst wurden seit undenklichen Zeiten die Gebeine Abrahams, Isaaks und Jakobs in einem Altare aufbewahrt. Graf Rudolf wußte sich durch große Opfer einige Stücke derselben zu verschaffen und schickt sie nun aus alter Liebe dem Kloster St. Gallen, dessen Schirmvogt er so lange gewesen.

Wo diese Heiligthümer sich befinden, wird auch der Segen Abrahams, Isaaks und Jakobs sein."

In jener Zeit zweifelte Niemand an der Aechtheit und der wunderthätigen Kraft solcher Reliquien. Daher drängten sich die geistlichen und weltlichen Herren neugierig um das Tischchen herum, auf welches der fromme Abt Ulrich seinen Schatz gestellt hatte. Nur Einer der Gäste kümmerte sich wenig um den Schatz — und das war der Abt von Fulda. Er stand unter dem großen Leuchter, ganz vertieft im Lesen seiner Pergamentrolle. „Herr Bruder," sagte neckend der Abt Werner von Einsiedeln, „vermuthlich habet Ihr da auch ein Heiligthum aus dem gelobten Lande erhalten."—„Allerdings," antwortete Fulda, „und zwar ein Heiligthum, das mir mehr werth ist, als die Knochen aller Erzväter, Propheten und Apostel zusammen. Hier hat mir endlich der weise Benolim die Urkunde verschafft, deren ich bedarf, um morgen die Ansprüche meines Klosters gegen diesen stolzen Churfürsten von Köln zu rechtfertigen." — Tockenburg, der den Negerknaben sogleich erkannt hatte, fragte: „Wer ist aber dieser weise Benolim?"— „Das," versetzte Fulda mit listigem, geheimnißreichen Lächeln, „das weiß nicht Jedermann und wer es weiß, sagt es — nicht Jedermann."

„Daß dich die Pest!" murmelte Werner, und drehte sich auf dem Absatz gegen seinen Neffen um. „Ich will mein Leben zum Pfand setzen, die kleine Eule da verderbt uns morgen den ganzen Spaß. Es ahnet mir nichts Gutes. Komm, Heinrich, laß den groben Kegel stehen." Als nun aber Tockenburg die gleiche Frage über Ben-

olim an seinen Oheim richtete, erwiederte dieser mit Achselzucken: „Die Frage ist leichter, als die Antwort. Seinem Aeußern nach ist er ein Pilger, seinem Handwerk nach ein Gaukler und seinem eigentlichen Wesen nach — ein Räthsel. Einige halten ihn für einen spanischen Arzt oder Naturforscher; Andere für einen Magier aus Aegypten, noch Andere sogar für den ewigen Juden. Alle sind darüber einig, daß er das nicht sei, was er zu sein scheint. Ich würde ihn ohne anders für einen Schurken erklären, der an den Reichstag kommt, die Leichtgläubigkeit der Leute auszubeuten, wenn mich nicht vorhin der Churfürst Konrad versichert hätte: Der Pilger Benolim sei vom heiligen Vater dem Kaiser und den Churfürsten durch eigenhändige Briefe in einer überaus wichtigen Angelegenheit sehr dringend empfohlen worden."— Tockenburg, dessen Neugierde durch das Gesagte nur gesteigert worden war, hatte noch mancherlei Fragen, Zweifel und Einwendungen auf dem Herzen; aber er mußte das Gespräch abbrechen, denn der Ehrenwein wurde aufgetragen, und die Mahlzeit, weil es Samstag war und der Erzbischof am Morgen das Hochamt halten sollte, früher beendigt, als es sonst der Fall gewesen wäre.

6.

Das Glück beim Unglück.

Als am Morgen des Pfingstsonntags 1184 die Glocke auf der Domkirche acht Uhr schlug, schwenkte ein Mann, der auf der Spitze des Thurmes stand, die rothe, mit zwei silbernen Rändchen geschmückte Fahne der Stadt Mainz. Plötzlich ertönte von allen Seiten das feierliche Geläute der Glocken. Die Ritter bildeten ein Spalier von dem kaiserlichen Lustschloß am Rhein bis hinauf zum ehrwürdigen Dom; und die blumenbedeckte Straße zog sich durch einen Wald von Helmen, Speeren und Bannern. Den Zug eröffneten drei Churfürsten. Rechts ging der Pfalzgraf Konrad, den Reichsapfel in der Hand, links der Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Zepter, und in der Mitte trug Herzog Bernhard von Sachsen das Schwert des Reichs. Unter einem prachtvollen Baldachin, emporgehoben durch die beiden Bürgermeister und vier Rathsherren von Mainz, schritten der Kaiser und die Kaiserin einher, das Haupt mit der Krone, die Brust mit goldenen Ketten bedeckt und die zierlichen Atlaskleider nur halb verhüllt vom rothen, reich gestickten Mantel. Unter dem zweiten Baldachin befanden sich,

Jugend und Glanz mit einander vereinend, König Heinrich und seine italienische Braut. Dann folgten seine drei Brüder, die Herzoge Friederich, Konrad und Philipp. Hierauf kamen der Hofstaat, die fremden Fürsten und Gesandten, Frauen, Priester und Ritter in unabsehbarer Menge. Noch hatten die Hintersten das Lustschloß nicht verlassen, als die Vordersten schon bei der Domkirche anlangten, wo die Churfürsten von Mainz, Köln und Trier die Majestäten empfingen und sie hinbegleiteten zu den herrlichen Thronsitzen.

Dem Strome gleich, der, lange zwischen Dämmen oder Felsen eingeengt, plötzlich über beide Ufer sich erhebt, ergoß, nach seinem Eintritt in die Kirche, der Zug sich rechts und links in die Stühle. Das Tosen der eindringenden Menge, das Klirren der Waffen, das Rufen der Herolde wiederhallte laut in den hohen Gewölben des gothischen Tempels. Die Orgel ertönte — tiefe Stille verbreitete sich im Heiligthum — und ein harmonischer Wechselgesang festlich gekleideter Knaben und Mädchen hob an. Als aber erst Ulrich von Zatzikofen und die schöne Gräfin Ida von Kirchberg den Friedensgesang anstimmten, den Walter von der Vogelweide für diesen Tag gedichtet hatte, war Alles Aug und Ohr, und himmlisches Entzücken durchzitterte jegliche Brust. Nur der Graf von Tockenburg glaubte ein spöttisches Lächeln in der Versammlung zu bemerken. Wie er nämlich, übermannt von der Zaubergewalt der Töne, hinaufschaute nach dem Gewölbe des Domes, fiel sein Blick auf ein ovales Fensterchen, aus welchem ein bekanntes Gesicht ihm entgegen grinzte —

dasjenige des Pilgers Benolim. In den Zügen dieses Mannes lag ein gewisser Hohn, ein unheilverkündendes Etwas, das den Grafen widerlich durchdrang und ihm alle Freude verbitterte. Es war ihm, er sehe die kreischende Möve, die schadenfroh dem heitern Volke der Schiffer den nahenden Sturm verkündet. Seine Ahnung täuschte ihn nicht.

Der Gesang hatte verklungen und Erzbischof Konrad trat zum Altare, um alter Uebung gemäß das Hochamt zu halten. Doch siehe! da erhebt sich in der Nähe des Kaisers ein kleines schwarzes Männchen mit einer Pergamentrolle in der Hand. Der erste Blick überzeugte den Grafen von Tockenburg, daß es der streitsüchtige Abt von Fulda sei. „Gerechtigkeit!" rief das Männchen; „Gerechtigkeit für das fromme Gotteshaus, dessen Vorsteher ich bin. Seit uralter Zeit wurden die Verdienste des heiligen Bonifazius um Deutschland dadurch geehrt, daß auf Reichstagen der Abt von Fulda seinen Sitz zur Linken des Kaisers einnahm. Nun aber maßt sich der Erzbischof von Köln diesen Ehrenplatz an. Mein Vorgänger ließ es geschehen, weil er ein alter schwacher Mann war; aber ich werde meinem Kloster nichts vergeben. Daher bitte ich Eure Majestät, daß ich und meine Abtei bei den wohlhergebrachten Rechten unsrer Vorfahren geschützt werden."

Der Kaiser, durch diese Anrede überrascht, suchte den Klagenden zu belehren, daß hier weder die Stätte noch der Augenblick sei zur Erörterung solcher Fragen. Allein der Abt ließ sich nicht abweisen. „Die Gerechtigkeit erhö-

het ein Volk," — schrie er mit gellender Stimme. „Zur Gerechtigkeit aber ist der Reichstag die schickliche Zeit, zur Gerechtigkeit der Tempel Gottes der schickliche Ort. Hier ist die Urkunde, die mir ein weiser Mann aus dem Orient verschaffte; auf sie stützen sich meine Ansprüche. Vor der ganzen Christenheit verlange ich laut und feierlich den Platz zurück, den dieser übermüthige Churfürst mir und dem Stifte Fulda vorenthält!"

Den unangenehmen Hader abzukürzen, wandte sich Friederich an den Erzbischof Philipp von Köln und bat ihn, daß er dem Abte sein Verlangen bewillige. „Wohlan! wenn Eure Majestät es befiehlt, so muß ich gehorchen" — sagte Philipp todtblaß vor Wuth. „Ich gebe nach, fordere aber die Erlaubniß, mit dem Platze zugleich die Versammlung verlassen zu dürfen." Er verbeugte sich rasch, drückte den rothen Churfürstenhut auf's Haupt und schritt trotzig der Thüre des Domes zu. Ihm folgten seine Lehnsmannen und Freunde, der Herzog von Brabant, der Graf von Nassau, der Pfalzgraf am Rheine und viele Ritter und Edle. Denn Philipp hatte über viertausend Begleiter mit sich nach Mainz gebracht. Ein Theil der Anhänger Philipps zog die Schwerter; das Gleiche thaten auch die Dienstmannen von Fulda. Ein blutiges Handgemenge an heiliger Stätte, wie bei einem ähnlichen Vorfall zu den Zeiten Heinrichs IV., schien den Meisten unvermeidlich. Viele Zuschauer sprangen neugierig auf die krachenden Bänke; Andere trieben sich in wilder Angst den Thüren zu. Die Verwirrung stieg.

„Helf't," rief urplötzlich eine Stimme, „helf't der Gräfin

Ida!" Jetzt bemerkte Tockenburg, daß die blumenbekränzten Schranken, innert welchen sich die Sängerinnen befanden, von dem Andrang zusammengestürzt waren, und daß eine Dame umsank im wogenden Gewühl. Ein Augenblick — und sie war zertreten. Dieses sehen, den Vormann bei Seite stoßen und das sinkende Fräulein in seine Arme auffangen — das war für den Grafen eins. Eine Weile verschwanden zwar Beide wieder in dem ungeheuern Gedränge. Aber bald erschien Heinrich unter der Pforte mit der holden Bürde, die er nach einer Bank hintrug, über welche ein paar Akazien ihre schattenreichen Zweige ausbreiteten.

In tiefer Ohnmacht befand sich die Jungfrau, die Niemand anders war, als die schöne Gräfin Ida von Kirchberg, die noch vor wenig Augenblicken durch ihren seelenvollen Gesang den Jüngling entzückt hatte, der jetzt zu ihren Füßen knieend mit zarter Sorgfalt sie in's Leben zu rufen sich bemühte. Das kastanienbraune Haar hing aufgelös't auf den weißen Hals hinab; die glänzenden, schwarzen Augen waren halb geschlossen. Doch lag um den feinen Mund, um die sanft gewölbte Nase und um das ganze Engelsantlitz so viel Anmuth ausgebreitet, daß es zweifelhaft ist, ob die Ohnmacht oder das Erwachen dem Ritter willkommner gewesen. Endlich eilte Ida's Zofe herbei. Mit ihrer Hülfe gelang es dem Grafen, Ida zum Bewußtsein zurück zu bringen. In holder Verwirrung öffnete sie die Augen und mit einem verschämten Lächeln, das die Grübchen und die rosige Farbe auf die

Wangen zurückzauberte, antwortete sie dem hübschen Manne, der sich ängstlich nach ihrem Befinden erkundigte. Sie fühle zwar keine Schmerzen, wünschte aber doch nach der Herberge zurückgebracht zu werden. Ob der Schrecken, oder der in Unordnung gekommene Anzug die Hauptursache dieses Wunsches gewesen — darüber sind die Schriftsteller ungleicher Ansicht und also bleibt die Sache dem Ermessen der schönen Leserinnen anheimgestellt. Genug! Auf den Befehl Tockenburgs, der sein Wort mit klingenden Gründen unterstützte, nahten sich zwei Sänftentrager, die zufällig vor dem Dome hielten, um die Dame aufzunehmen. Hatte Tockenburg vielleicht darauf gerechnet, die Sänfte begleiten und mit der interessanten Jungfrau bekannter werden zu können: so sah er sich plötzlich in dieser angenehmen Hoffnung getäuscht. Graf Albert von Habsburg, der inzwischen zu Ida getreten und von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt war, wandte sich verbindlich gegen Tockenburg und dankte ihm für den Dienst, welchen er der schönen Base geleistet. „Ihr habet, fügte er hinzu, durch Rettung dieser köstlichen Perle, uns, ja den ganzen kaiserlichen Hof euch zum Danke verpflichtet. Da indessen euere Gegenwart in der Kirche vielleicht von Nutzen sein könnte: so werde ich nun dafür sorgen, daß Ida durch einen meiner Dienstmannen nach der Herberge geleitet werde." Mehr als dieser vornehme Dank eines Mannes, der seine nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser zu fühlen schien, lohnte ihn das freundliche Lächeln, mit welchem Ida von ihm Abschied nahm. Denn daß er darin mehr fand, als die Jungfrau vielleicht selbst hin-

ein zu legen gedachte — das wird dem jungen Manne wohl Niemand verargen.

Hochbeglückt kehrte er zur Domkirche zurück. Auch hier hatten sich die Dinge zum Bessern geändert. Als König Heinrich die gefährliche Wendung wahrnahm, welche dem Hader zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Abte von Fulda gegeben werden sollte: erkannte er mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblick sogleich die bedenklichen Folgen, die dieses Ereigniß nach sich ziehen könnte. Er gedachte seiner weitaussehenden Plane in Italien, die gar leicht durch erneuerte Unruhen in Deutschland gestört werden mochten. Rasch sprang er daher von seinem Thronsitze auf, eilte zur Thüre hinaus, fiel dem Erzbischof um den Hals und bat ihn inständig, die Freude dieses Tages nicht in Trauer zu verwandeln. Den beredten Vorstellungen des Jünglings, dem er selbst vor fünfzehn Jahren die Krone auf das zarte Haupt gesetzt, konnte der greise Fürst nicht länger widerstehen, und er begab sich an seiner Hand hinein zu dem Kaiser.

„Mein lieber Erzbischof und Churfürst, sagte Friederich, ich habe euch weder kränken, noch beeinträchtigen wollen; sondern vorausgesetzt, der Abt habe zu seinem Verlangen Grund." Erzbischof Filipp aber entgegnete: „Wahrlich! ich hätte nicht geglaubt, daß ihr mir in Gegenwart der Fürsten so großes Unrecht anthun würdet. Sehet mein Haupt an! in euerm Dienst ist es ergraut. Ich habe Noth und Gefahr, Leib und Gut nicht geschont; ja ich habe leider Seelenangst und Gewissenszweifel nicht geachtet, wo es eu're und des Reiches Ehre galt. Und nun

setz't ihr mich, den ersten und treuesten Reichsstand einem Abte, den Erzbischof einem Mönche nach, welcher, ohne euers höhern Schutzes sicher zu sein, schwerlich bis zu solcher Anmaßung gekommen wäre." Lebhaft über diese Rede bewegt, stand der Kaiser auf und hob die Hand in die Höhe, um mit einem feierlichen Eide seine Unschuld zu beschwören. Da rief aber der Erzbischof: „Des Kaisers Wort gelte ihm als Eid!"

Hiemit war, denn der Abt mußte zurücktreten, die Ruhe glücklich wieder hergestellt. Der Erzbischof Konrad von Mainz hielt die Messe. Die Ertheilung der Ritterwürde an die Söhne Friederichs blieb auf den künftigen Tag verschoben. Den fatalen Kopf in dem ovalen Fensterchen suchte Tockenburg vergeblich. Wie aber der Zug den Kaiser mit gleicher Feierlichkeit nach dem Lustschlosse zurückbegleitete, zuckte Abt Werner von Einsiedlen seinen Neffen beim Mantel und sagte: „Habe ich es nicht vorhergesehen, daß die verdammte Eule uns den ganzen Spaß verderben werde." — „Je nun! versetzte der Neffe, es ist kein Unglück, bei dem sich nicht auch ein Glück befindet."

7.

Die vornehmen Bedienten.

Nachdem also das Fest mit einer religiösen Feierlichkeit begonnen und der Mächtigste sich vor dem Herrn gebeugt hatte, vor welchem der Kaiser und der Tagelöhner gleich ist: so sollten jetzt die Churfürsten die seltsamen Verrichtungen üben, zu denen ihr Amt sie verpflichtete. Fürsten, selbst Könige mußten dem Kaiser die kleinen Dienstgeschäfte erweisen, die man sich gewöhnlich vom Aufwärter oder Stallknecht verrichten läßt, damit die ganze Welt aus diesen sinnbildlichen Handlungen erkenne, das Oberhaupt der Christenheit stehe über den Fürsten eben so hoch, wie der Ritter über seinen Dienern. Vielleicht weilen meine Leser gerne einige Augenblicke bei diesen Gebräuchen, denen man eine rohe Größe nicht absprechen kann.

Vor dem mit Säulenhallen, Triumphbogen, Zinnen und Bildsäulen reich verzierten Schlosse, das, wie das deutsche Reich selbst, ein Mittelding von römischer und germanischer Bauart darbot, war ein großer viereckiger Platz ausgesteckt. Am Ende desselben erhoben sich zwei mit Hühnern angefüllte Thürme, zwischen diesem rauchte,

wie ein wilder Vulkan, die gewaltige Küche und nicht weit davon stand der Brunnen mit dem doppelten Reichsadler, welcher aus dem einen Schnabel weißen, aus dem andern aber rothen Wein hervorsprudelte. Im Innern des Raumes erblickte man einen großen Haufen Hafer. Auf einer Tafel lag in einer vierzehn Fuß langen und acht Fuß breiten vergoldeten Schüssel ein ganzer gebratener, mit Blumen und Bändern geschmückter Ochse. Der war mit hundert Bratwürsten, zwölf Gänsen, zwölf Enten, sechs Spannferkeln, sechsunddreißig Hühnern und zwei ganzen, ebenfalls gebratenen Hammeln gefüllt. Ringsherum wogte in unabsehbarer Menge das schaulustige Volk.

Am Balkonfenster des großen Saales erschienen in der Tracht Karls des Großen, der Kaiser Friederich und sein Sohn, König Heinrich. Jetzt kam der Kämmerer des Reichs, der Markgraf von Brandenburg, die Treppe herunter, schwang sich auf seinen Hengst, holte von einem Tische ein goldenes Handbecken sammt Gießfaß und Handquele, ritt zurück und trat, nachdem er das Pferd abgegeben, vor den Kaiser und den König, die sich die Hände wuschen und trockneten. Lustig spielte die Musik. In ähnlicher Weise sprengte der Churfürst von Sachsen als Erbmarschall auf den Haferhaufen zu, füllte ein silbernes Gefäß, fuhr mit dem Streichblech darüber und trug es mit großem Anstand zurück. Als der kaiserliche Marstall besorgt war, lenkte der Pfalzgraf Otto als Truchseß sein Roß nach dem gebratenen Ochsen hin, hieb sich ein Stück von demselben ab, legte es in eine silberne Schüssel, fügte zwei andere Gerichte bei, trabte bis zur

Treppe des Pallastes, stieg, indem der Erbmarschall ihm mit einem schwarzen Stab voranging, die Stufen empor und stellte die Speisen auf den erhöhten kaiserlichen Tisch. Zum Schlusse holte der Mundschenk bei dem mit dem Reichsadler geschmückten Springbrunnen den köstlichen Saft, ohne welchen selbst des Kaisers Mahl freudenlos wäre. Während das sich unten begab, traten die drei geistlichen Churfürsten vor den Kaiser und der Erzbischof von Mainz überreichte in ihrem Namen einen silbernen Stabe die Siegel des Reichs.

War das oben Erzählte schon geeignet, das Volk zu unterhalten, so trugen ein paar andere Umstände noch vieles bei zur Vermehrung der allgemeinen Freude. Der Erbschatzmeister ritt durch die Menge, langte aus den prächtigen Beuteln, die auf beiden Seiten des Sattels hiengen, silberne und goldene Münzen hervor, warf sie rechts und links, so daß sie in der Luft jedes Mal wie ein metallener Regen lustig erglänzten. Zuletzt schleuderte er die leeren Beutel über die Köpfe hin. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Als der Haferhaufen und der Springbrunnen preis gegeben ward, eilte Mancher mit einem gefüllten Sack oder Krug davon, überglücklich, bis ein guter Freund ihm ein Loch in den Sack schnitt, oder den Krug aus der Hand schlug. Heftig kämpften die beiden Zünfte der Metzger und Schmide um den

gebratenen Ochsen. Letztere wurden Meister, weil sie im entscheidenden Augenblicke aus einem geöffneten Fenster brennenden Flachs auf die Köpfe ihrer Gegner hernieder flackern ließen. Im Nu sah man die Küche abgebrochen, und die beiden Hühnerthürme erstürmt. Von allen Seiten flogen die gebratenen Tauben auf die glücklichen Zuschauer hinab.

Nun begann die Mahlzeit sowohl im Pallaste als draußen auf der Wiese in den hiefür eingerichteten schön geschmückte Baracken und Zelten. Unmittelbar an den Fenstern des Saals saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, der Kaiser und die Kaiserin, der König und seine Braut. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Buffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen. Mainz den Majestäten gegenüber, Trier zur Rechten, Köln zur Linken. Neben Mainz saßen der Truchseß und der Marschall, bei Trier der Mundschenk und bei Köln der Kämmerer. Dann folgten die Prinzen, Fürsten, Gesandten, Prälaten u. s. w. in mancherlei Abstufungen. Die Fischinger Handschrift erzählt weitläufig, wie die Tafeln gestellt, wie viele Gerichte aufgetragen und welche Weine getrunken worden seien. Da aber der Pater Beda in solcherlei Dingen ein besserer Kenner sein mochte, als der Verfasser: so wollen wir die Schilderung übergehen und die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Mann hinlenken, der ihm nicht mehr fremd ist: auf den Grafen Tockenburg.

So groß auch die Lüsternheit ist, mit welcher Pater Beda diese Mahlzeit beschreibt: so schien doch der Graf

Tockenburg an derselben wenig Behagen zu finden. Stumm und theilnahmlos saß er da an der geräuschvollen Tafel. „Alle Wetter! was fehlt dir? fragte Marquard von Andweil, „hast du Fasttag? oder ist dir nicht recht wohl? du berührst ja keine einzige Speise."— „Mein verdammtes Zahnweh regt sich wieder!" entgegnete der Graf, und stürzte hastig ein Glas Johannisberger hinunter. Dabei richteten sich seine Blicke unverwandt nach dem obern Ende der Tafel. Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß dort der Sitz seines Uebels zu suchen sei. Denn dort saß in himmelblauem Atlaskleide, mit Perlen reich geschmückt, das niedliche Köpfchen von stolzen Federn umwallt, die schöne Gräfin Ida von Kirchberg. Der schalkhafte Muthwille, der auf ihrem Gesichte thronte, theilte sich ihrer ganzen Umgebung mit; mehr als ein Mal beklatschten Herren und Frauen ihre witzigen Einfälle. „Die hat sich von ihrem heutigen Unfalle wieder ordentlich erholt," murmelte Heinrich leise zwischen den Zähnen. Zwar konnte sein lauschendes Ohr der Entfernung wegen nicht hören, was sie sagte, aber er sah, daß ein halbes Dutzend junger Ritter ihr den Hof machten und daß sie die dargebrachten Huldigungen mit Wohlgefallen aufnahm. Als sie nun gar der Graf Hartmann von Kiburg zärtlich bei der Hand faßte und sie ihm lachend ein paar Worte ins Ohr raunte, so fand er diese Vertraulichkeit sehr unschicklich; obgleich er selbst sie schon tausend Mahle begangen haben mochte. Eben wollte er die Tafel voll Aerger verlassen — da musterte Ida mit ihren glänzenden schwarzen Augen

die Reihen der Gäste und warf, als sie den Grafen Tockenburg herausgefunden, ihrem Retter einen freundlichen Blick zu. Dieser Blick übte eine Zaubergewalt; alle Gedanken an's Weggehen waren plötzlich verschwunden. Fand er auch jetzt noch keine sonderliche Freude an der Umgebung Ida's, so blieb er doch bis die Tafel aufgehoben wurde. Diesen Augenblick benutzte er dann, um sich nach dem Befinden Ida's zu erkundigen.

„Für den ersten Sprung dieser Art, antwortete sie drollig, befinde ich mich recht leidentlich. Bei einem zweiten wird es hoffentlich noch besser gehen, bekanntlich sind alle Anfänge schwer." — „Da sehe man einmal die Undankbare! sagte Graf Albert von Habsburg. Hört man meine Base, so sollte man glauben, sie sei Alles ihrer Geschicklichkeit schuldig. Sah man hingegen die Sache selbst, wie ich, so weiß man, daß ihre Rettung allein das Werk dieses edlen Grafen ist, der im Auffangen von Frauenzimmern eine ganz eigenthümliche Gewandtheit besitzt." — „Um Verzeihung! das erkenne ich wirklich mit Dank, erwiederte sie lachend. Wenn daher der Kaiser für gut finden sollte, auf den nächsten Reichstag den streitsüchtigen Abt von Fulda wieder einzuladen: so will ich ihn bitten, daß er auch den hülfreichen Grafen von Tockenburg bereit halte, zum Schutz und Frommen der Damen." — „Ach! man kann heute kein ernsthaftes Wort von ihr herausbringen, sie ist der Muthwillen selbst, sprach gravitätisch die Gräfin Ida von Habsburg. Ich werde wohl für meine Taufpathin den Dank übernehmen müssen." — „Zugegeben! bemerkte

das Fräulein dazwischen, insofern ihr unsern Stammbaum und den alten Herkules von Kirchberg nicht in's Spiel bringet." Allein die Erstere fuhr fort, ohne darauf zu achten: „Wir sind mit einander verwandt von meiner seligen Mutter her, die, wie männiglich weiß, eine Schwester des Herzogs Welf von Baiern und eine Muhme unsers erlauchten Herrn, des Kaisers war. Ich habe sie aus der Taufe gehoben und seit einiger Zeit Mutterstatt an ihr vertreten. Ihr werdet es daher glauben, daß ihr heute uns einen großen Dienst erwiesen und daß wir gerne unsern Einfluß und unsere Verbindungen benutzen werden, um bei vorkommender Gelegenheit euch wieder etwas Angenehmes zu erzeigen." Tockenburg unterbrach die redselige Dame mit den Worten: „Gnädige Frau, es bedarf dessen nicht. Wer der Schönheit dient, wird durch den Dienst selbst hinlänglich belohnt." Ein zärtlicher Blick auf die reizende Ida machte den Kommentar dieser Worte.

„Recht so, Herr Nachbar," fiel der junge Graf Hartmann von Kiburg ein, indem er Tockenburg treuherzig die Hand schüttelte, „Frauen beschützen ist des Ritters angenehmste Pflicht. Gern hätte auch ich sie erfüllt, wäre mein Posten nicht zufällig auf der entgegengesetzten Seite der Kirche gewesen. Da also ihr gethan, was eigentlich mir zugekommen wäre: so bringe ich euch meinen warmen Dank dar für Ida's Rettung. Meine Braut— „Was? rief Tockenburg, die schöne Gräfin wird doch nicht" — „Wohl! wohl! lieber Herr Nachbar, Ida ist meine Braut," versetzte Kiburg. — „So? eure Braut?

das ist das erste Wort, das ich höre!" — „Glaub' es wohl, lieber Nachbar, es sind erst vierzehn Tage, daß wir uns versprochen." Dieser Aufschluß genügte. Tockenburg stammelte einige unzusammenhängende Worte, die ein Glückwunsch sein sollten über die getroffene Wahl — verbeugte sich und ging.

8.

Steine des Anstoßes.

Die Grafen von Kiburg, deren bethürmtes Stammschloß heut zu Tage noch von der waldigen Höhe hinab schaut auf die viel gewundene Töß und das blühende Winterthur, waren zur Zeit der Hohenstaufen ein sehr angesehenes und mächtiges Geschlecht. Der Reichthum desselben hatte durch die Lenzburgische Erbschaft sich bedeutend vermehrt. Als Ulrich von Lenzburg, der Liebling Barbarossa's, kinderlos starb, gingen Aargau, Oberbaden, Zug und sonst viele Herrschaften auf Richenza von Lenzburg über, welche sich mit Ulrich von Kiburg vermählt hatte. Richenza aber war die Mutter Hartmanns und eine vertraute Freundin der Landgräfin Ida von Habsburg. Letztere eben so stolz, als ränkevoll, wußte ihre nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser Friederich vortrefflich zu benutzen, ihre ehrgeizigen Plane am Hofe durchzusetzen. Unter ihre Lieblingsplane gehörte auch derjenige, die Taufpathin Ida mit dem jungen Hartmann von Kiburg zu verheirathen. Da nun auch die Mutter des Letztern, die Gräfin Richenza, damit einverstanden war, so stellte sich dem Plane kein Hinderniß entgegen.

Ida war die einzige Tochter des Grafen Otto von Kirchberg. Ihr Vater war in einem der Feldzüge gefallen, welche der Kaiser Friederich gegen die Lombarden führte. Nach seinem Tode lag daher die Erziehung derselben ganz in der Hand der Mutter, einer gutmüthigen und für die damaligen Zeiten sehr gebildeten Frau. Diese bot Alles auf, um den Geist und das Gemüth ihrer Tochter zu veredeln, und der schönste Erfolg krönte ihr mütterliches Streben. Von der Natur mit einem lebhaften Geiste ausgestattet, lernte Ida leicht und schnell; besonders machte sie in der Musik bedeutende Fortschritte. Gerne ließ sie sich die Sagen der Vergangenheit erzählen, jeder Pilger, der aus dem gelobten Lande kam, jeder Harfner, der mit einem neuen Liede sich dem einsamen Schlosse an der Iller nahte, fand eine warme Fürsprecherin an der neugierigen, fürs Wundervolle empfänglichen Tochter. Uebte Ida mitunter auch ihren neckenden Witz an den Dienern des Hauses, so wurde solches doch gerne vergeben, weil sie das Fräulein, und zwar ein junges, schönes und, wo Unglück eintrat, ein wohlthätiges Fräulein war. Alte Damen, die von Zeit zu Zeit einen nachbarlichen Besuch auf der Burg Kirchberg machten, nahmen die Sache etwas ernsthafter, sie behaupteten, man sehe, daß der Vater fehle und daß die Mutter ihr liebes Töchterlein mehr verzärtele als recht sei. Und wenn der Verfasser die Wahrheit sagen soll, so war die Sache wirklich nicht ganz aus dem Leeren. Das Fräulein wußte, daß sie reich und schön sei und zeigte daher oft ein recht launisches, wetterwendisches Trotzköpfchen.

Allein wer will ihr solches verargen? Diejenige meiner schönen Leserinnen, die sich hier frei weiß von Schuld, werfe in Gottes Namen den ersten Stein auf sie.

Ist indessen die Erziehung, welche wir im elterlichen Hause erhalten, zu milde, so ist die Erziehung, welche das Leben uns giebt, oft desto strenger. Diese Wahrheit dürfte sich auch in den folgenden Blättern bestätigt finden. Die gute Mutter starb nach kurzer Krankheit und die sechszehnjährige Ida mußte das Stammschloß ihrer Ahnen verlassen und nach Habsburg ziehen zu ihren Anverwandten. Hier begannen für sie andere Tage. War es ihr früher auf Kirchberg bisweilen zu einförmig und still vorgekommen, so entfaltete sich jetzt für sie ein vielbewegtes, glänzendes Leben. Besuche drängten sich an Besuche, Feste an Feste. Dennoch fühlte sich Ida nicht behaglich. Sie war fremd im Hause ihrer Verwandten und konnte sich nicht schicken in die vornehme Bevormundung, unter welcher sie gehalten wurde. Ihr munterer, natürlicher Sinn vertrug sich nicht mit dem steifen Hochmuthe ihrer Base und das ewige Predigen und Zurechtweisen der Letztern war ihr in der Seele verhaßt. Als daher der junge Graf Hartmann von Kiburg um ihre Hand anhielt, säumte sie keinen Augenblick ihr Jawort einem Jüngling zu geben, der sich eben so sehr durch Verstand und Biederkeit, wie durch Reichthum und Ansehen auszeichnete. Fröhlich zog das Brautpaar mit den beidseitigen Anverwandten auf den Reichstag nach Mainz hinab und gerne ließ sich Ida bereden, den Kaiser mit einem Friedensgesang zu begrüßen.

So stand die Sache, als der Graf Heinrich von Tockenburg mit dem schönen Mädchen durch einen unerwarteten Zufall bekannt wurde. „Ich bin verliebt," sagte er bei der Zurückkunft auf sein Zimmer, „Hatnau ich bin bis über die Ohren verliebt." — „Und in wen?" — „In die Gräfin Ida von Kirchberg." — „In die?" fragte der Dienstmann. „Wundert dich das, Hatnau?" — „Das nicht," lautete die Antwort, „das Fräulein ist schön und geistreich; aber man sagt, sie sei die Braut des jungen Hartmann von Kiburg." — „Ich weiß das, — und dennoch soll sie mein, sie soll Gräfin von Tockenburg werden und wenn alle Welt dagegen wäre." Hatnau schüttelte den Kopf. „Sonderbar! Alle Schönheiten des Hohenstaufischen Hofes liegen vor euch ausgebreitet, wie in einem Zaubergarten; hundert liebenswürdige Mädchen blicken schmachtend nach euch; ihr dürftet nur wählen — selbst Herzoginnen würden sich durch eure Hand geehrt fühlen, — und nun wollet ihr gerade das, was einem Andern angehört, was nicht mehr zu haben ist, ohne Verwirrungen anzurichten, deren Folgen kein Sterblicher berechnet." — „Das liegt in der menschlichen Natur, versetzte der Graf. Was uns halben Weges entgegen kommt, verliert allen Werth. Was mit Mühe erkämpft werden muß, das lockt, das gewinnt in unsern Augen, weil wir die Hindernisse und Gefahren zum ursprünglichen Werthe hinzurechnen." — „Schon gut, sagte Hatnau, bei einer minder wichtigen Sache möchte das wohl hingehen. Aber bedenkt, ihr machet euch die Grafen von Kiburg und von Habsburg auf einen Schlag zu Feinden. Ihr beleidiget sogar das

Haupt der Christenheit, den Kaiser, der es selber wünschen soll, daß Kiburg die Tochter seines alten Waffengefährten ehliche." — „Thut nichts, Hatnau, thut nichts! Und wenn ich den Herrgott selbst beleidigte, wenn die Mutter Gottes und alle Heiligen dieses Paar zusammengekuppelt, wenn sie Ida mit Ketten an Kiburg gefesselt hätten: so trete ich dazwischen und sage: Es wird nichts daraus, der trockene Schleicher soll mir diesen Engel nicht haben. Du weißt, ich habe diesen Hartmann, diesen Pfaffen in Ritterkleidung nie leiden können. Und jetzt sollte ich von meiner Höhe täglich das Schloß Kiburg sehen, täglich, stündlich es denken: dort hält der Verhaßte deine Ida in den Armen. Alle Wetter! ich würde ja wahnsinnig werden! Manchem Fräulein habe ich schon den Hof gemacht, es ist wahr, ich bin vielleicht geliebt worden, aber ich habe nicht geliebt, es war Scherwänzelei. Allein jetzt hat meine Stunde geschlagen. Ich liebe. Du weißt nicht, was in diesem Worte liegt. — Doch kurz! Sie wird mein Weib — und damit genug. Ich dulde weder Widerspruch, noch Widerstand."

„Dagegen habe ich nichts, sagte mit Lächeln der Dienstmann; es wird mich sehr freuen, wenn mein gnädiger Herr eine so schöne Gebieterin nach Hause führt. Aber eine Frage muß ich mir doch erlauben. Seid ihr auch der Zuneigung dieses hübschen Kindes gewiß?" — „Das ist eben der Punkt, über den ich gerne in's Reine kommen möchte, antwortete Tockenburg. Nur weiß ich nicht, wie ich es anfangen soll; denn Hartmann und

besonders die Gräfin von Habsburg bewachen sie wie der Drache den Schatz. Aber wenn sie mich noch nicht liebt, so soll sie, muß sie mich lieben. Andere Festungen sind gefallen, die wird auch zu erobern sein, wenn wir es recht anfassen." — „Jetzt fällt mir etwas ein," rief Hatnau, — „wie wäre es, wenn wir uns an den Weisen aus Morgenland wendeten, dem sie den Namen Benolim gegeben? Er soll sich in der Herberge des Grafen von Habsburg aufhalten und der Gräfin wichtige Nachrichten von ihrem Vater Rudolph aus dem gelobten Lande gebracht und sich dadurch ihre volle Gunst erworben haben. Hier könnte man vielleicht, wenn man sich das Geld nicht reuen ließe, einen Schlüssel erhalten zu dem Schatze, den wir gerne heben möchten. Heilige sind gewöhnlich die besten Kuppler."

Hatnaus Gedanke war nicht übel. So schön der Glaube an die Menschheit ist und so ungerne wir ihn aufgeben würden, so lehrt doch die Erfahrung, daß derjenige am sichersten geht, der bei Verfolgung seiner Plane auf den Eigennutz der Menschen rechnet und denselben gehörig in's Spiel zieht. „Bursche!" rief Tockenburg, „das hat dir der Teufel eingegeben. Einen Späher zu haben im Lager des Feindes, einen Vertrauten im Pilgergewand — traun! das ist ein königlicher Einfall. Und doch! — doch!" — er ging einige Augenblicke sinnend das Zimmer auf und ab, dann stand er plötzlich still und sagte: „Es kann nicht sein, das Mittel ist unedel und wenn ich die Wahrheit gestehen soll — dieser Mann hat für mich etwas Unheimliches — ein Schauer

befällt mich, wenn ich ihn sehe, oder von ihm höre — nichts mehr davon — ich will nichts mit ihm zu thun haben." Hatnau bot Alles auf, um die Schwäche seines Herrn, wie er seine Bedenklichkeiten nannte, durch Vernunftgründe zu besiegen. Er versicherte, daß ein solcher Mann durch ein paar Goldstücke hinlänglich für die zugefügte Beleidigung versöhnt werde. Er zeigte, daß sich der Auftritt mit den redenden Vögeln bei einiger Bekanntschaft mit solcherlei Künsten gar leicht aus natürlichen Gründen erklären lasse. Und wir wissen nicht, ob es ihm nicht am Ende gelungen wäre, den Grafen, trotz eines dunkeln Vorgefühls, für seinen Plan zu gewinnen. Allein sie wurden in ihrem Gespräche unterbrochen.

Der Knappe Dußnang führte einen Mann in das Zimmer, in welchem Tockenburg sogleich einen kaiserlichen Kammerherrn erkannte. Dieser brachte eine Einladung, daß Graf Heinrich von Tockenburg sich diesen Abend auf der Pfalz des Kaisers einfinden möchte. Nach seiner Entfernung erschöpften sich der Graf und der Dienstmann über den Sinn dieser Einladung. Sie riethen aber, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, auf Alles, nur auf das Rechte nicht. Worin dieses bestanden habe, wird das künftige Kapitel zeigen.

9.

Der Wahrsager.

So lieblich auch die Harfe in der Hand der Minnesänger erklang, so großartig die dichterischen Schöpfungen sind, die wir den Tagen der Hohenstaufen verdanken: so fehlte doch damals diejenige Kunst, die auf den Brettern eine neue Welt vor unsern Augen hervorruft und unser Herz bald mit heiterer Lust, bald mit grausem Entsetzen erfüllt. Kein Schiller, kein Shakespeare lüftete den Schleier, der geheimnißvoll daliegt über den Triebfedern der menschlichen Handlungen. Tänzer, Possenreißer, Taschenspieler u. s. w. wurden daher gerufen, wenn die Fürsten für ein paar Stunden die Sorgen und Mühen ihres Standes vergessen wollten. Die Majestät zeigte sich dann im Hauskleide und mancher kecke Scherz wurde mit Lachen aufgenommen oder witzig bestraft, der zu anderer Zeit und bei anderer Stimmung nicht ungeahndet davon gekommen wäre.

Kaiser Friederich fühlte sich an dem Tage, von welchem hier die Rede ist, ziemlich erschöpft durch den Vorfall in der Kirche und durch das Gepränge der öffentlichen Mahlzeit. Gerne willigte er daher ein, als die

Kaiserin ihm sagte, daß die Braut ihres Sohnes, nebst andern Frauen die Künste einiger berühmten Gaukler zu sehen wünsche. Da König Heinrich bereits in einem Saale des Pallastes die nöthigen Anstalten hatte treffen lassen, so war jetzt bald ein Zirkel auserlesener Gäste beisammen. Wir wollen die Leser mit einer weitläufigen Aufzählung sämmtlicher Kunststücke verschonen. Viele derselben sind seither bekannter geworden und erregen, da wir die Gesetze der Natur genauer erforscht haben, das Staunen nicht mehr, mit welchem sie damals angeschaut wurden. Indessen dürften einige, zumal der orientalische Wundertanz, auch heut zu Tage noch ihre Wirkung nicht verfehlen.

Auf glattgetäfeltem Boden standen zwei schöne sarazenische Mädchen, vier Kugeln unter ihren niedlichen Füßchen. Man hätte glauben sollen, sie würden bei der leisesten Bewegung hinabgleiten; allein sie standen wie Kerzen, bis sie nach einigen Augenblicken mit anmuthiger Verbeugung gegen die Versammlung sich neigten. Allmählig fiengen sie an auf ihren Kugeln sich zu bewegen, und bald nach dieser, bald nach jener Richtung zu wenden. Kühner erhoben sie hierauf die Hände, schlugen zu fröhlichem Gesange die Handpauken, flohen sich jetzo, suchten sich dann wieder und verschlangen die Arme in vielfachen Stellungen. Auf einmal sah man aber zwei Kugeln fortrollen und Jedermann fürchtete, die Meisterinnen hätten doch zu viel gewagt. Allein es war täuschender Vorsatz; denn auf der einen Kugel mit gefälliger Leichtigkeit sich wendend und nachschwebend erreichten

sie bald die zweite und begannen den Tanz von neuem. Lautes Beifallgeklatsche bezeugte die allgemeine Bewunderung und — nach beiden Seiten verschwanden die schönen Tänzerinnen hinter den seidenen Vorhängen.

Nun traten sie wieder in den Vordergrund, in ihrer Mitte einen Negerknaben führend. Eins der Mädchen nahm das Wort und sprach: „Kaiserliche, königliche Majestäten, durchlauchtigste Herren und Damen. Der Knabe hier versteht zwar keinen Laut von der deutschen Sprache; aber er kennt die innern Kräfte der Natur und versteht mancherlei seltsame Künste. Im Nu ruft er Blumen aus dem Boden hervor, verwandelt Nastücher in Thiere, zaubert Tode aus dem Grabe zurück. Was wünschen die Frauen zu sehen?" — „Blumen! nur keine Todten, Blumen, Blumen!" tönte es von allen Seiten.— „Gut! es soll geschehen!" antwortet das Mädchen und spricht ein paar arabische Worte. Der Knabe lächelt, nickt, streut Saamen und Rosenzweige in die Erde — und in wenigen Sekunden wachsen Nelken, Lilien und Rosen empor. „Welche Dame giebt ihr Nastuch her?" ruft die andere Sarazenin. „Der Junge will ein Nastuch in einen Vogel verwandeln." — „Hier ist das meinige," sagt die schöne Ida von Kirchberg. — „Was soll daraus werden?" fragte die Sarazenin, „eine Taube weiß wie Schnee? eine Dohle schwarz wie die Nacht?" — „Eine Dohle, eine Dohle!" unterbrach sie rasch die Gräfin von Habsburg, welcher das vorlaute Benehmen ihrer Taufpathin mißfiel. — „Es soll geschehen" lautet wieder die Antwort. Der Mohr legt das duftende, feingestickte,

weiße Nastuch auf einen kleinen Altar, murmelt einige arabische Worte, schwingt sein Rauchfaß. Die Mädchen aber tanzen singend um ihn her. Das Tuch ist indessen schwarz geworden, es hat Federn, Kopf und Füße. Hierauf klatscht der Knabe in die Hände und siehe — über sein Haupt weg fliegt der Vogel nach einer Einsiedelei, die man im Hintergrunde bemerkt.

Kaum hat die Dohle sich auf das Thürmchen der Einsiedelei gesetzt, so fängt ein Glöcklein an zu läuten. „Was will man von mir?" fragt eine Stimme im Innern der Hütte. Und es erscheint ein hoher, kahlköpfiger Greis, dem der weiße Silberbart majestätisch hinabfließt über das faltenreiche, morgenländische Gewand. „Der Kaiser und die Kaiserin, der junge König und seine liebenswürdige Braut, sammt vielen Herren und Frauen wollen die Sprüche deiner Weisheit hören," sagt eins der beiden Sarazenenmädchen. Mit feierlichem Tone spricht der Seher: „Hoch am blauen Himmel glänzt der Weisheit goldene Sternenschrift. In der Erde Tiefen wurzelt der Erkenntniß Baum. Aus der Blume saugt die Biene süßen Honig; aus derselben Blume schöpft die Schlange ihr verderbend Gift. Wohl dem Menschen, der des Schicksals Warnungsstimme hörend, fromm zum Segen sich den Fluch verwandelt. Wehe dem Sterblichen, der auf falsche Rettungsbahn sich wendend, dem Verhängniß selber sich zum Opfer bringt."

Der Alte setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm und schlug das große Buch auf, das er bis jetzt unter dem Arme gehalten. Auf die Ermunterung der

beiden Mädchen hin pilgerten nun die Zuschauer nach der Hütte des Einsiedlers. Ungleich fielen die Antworten des Sehers aus, ernster gewöhnlich für die Männer, freundlicher für die Frauen. Oft las er den Spruch aus dem Buch, oft trat er in das Innere der Hütte, höhere Wesen zu fragen. Im letztern Falle glaubte man eine geisterhafte Stimme aus der Erde oder aus den Lüften zu vernehmen. Merkwürdig ist der Spruch, den der Kaiser erhielt: „Schön glänzt Friedrichs Krone hier am Rhein; aber schöner ist die, welche der Saleph ihm bietet." — „Und wie lange soll ich jene tragen?" erwiederte Kaiser Friederich. „So lange die Raben um den Berg fliegen," antwortete der räthselhafte Mann. „Uebe Davids Tugenden, meide Davids Schuld!" warnte er den Herzog Konrad. „Hüte dich vor der alten Burg, denn am längsten Tage droht dir auch die längste Nacht," sprach er zum Herzog Philipp. Unter den Damen, die sich der Hütte nahten, befand sich auch die schöne Ida. Lachend bat sie den Alten, daß er ihr auch ein Stück von seiner Weisheit mittheile, als Aussteuer für ihre bevorstehende Hochzeit. Die Antwort, welche sie erhielt, wurde so leise ausgesprochen, daß kein Dritter sie verstand. Doch muß sie bedeutungsvoll gewesen sein, denn die Jungfrau wurde bald roth, bald bleich und eilte nach einigen Augenblicken in sichtbarer Verwirrung zurück zu ihrem Sitze.

Wenigstens entging ihre Verwirrung dem Grafen von Tockenburg nicht, der, wie wir oben gesehen, zu dieser Abendunterhaltung eingeladen worden. Obgleich der

Graf, wie alle Verliebte, ein Bischen abergläubisch war, und also gerne ein paar Fragen an das Schicksal gerichtet hätte: so konnte er sich doch nicht entschließen, dem Beispiele Ida's zu folgen, weil er auf den ersten Blick in dem Seher den Pilger Benolim erkannt hatte, der ihm so außerordentlich zuwider war. Plötzlich aber rief ihm der Kaiser zu. „Warum so zurückgezogen, mein lieber Graf? Wer die Frauen so hochherzig schirmt, muß auch wissen, welchen Lohn ihm das Schicksal dafür aufbewahrt." Ohne Aufsehen zu erregen, durfte Tockenburg jetzt nicht mehr zurückbleiben. Er trat vor die Einsiedelei mit der Frage: „Wird der Wunsch in Erfüllung gehen, den ich im Herzen trage?" — „Ja!" versetzte der Seher. „Wann?" — „Ehe die Sonne zum zweiten Mal sich im Osten erhebt." — „Kennst du aber auch den Wunsch meines Herzens?" — „Ja!" — „Beweise es mir." — „Unter des Leichtsinns lachender Hülle birgt die Jungfrau feurige Liebe zu ihrem Erretter." Leise sprach der Alte die letzten Worte und wandte sich nach dem Innern der Hütte. „Ich bringe dem Ritter da morgen eine Frau!" schrie jetzt die Dohle auf dem Thürmchen. Schnell streckte der Greis den Kopf zur Thüre heraus und sagte: „Nimm dich in Acht, daß die Dohle sie dir nicht wieder raubt."

Ein schallendes Gelächter begrüßte den Grafen, der Vorhang fiel und die Gesellschaft ging vergnügt nach Hause. Mancherlei Gedanken durchkreuzten Tockenburgs Kopf. „Du scheinst dem weisen Benolim nicht sonderlich gewogen zu sein," sagte Marquard auf dem Heimweg zu

seinem schweigenden Begleiter. „Ich kann,“ entgegnete Heinrich, „den Gaukler nicht leiden; am verhaßtesten jedoch ist mir das Sprechen der Dohle, da ich mir dieses Kunstwerk nicht zu erklären weiß.“ — „Ich will dir das Räthsel lösen,“ sprach Marquard. „Die Dohle redet nicht, sondern Benolim selbst; denn dieser ist nichts mehr und nichts minder als — ein Bauchredner.“

10.
Das Turnier.

Vielleicht dürfte die Eine oder Andere meiner Leserinnen hier fragen: Was denn eigentlich der Seher der schönen Ida in's Ohr geflüstert habe. — Allein ich weiß es nicht. Nur so viel kann ich sagen, daß die Jungfrau beim Nachtessen ziemlich schweigsam da saß und nicht hörte, wie ihre Base ein Langes und Breites erzählte vom alten Welf, vom Turnier in Zürich, von der reizenden Ellersbach und dem stolzen Ritter Gundolf. Als Ida auf ihr Zimmer kam, soll sie sich laut schluchzend auf ihr Bette hingeworfen und der fragenden Amme gestanden haben, daß sie den Grafen Tockenburg zwar über Alles liebe, daß sie ohne ihn nie werde glücklich sein können, daß sie aber dennoch ihr gegebenes Wort halten und dem sonst so biedern und guten Hartmann zum Altare folgen wolle. Pater Beda von Fischingen scheint zwar von dieser Versicherung nicht viel zu halten, denn er erklärte geradezu: Jungfrauenliebe und Lerchengesang, klinge lieblich, aber währe nicht lang. Doch was versteht ein Mönch von Jungfrauen und Liebe? Die Geschichte wird lehren, ob er Recht hatte, oder nicht. Und also kehren wir zu dieser zurück.

Der künftige Tag sollte durch ein prächtiges Turnier verherrlicht werden. Am Fuße eines Hügels, der einen Halbmond bildete und somit ein natürliches Amphitheater vorstellte, dehnte sich eine große grüne Ebene aus. Ausgesteckte Seile bezeichneten den zum Kampfe bestimmten Platz und hielten das Volk ab, das sich vom Ufer des Rheines an in immer weitern Bogen, Kopf an Kopf, terrassenförmig empor hob bis zu dem obersten Rücken des Berges. Zwischen den Seilen schritten die Grieswärtel hin und wieder, von denen der Erste ein Rheinländer, der Zweite ein Schwabe, der Dritte ein Baier und der Vierte ein Franke sein mußte. Jeder trug eine Stange in der Hand, um sie zwischen die Kämpfenden zu werfen, wenn diese zu hitzig werden, oder der Unterliegende um Frieden bitten sollte. Am Ende der Wiese stand ein gläserner Obelisk, in welchem die Preise hingen, die den Siegern des Tages bestimmt waren. Mehr noch als diese Preise aber wurde der Baum bewundert, der neben dem Glasobelisk sich erhob. Seine Blätter bestanden aus Silber und Gold, und sollten, nebst dem goldenem Käfig mit dem Vogel, der Lohn der Tapferkeit und der kriegerischen Gewandtheit sein. Auf einer Bühne saßen die Turniervögte, die alten und jungen Ritter, die Frauen und Jungfrauen, welche aus den vier Hauptstämmen Deutschlands gewählt worden, um die Waffen zu beschauen, die Helme einzutheilen und das Urtheil zu fällen über den Kampf, welcher zu ihren Füßen sich entwickelte. In der Mitte der Bühne thronten unter einem prachtvollen Baldachin der Kaiser und die Kaiserin.

Die Trompeten erklangen, die Pauken donnerten — und in langsamem, feierlichem Zuge nahten sich die edlen Herren, die sich für heute bei den Turniervögten hatten einschreiben lassen. An ihrer Spitze befand sich der König Heinrich und seine Brüder. An den Stufen der Bühne machten sie Halt. Der Kaiser erhob sich und stellte in ergreifender Rede den Angekommenen die Würde und die Pflichten des Ritterstandes vor; indem er es nicht verhehlte, daß dieser Tag der schönste seines Lebens sei. Der Reichskanzler las sodann die Turniergesetze vor, die, der Sage nach, Heinrich dem Finkler ihre Entstehung verdanken. Jetzt stiegen die Prinzen und die übrigen Jünglinge, die den Ritterschlag erhalten sollten, von ihren Rossen und knieten bescheiden zur Erde nieder. Hierauf nahm der Kaiser dem Reichsmarschall das Schwert aus der Hand, berührte den Nacken jedes Knieenden und nahm ihn dadurch in den Stand der Ritter auf.

Vom Wunsche beseelt, sich der erhaltenen Ehre werth zu zeigen, drängten sich die Herren hinein in die geöffneten Schranken. Sie theilten sich in zwei Schaaren, von denen die eine dem König Heinrich, die andere dem Herzog Friederich folgte. Der Kampf hob an und dauerte zwei Stunden. Manche Lanze ward gebrochen, mancher Ritter vom Pferde geworfen, manche Dame zitterte für ihren Geliebten. Offenbar befand sich Heinrichs Parthei im Vortheile und mehr als ein Mal war sie nahe daran, den Feind völlig zu besiegen, aber immer scheiterte ihre Hoffnung an der Stärke und Gewandtheit eines Ritters, der sich dem Andrange wie ein Fels entgegen stemmte

und den Mannen Friederichs Zeit und Muth gab, sich wieder zu sammeln und die erhaltene Scharte auszuwetzen. Der Ritter schien ein hoher, schlanker Jüngling zu sein; wie ein Gott saß er auf seinem Apfelschimmel; auf seinem Helme trug er einen kleinen Frauenhandschuh und auf dem Schilde in gelbem Felde einen aufgerichteten rothen Löwen und einen halben blauen Adler. „Er ist's, er ist's! Ich erkenne den Handschuh, den ich der Sarazenin gab!" rief Ida, die ebenfalls unter den Kampfrichtern saß. „Wer ist's?" fragte die Gräfin Habsburg unwillig. „Tockenburg, der Graf von Tockenburg!"

Mehr konnte sie nicht sagen, denn ihre Augen waren allzusehr mit dem beschäftigt, was sich auf dem Kampfplatz zutrug. Dort eröffnete sich eine neue Scene. Des langen, unentschiedenen Streites müde, rief König Heinrich: „Zurück, tretet zurück, ihr edlen Herren! Ich möchte mit dem Grafen von Tockenburg gerne allein eine Lanze brechen!" Der Befehl wurde befolgt: auf beiden Seiten bildeten die Ritter einen Halbmond. Die Trompeten gaben das Zeichen. Zwei Mal rannten der König und der Graf gegen einander, und noch war es keinem gelungen, den Andern aus dem Sattel zu heben. Erwartungsvolle Stille herrschte inner und außer den Schranken. Jetzt nahmen sie zum dritten Male den Anlauf und trafen sich so heftig auf die Brust, daß beide Rosse zu Boden stürzten. Schon griffen die erhitzten Kämpfer nach den Schwertern — da sauste und brauste es durch die Lüfte — eine Windsbraut wirbelte über das Feld daher und hüllte den Turnierplatz in Wolken von

Staub ein. Schleier und Federn flogen weit weg über die Köpfe der Zuschauer. Tische, Triumphbögen und Zelte fielen über den Haufen; selbst die Kapelle neben dem kaiserlichen Pallaste ward krachend zu Boden geworfen. „Das ist kein gutes Zeichen!" rief eine Stimme aus dem Volke; „der Satan stört unsere Freude!" — „Hat nichts zu bedeuten," entgegnete schnell der Abt Werner von Einsiedeln; „der Teufel zürnt darüber, daß Friede zwischen den Fürsten herrscht, die er früher zu entzweien wußte." Dieser glückliche Einfall erregte ein schallendes Gelächter. Einige zum Aberglauben geneigte Gemüther behaupteten zwar später, sie hätten gerade in jenem Augenblicke den Zauberer Benolim auf einem Felsen stehen und grinsend die Hand ausstrecken gesehen, als ob er den Fluch aussprechen wollte über dieses christliche Fest. Ob es aber in der Macht eines Sterblichen liege, den Sturmwind herbeizurufen und ob solche prophetischen Winke, an die man sich erst nach geschehenen Thatsachen erinnert, etwelche Berücksichtigung verdienen — das überlassen wir dem Ermessen des geneigten Lesers.

Zwar verstummte der heulende Wind bald, die Ordnung stellte sich wieder her und die eben so unerwartete, als lustige Unterbrechung diente nur zur Erhöhung der allgemeinen Freude. Indessen war sie doch hinreichend gewesen, das Turnier schneller zu beendigen, als es ohne diesen Vorfall wohl gewesen wäre. Die Schranken öffneten sich und der Kampf war vorbei. Nachdem sich die Ritter und Damen unter dem Vorsitz des Kaisers über das Ergebniß des Turnieres berathen: erschienen die edlen

Streiter, um die errungenen Preise in Empfang zu nehmen. Wie das Verdienst so war auch der Dank. Silberne und goldene Blätter erhielten die Einen, prächtige Ketten, Armbänder, Helme und Schwerter die Andern. Der erste Preis war ein goldener, mit Perlen reich besetzter Käfig, in welchem die Dohle saß, die gestern den Frauen so viel Vergnügen gemacht hatte. „Die Ertheilung dieses Preises," sprach der Kaiser, „bringt mich in etwelche Verlegenheit. Die Stimmen stehen sich gleich; indem die Hälfte der Kampfrichter sich für den König Heinrich, die andere Hälfte für den Grafen von Tockenburg erklärt. Ich selber bin als Vater bei der Sache betheiligt und wage nicht zu entscheiden. Daher lege ich das Urtheil in die Hand der schönen Ida von Kirchberg." „Mit nichten" rief König Heinrich. „Wo die Stimmen zwischen dem König und dem Grafen gleich getheilt sind, da waltet kein Zweifel mehr. Ich habe die schwere Hand dieses wackern Ritters gefühlt, und ich gestehe es frei, ohne die Windsbraut wäre ich der Besiegte. Dem Grafen von Tockenburg gebührt der erste Dank." — Ida, die bis jetzt die Gabe in der Hand gehalten, löste nun die goldene Kette ab, an welche der Bauer befestigt gewesen. Den Bauer überreichte sie, sanft erröthend, dem Grafen, die Kette schlang sie um den Hals des Königs. „Wohlan," sagte Tockenburg, „ich nehme den Preis an, aber nur, um ihn wieder in die schönen Hände zurück zu geben, aus welchen derselbe gekommen. Die Gabe paßt besser für Frauen, als für Männer. Empfanget, holde Gräfin, Bauer und Vogel als Andenken dieser Stunde." Mit

diesen Worten stellte er den goldenen Zwinger zu Ida's Füßen nieder. „Ihr aber behaltet dieses Zeichen meiner Hochachtung," sprach der König und schlang die eben empfangene Kette um Tockenburgs Hals. „Das heißt ritterlich gehandelt!" rief der alte Kaiser und drückte Sohn und Graf gerührt an's Herz. Tausend und tausend Hände klatschten Beifall zu.

11.

Der Ball und die Ueberraschung.

Wenn wir dem guten ehrlichen Georg Rüxner glauben dürfen: so hat Heinrich der Finkler die Turniere eingeführt, als er die Obotriten besiegt hatte, damit diese ritterlichen Uebungen den kriegerischen Geist des deutschen Adels wecken und bilden möchten. So weise indeß diese Absicht sein mochte, so fehlte es doch auch den Turnieren nicht an vielen und mächtigen Widersachern. Daß die Ritter dabei nutzlos und thöricht Leben und Gesundheit einbüßen, daß Unruhen und Verschwörungen angezettelt werden, daß Feuersbrünste entstehen, die als Strafen des Himmels zu betrachten seien — das waren Klagen, die man hin und wieder, zumal unter der Geistlichkeit, vernehmen mußte. Daher boten berühmte Päbste und Kirchenlehrer Alles auf, um diesen Mißbrauch auszureuten und die Waffen der Christen gegen das Morgenland zu richten. Umsonst! Wer den Zweck will, muß auch daß Mittel wollen, das zum Zweck führt; wer aus dem Rittergeist ein Bollwerk zu machen wünscht gegen die Ungläubigen, der darf die Schule nicht zerstören, die diesen Geist fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht.

So mochten Männer denken, wie Friederich I. und Friederich II. Ihnen kam die Richtung des Jahrhunderts zu Hülfe und der thatenlustige Sinn des Adels, der jedes Abenteuer willkommen hieß gleichviel ob im gelobten Lande, oder auf dem Turnierplatze, wenn Ruhm und Frauengunst dabei zu gewinnen war. Und — wenn wir die Wahrheit sagen sollen — die Frauen waren für das Turnier. In der Welt aber siegt immer die Partei, zu welcher die Frauen sich schlagen. Die Schönen jener Zeit waren für das Turnier, und sie mußten dafür sein. Die Männer zerstreuten sich bei Trinkgelagen, Jagden und Fehden — aber die Frauen, beladen mit Sorgen des Haushaltes, fanden es oft recht herzlich langweilig in der Burg, die auf der Spitze des Berges über dem gähnenden Abgrund hing, wie das Nest eines Adlers. Mochte die alte Matrone sich mit dem begnügen, was der Schloßkaplan aus der mit Messing beschlagenen Chronik vorlas, was ein vielgereister Pilger erzählte oder log — die schöne Edelfrau, die aufblühende Tochter, sie sehnten sich nach irgend einem Anlaße, um die glänzenden Kleider, um sich selbst zu zeigen. Sehen und gesehen zu werden — ist des Weibes Lust. Und diese Lust gewährte ein ausgeschriebenes Turnier im vollsten Maße. Welche Bekanntschaften machte man auf der Reise! Welch' eine Welt that sich auf, wenn man von den erhabenen Bänken herab die kämpfenden Ritter und die schauenden Frauen übersah, wie klopfte das Herz, wenn der begünstigte Held mit der Farbe seiner Dame auf den Kampfplatz trat, oder eine verhaßte

Nebenbuhlerin ihm einen freundlichen Blick zuwarf! Und erst die Freuden im Tanzsaal! Denn es gab, beiläufig gesagt, kein Turnier, das nicht mit einem Ball sich endigte. Und die Damen des Mittelalters tanzten so gerne, wie die Schönen, die dieses Buch hier lesen.

Einer der glänzendsten Bälle im Mittelalter folgte jenem Tage, an welchem die Söhne Friederichs I. die Ritterwürde erhielten. Manches reich geschmückte Fräulein schwebte feenhaft am Arme ihres Ritters durch die hellerleuchteten Gassen der churfürstlichen Hauptstadt dem blumenbekränzten Rathhaus zu, vor welchem mit Schwert und Helleparte bewaffnete Männer getreue Wache hielten, wie einst die Engel Gottes vor dem verlornen Paradiese der ersten Eltern. Nahte sich wohl gar ein fürstliches Paar, so zogen schön gelockte Edelknaben voraus, große Pechfackeln tragend, deren röthlicher Schimmer das Wunderbare des Zuges noch erhöhte. Lustig klang die Musik und erwartungsvoll saßen zu beiden Seiten des Rathsaals die Herren und Frauen den Fenstern entlang, deren bunt gemalte Scheiben einen seltsamen Gegensatz bildeten mit der Lust des Augenblicks.

Zuerst wurden die üblichen Vortänze gegeben. Den Ball eröffnete der Kaiser und die Kaiserin. Dann folgte König Heinrich mit seiner Braut, und nach ihm seine drei Brüder Friederich, Otto und Philipp nebst ihren Tänzerinnen. Sobald die sechs Vortänze vorüber waren, widerstand der Musik Niemand mehr; jeder Ritter holte sich seine Dame und Alles, was Füße hatte, tanzte nach Herzenslust bis an den hellen Morgen. Walzer und

Hopser, deutsche und welsche Tänze wechselten mit einander ab. Ein zärtliches Wort, ein sanfter Händedruck, ein schmachtender Blick lief wohl auch mitunter. Ein Geist schien alle Paare zu beseelen, der Geist der Freude und der Liebe. Doch das schönste und glücklichste Paar von allen schien Tockenburg und Ida zu sein. Nach Turniersitte hatte er das Recht und die Pflicht, vorzüglich mit der Jungfrau zu tanzen, welche ihm den Kampfpreis gereicht hatte. Und in der That, — Tockenburg bediente sich dieses Rechtes in einem so hohen Grade, daß der Bräutigam Hartmann alle Ursache gehabt hätte eifersüchtig zu werden; wäre er nicht sehr gutmüthig und gerade durch die Tanzlust der Gräfin Habsburg sehr beschäftigt gewesen.

Daß ihn diese Unachtsamkeit theuer zu stehen kam, davon werden sich die Leser bald überzeugen, wenn sie Ida einige Minuten im Auge behalten wollen. Doch siehe! da verläßt sie eben den Tanzsaal und begiebt sich in ein Zimmer, das in der Nähe des erstern sich befindet. Es ist eine Art von Ankleidezimmer. Als der letzte deutsche Tanz zu Ende war, wurde sie von einer Freundin darauf aufmerksam gemacht, daß eine der Haarflechten sich aufgelöst habe. Daher trat sie vor den großen in goldene Rahmen gefaßten Spiegel des Ankleidezimmers, um den kleinen Unfall wieder gut zu machen. Das Geschäft ist bald beendigt und das lockenreiche Köpfchen wieder in Ordnung. Schon will sie sich entfernen, doch kann sie sich nicht enthalten, einige Augenblicke wohlgefällig bei dem Bilde zu verweilen, das ihr so reizend vom

Fuß bis zur Scheitel aus dem Spiegel zurückstrahlt. Da öffnet die Thüre sich rasch und die Zurückschauende erblickt den Grafen Tockenburg.

„Was wollet ihr hier? Das ist euer Zimmer nicht. Was suchet ihr Graf?" —

„Dich suche ich, dich schöne, göttliche Ida? Zu dir drängt mein volles Herz sich hin. Was ich drüben nicht konnte, das will ich hier thun — vor dir niederknieen, dir sagen, daß ich dich liebe, dich anbete, daß ich dich um Gegenliebe flehe, ohne die ich nicht mehr leben kann." — Mit diesen Worten stürzte er sich vor Ida auf die Erde nieder und bedeckte ihre Hand mit brennenden Küssen.

„Wo denket ihr hin? hier? in der Nähe so vieler Menschen! Seid ihr von Sinnen? Stehet auf! ich bitte, um Gotteswillen. Jeden Augenblick kann Jemand in's Zimmer treten und euch in dieser Stellung überraschen."

„Sei's auch! — ich stehe nicht auf bis du sagst, daß du mich liebst. Komm wer da will, was frage ich danach? Mag die ganze Welt es wissen, daß ich dich liebe, und daß ich es auf den Knieen dir gestanden habe."

„So soll doch nicht die ganze Welt wissen, daß ich dieses Geständniß angehört habe. Stehet also um meinetwillen auf und vernehmet, was Vernunft und Freundschaft euch antwortet. Wo nicht, — so nöthiget ihr mich das Zimmer zu verlassen."

Diese Drohung wirkte, der Graf erhob sich — und Ida fing an, ihm Vorwürfe zu machen; allein in einem Tone, der den liebenswürdigen Verbrecher eher ermuthigen als abschrecken mußte.

„Was soll dieser Schritt? edler Graf! — Ihr wiß't, daß ich Braut bin, daß bereits eine Verbindung" —

„Ja leider weiß ich es nur zu gut — allein ich weiß auch, daß diese Verbindung nicht euer Werk, sondern dasjenige eurer Verwandten und eurer Verhältnisse ist. Gestehet es nur, schöne Ida, euer Herz weiß von diesem Bunde nichts. Die feurige Jungfrau und der kalte Kiburg sind nicht für einander geschaffen."

„Tockenburg, ihr seid kühn, sehr kühn. Ich könnte fragen, seit wann ihr in meinem Herzen gelesen habet. Ich könnte fragen, ob es nicht — verzeihet mir den Ausdruck — Eitelkeit sei, was euch zuflüstert: Ida's Herzen sagt der schöne, gewandte Tockenburg besser zu, als der biedere, aber schlichte Kiburg. Allein das wäre Verstellung und Ida von Kirchberg kennt keine Verstellung. Auch ist dieser Augenblick für bloße Tändeleien zu kurz und zu kostbar. Ja, Tockenburg, euere Vermuthung ist nur zu gegründet. Was ich unter einer wilden Lustigkeit euch und mir zu verbergen suchte, ist nur zu wahr: Ihr seid mir nicht gleichgültig. Ach hätt' ich euch nie gesehn! Ihr flößtet mir ein Gefühl ein, das ich früher nie kannte — ich weiß nun, was Liebe ist."

„Dank dir Ida für dieses himmlische Geständniß!" Neue Küsse des entzückten Grafen brannten auf des Mädchens Hand.

„Was kann euch dasselbe helfen? Hätt' ich euch früher gekannt, es wäre wohl nicht geschehen, was geschehen ist. Allein jetzt — jetzt ist es zu spät — mein Schicksal unwiderruflich bestimmt — und diese Stunde

dient nur dazu den furchtbaren Abgrund, an dem ich stehe, noch heller zu beleuchten."

„Verzage nicht, holder Engel! Der Liebe und dem Muthe ist kein Hinderniß zu schwer! Das Ja, das man dir abgepreßt, soll für ungültig erklärt werden, so wahr ich Tockenburg heiße. Mein mußt du werden und wenn ich dich mit dem Schwert in der Faust gegen Kaiser und Reich erkämpfen müßte!"

„Dann richtet euer Schwert gegen mein eigenes Herz. Das Ja wurde mir nicht abgepreßt: dazu hätte Ida von Kirchberg sich nimmer verstanden. Freiwillig hab' ich es gegeben! Aber eben darum werd' ich es auch halten, welche Opfer es mich immer kosten mag. Kiburg liebt mich aufrichtig und treu — er ist so bieder, so gut. — Und diesen edlen Jüngling sollte ich kränken? täuschen sollte ich das Zutrauen, das er unbedingt in mich setzt? Nein! das sei ferne, ewig ferne!"

„Und du hoffst glücklich zu sein, wenn du einem Manne zum Altare folgst, dem du die Hand mehr aus Großmuth, als aus Liebe reichst? Ida! Ida! bedenke wohl, was du thust! Höre den Rath des Freundes, der dich anbetet. Sündige nicht wider dich selbst."

„Ist Kiburg glücklich, wird auch seine Ida es sein."

„Seine Ida? Gott im Himmel! Kiburg glücklich — Ida sein. — Und ich Unglücklicher auf meinem einsamen Schlosse — schrecklich! schrecklich! — Ida! Du bist so großmüthig — hast du für meine Leiden kein Herz? — Nun — lebe wohl — schenke meiner Asche eine Thräne — mehr verlange ich nicht."

„Was wollet ihr damit sagen? Guter Tockenburg, wie soll ich das versteh'n? Gott! ihr erschreckt mich!"

„Nichts — es ist nichts — ich meine nur, morgen werde noch ein Turnier gehalten werden. Hoffentlich wird unter Friederichs Rittern wohl auch einer sein, dessen Lanze stark genug ist, dieses arme Herz zu durchbohren. Falle ich aber nicht, so nehme ich übermorgen den Pilgerstab — unter den Säbeln der Saracenen fand schon mancher Ritter die lang ersehnte Ruhe. Ida!"

Mit diesen Worten bot er ihr die Hand. Ein seelenvoller Blick — die Lippen berührten sich — und beide lagen sich stürmisch in den Armen. „Ach! — lieber Tockenburg! übereile dich nicht — sei nicht grausam gegen das Mädchen, das zwischen der Pflicht und der Liebe schwankt!" —

„Liebe Ida! o meine Ida! — welche Wonne! — noch einen Kuß!"

Sie vergaßen Himmel und Erde, und bemerkten nicht, daß die Musik verstummte, die Thüre sich öffnete und Jemand in's Zimmer trat, der Niemand Anderes sein kann, als die Base — die Gräfin von Habsburg. „Aha!" steht es so?" rief sie mit kreischender Stimme — und das Päärchen stob auseinander, wie zwei vom Geier verscheuchte Tauben.

12.

Der Kaiser soll helfen.

So glänzend indeß das Fest zu Mainz war und so viel Kaiser Friederich that, seine Gäste zu erfreuen: so gehörte er doch keineswegs zu den Fürsten, die über den Vergnügungen des Hofes die Sorge für den Staat vergessen. Während die Menge ihre Aufmerksamkeit auf die Prozessionen, Turniere und Bälle richtete, entwarf der große Hohenstaufe mit wenigen Eingeweihten die ersten Grundzüge zu einem Unternehmen, das ein paar Jahre später die fernsten Völker Europa's und Asiens gegen einander unter die Waffen rief. Schon als Jüngling hatte Friederich, obgleich sein kränklicher Vater anfangs lebhaft widersprach, das Kreuz genommen, und war 1146 mit dem damaligen Kaiser Konrad ins gelobte Land gezogen. Allerdings war jener Kreuzzug, zu welchem der fromme Bernhard den stärksten Antrieb gegeben, unglücklich ausgefallen; allein Friederich kannte die Fehler, die bei diesem Feldzuge begangen worden, allzugut, als daß er sich durch den schlechten Erfolg von jedem Unternehmen dieser Art hätte abschrecken lassen. Die Eroberung des heiligen Grabes blieb ihm ein Lieblingsgedanke für sein

ganzes Leben. Und oft, wenn er sich im Kriege mit den Lombarden nutzlos abmühete, beneidete er heimlich Alexander den Großen, dem das Schicksal Asien zum Kampfplatz angewiesen hatte. Kaum war daher in Europa die Ruhe für Kirche und Staat wieder hergestellt, so richteten sich die Blicke Friederichs aufs neue nach dem Morgenlande. Er benutzte die Tage von Mainz, um die fremden Gesandten, namentlich die französischen und englischen, über die Gesinnungen ihrer Höfe in dieser Beziehung zu erforschen. Er besprach sich mit Pilgern, Tempelherren, Johannitern, ja selbst mit befreundeten Emiren über die Verwirrungen im Königreiche Jerusalem und über die Streitkräfte Saladins, des Kurden.

Diesem Zwecke war auch das letzte Gespräch gewidmet, das er mit einem Fremden hielt, bevor er von Mainz nach den obern Landen abreiste, um im Aargau der Vermählung beizuwohnen, die zwischen dem Grafen Hartmann von Kiburg und der schönen Ida von Kirchberg gefeiert werden sollte. Auf dem wohlgepolsterten mit Schnitzwerk und Vergoldungen reich verzierten Lehnsessel befand sich Kaiser Friederich, ein wohlgebauter Mann von mittlerer Größe. Stand er gleich bereits in seinem vierundsechzigsten Lebensjahre, so gaben ihm doch das kurze blonde, nur um die Stirne gekräuselte Haar, die weiße Haut, die blühenden Wangen und der röthliche Bart das Aussehen eines vorgerückten Vierzigers. Um die feinen Lippen spielte ein wohlwollendes Lächeln, und die blauen Augen hatten einen heitern, aber durchdringenden, der innern Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Seine Stimme war rein,

und der feste, würdevolle Gang, mit welchem er im Verlaufe des Gespräches ein paar Maal das Zimmer durchschritt, verrieth den Herrscher der Welt. Ihm gegenüber hatte auf Friederichs ausdrückliches Verlangen ein Mann Platz genommen, den wir längst kennen, der Pilger Benolim. Mit bescheidener, aber edler Haltung saß er da, und wer ihn sah, hätte ihn eher für einen morgenländischen Fürsten, als für einen Gaukler gehalten.

„Es ist wahr, was mir der heilige Vater hier schreibt," sprach der Kaiser, indem er einen Brief aus der Hand legte. „Du hast viel gewagt, edler Athabeke, als du das Land deiner Heimath verließest und die halbe Christenheit durchreistest, um den alten Gastfreund deines Vaters aufzusuchen."

„König der Könige," entgegnete der Emir, „treibe den Purpur der Schaam nicht auf das Antlitz deines Knechtes. Von ferne wittert das Roß der Wüste die verborgene Quelle und eilt ihr entgegen mit schnaubender Nase. Als das Wort vom Kreuze mein Herz ergriffen und der fromme Einsiedler mich in den Fluthen des Jordans getauft hatte, da sprach ich zu meiner Seele: Ich will hinziehen zu der Stadt an den beiden Strömen und will niederfallen vor dem Beherrscher des Abendlandes, daß er mir beistehe wider den Sohn Ejubs und mir wieder verhelfe zu dem Reiche meines Vaters Nureddin. Und ich stellte mich, als wäre ich krank, und in wenigen Tagen begrub man in Aleppo meinen Sarg, in welchem ein todter Hund lag. Bei der Nacht aber enteilte ich auf einem Kameel und wohin ich kam, da hieß es: der

edle Athabeke, Malek as Saleh, ist zu Aleppo gestorben. Hierauf kaufte ich einem Gaukler diese zwei Mädchen und den Negerknaben ab, und durchreiste als Bauchredner die Länder Asiens und Europa's. Kein Haar wurde deinem Knechte gekrümmt; denn die Einen hielten mich für einen spanischen Arzt, die Andern für einen Magier aus Aegypten, ja Viele behaupteten, ich sei der ewige Jude. Und so gieng an mir das Wort in Erfüllung, welches sagt: Der Weise ist unter den Thoren der Erde nur dann sicher, wenn er sich in das Kleid der Thorheit hüllt."

Der Kaiser entgegnete nach kurzem Besinnen: „So sehr ich die Empfehlungen ehre, die der heilige Vater in Rom dir gab; und so gern ich dich, edler Athabeke, auf den Thron deines Vaters Nureddin heben möchte: so kann ich hier doch nichts thun, ohne die Beihülfe der Könige Europa's. Der Friede in Kirche und Staat ist noch zu neu, ich darf das Nahe um des Entfernten willen nicht auf das Spiel setzen."

„Erscheint Friederichs Gestirn an Asiens Himmel, so folgen die übrigen Könige, wie die Planeten der Sonne. Und würdest du allein erscheinen, so würdest du siegen, denn Asien breitet sehnsuchtsvoll die Arme nach dir aus. Konstantinopel —"

„Von Konstantinopel mag ich nichts hören, das ist der treuloseste Hof der Welt."

„So will ich von Jerusalem reden —"

„Dort treiben ein kranker König, einige Weiber und herrschsüchtige Mönche ihr ränkevolles Spiel; bis der

Adler niederfährt, der über ihren Häuptern schwebt. Sie können wohl Hülfe brauchen, aber wenig Hülfe leisten. Ich kenne die Entnervung der Pullanen. In Jerusalem ist nichts heilig, als der Boden."

„Wenn ich das allerdings nicht läugnen kann," erwiederte der Sohn Nureddins, „so hoffe ich, dein Mund werde günstiger urtheilen über mich und meine Freunde Masud von Mosul, Emadeddin und Kaina. Wer den Saladin bekriegt, dem reichen wir den Arm der Freundschaft und unser Arm ist nicht schwach."

„Ich ehre dich, edler Athabeke; aber du bist Christ geworden, und vielleicht entfremdet gerade das dir deines Volkes Herz. Ich wenigstens würde diesen Umstand, wenn er bekannt würde, für sehr nachtheilig halten."

„Und also bin ich vergebens von Aleppo nach Mainz gekommen und der König der Könige spricht zu dem flehenden Königssohne nicht ein einziges Wort des Trostes? Darf ich meinen Brüdern am Meer und am Euphrat nicht zuflüstern: Harret aus, denn der große Friederich wird kommen, wie der Wind der Wüste und diesen Saladin umwerfen, wie eine entwurzelte Ceder auf dem Libanon?"

Bei diesen Worten war der Athabeke von seinem Sitze aufgesprungen, hatte mit flehender Inbrunst die Füße des Kaisers umklammert.

„Nein!" rief Friedrich, den vielleicht die Ahnung des Unglücks durchzitterte, das hundert Jahre später seine eigenen Enkel traf, „nein! du sollst nicht der einzige Fremdling sein, der traurig heimkehrt von dem Reichstage

zu Mainz. Stehe auf! hier hast du meine Hand! Wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, so siehe ich, ehe vier Jahre verstrichen sind, mit einem Heere am Jordan; vielleicht sind dann bei mir die Könige von Frankreich und England sammt ihren Rittern und Vasallen."

Welchen Eindruck diese Worte auf den feurigen Asiaten machten, können wir nicht sagen. Denn kaum waren sie vollendet, so meldete ein Edelknabe die Gräfin von Habsburg, und hart hinter dem Meldenden stürzte die Gräfin selber in's Zimmer, mit allen Zeichen der Verwirrung und der Wuth. „Gerechtigkeit!" schrie sie mit kreischender Stimme. „Ich flehe Eure Majestät um Gerechtigkeit und Beistand an. Die Häuser Kiburg und Habsburg sind beschimpft, das Geschlecht der Hohenstaufen, selbst Kaiser und Reich sind in dieser Sache entehrt!" — „In welcher Sache?" fragte lächelnd der Kaiser, der die Weise der Gräfin wohl kannte. „Was ist denn geschehen, das euch, liebe Base, in solchen Unwillen versetzt?" — „Auf und davon sind beide diese Nacht, entführt, aus meinem eigenen Hause, unter meinen eigenen Augen." — „Liebe Base, ihr vergesset, daß ihr uns noch nicht gesagt habet, von wem hier eigentlich die Rede ist," bemerkte Friederich; „und wenn ihr nicht die Güte haben wollet, uns die Sache im Zusammenhange zu erzählen: so muß ich hier den Pilger Benolim ersuchen, daß er vermöge seiner Seherkünste uns enträthsele, wer nur Er und Sie sei." — „Der Graf Heinrich von Tockenburg ist der Räuber, den ich meine!" rief sie. „Er hat meine Base, die junge Gräfin Ida von Kirch-

berg entführt.“—„Geschehe nichts Schlimmeres!“ erwiederte mit heiterer Laune der Kaiser. „Wenn der junge Tollkopf doch rauben wollte, so ist es besser, er habe ein hübsches Mädchen geraubt, als daß er reisende Kaufleute überfallen hätte.“

„Ich will aber hoffen,“ sprach die Gräfin empfindlich, „Eure Majestät faßte die Sache etwas ernster und bedenkt, daß es sich hier um die Grafen von Tockenburg und Kiburg handelt, und daß die erstern noch verwandt sind mit dem erlauchten Geschlechte der Hohenstaufen.“

„Ganz recht, liebe Base, ich weiß das sehr wohl und werde Geschlecht und Verwandtschaft immer so viel berücksichtigen, als Pflicht und Ehre erlaubt oder befiehlt. Aber saget mir allervorderst: hat Tockenburg das Mädchen gewaltsam geraubt? oder war Ida wohl damit einverstanden?“

„Hierüber kann kein Zweifel mehr walten,“ entgegnete die Gräfin, „ich selber überraschte gestern beide, wie sie sich eben in den Armen lagen. Wie mir bei dieser Entdeckung zu Muthe war — kann ich gar nicht sagen. Meine Taufpathin sein, auf meinen Befehl sich mit dem Grafen Hartmann versprochen haben und jetzt sich an diesen Tockenburg hängen, das macht mich rasend. Ich schalt die Dirne nach Herzenslust aus und drohte ihr, daß ich dem Grafen von Kiburg alles entdecken wolle, damit er wisse, daß er auf seine künftige Gattin ein wachsames Auge haben müßte. Eigentlich war es mir mit dieser Drohung nicht Ernst, aber ich wollte ihr das Feuer recht warm machen. Ob nun das sie zur Flucht bewogen, oder ob sie schon

beim Balle die Sache mit Tockenburg verabredet — das weiß ich nicht. Kurz, diesen Morgen finden wir Ida's Zimmer leer, und eine Leiter an der Gartenmauer angelehnt. Einer unserer Dienstmannen aber meldet uns, daß ihm Ida und ihre Amme auf der Straße begegnet seien im Begleite Tockenburgs und seiner Diener. Bereits hat mein Mann und der Bräutigam mit einer hinreichenden Anzahl von Bewaffneten sich aufgemacht, den Flüchtigen nachzusetzen. Wird der Jungfernräuber eingeholt, so wird sein Blut den Schandfleck abwaschen, den er den beiden berühmtesten Geschlechtern angethan hat. Entrinnt er, dann suchen wir Beistand bei Eurer Majestät. Würde uns dieser verweigert, so müßten wir uns selbst Recht schaffen, in welchem Falle eine Fehde entstehen würde, die leicht in grellem Widerspruche sein dürfte mit dem Friedensfeste, das wir in Mainz hier feierten."

„Das ist freilich ein schlimmer Vorfall," sagte der Kaiser; „fürs erste verliere ich die Aussicht auf ein schönes Hochzeitmahl, und fürs zweite kommt mir eine Fehde auf den Hals, die mir vielleicht wieder Monate lang vollauf zu thun giebt. Ihr sehet da," sprach er zu Benolim, „wie wenig ich bei diesem unruhigen Sinn meiner Vasallen an die Bedrängnisse in Palästina denken kann." — „Das ist der Gang der Welt," versetzte der Morgenländer mit einem Ausdruck grinsenden Spottes, der wie Schadenfreude aussah — „das Weib war von jeher der Zankapfel der Schöpfung. Eva entzweite Gott und die Menschheit, Helena führte die Griechen vor Troja." — „Wir wollen

dafür sorgen, daß es dießmal nicht so weit komme," sagte Friederich. Damit entließ er Benolim und die Gräfin, und begab sich auf den andern Flügel des Pallastes, um mit seinem Sohne, dem König Heinrich über die Entführung Ida's Rücksprache zu nehmen.

12.

Die Zuflucht im Kloster.

Ein schönes Weib gewinnen, ist eine schwere Aufgabe. Das wird uns hie und da ein Hagestolz einräumen müssen, der es mit feinen emsigen Bewerbungen nicht weiter brachte, als bis zu einem halben oder ganzen Dutzend Körbe. Noch viel schwerer ist es aber, ein schönes Weib zu hüten. Die Schildwache, die in stürmischer Mitternachtstunde auf ihrem Posten steht, ist bei weitem nicht so schlimm daran, als ein Ehemann, der den kleinen Fehler beging, ein reizendes Mädchen zu heirathen, das etwa zwanzig Jahre jünger ist, als er. Das schwerste und zugleich das verdrießlichste Geschäft hat jedoch der Himmel dem überbunden, der ein schönes Weib wieder einfangen soll, das mit einem begünstigten Liebhaber sich aus dem Staube gemacht hat. Die Wahrheit dieser Behauptung fühlte in ihrer ganzen Strenge der arme Graf Hartmann von Kiburg, der schweigend an der Seite des Grafen von Habsburg einher sprengte. Seit dem frühen Morgen waren die Reiter nur zwei bis drei Male aus den Steigbügeln gekommen, um den Pferden ein paar Pfund Brot oder etwa einen Vierling Hafer geben zu lassen. Wo ein Wanderer die Staße zog, wo ein Wirths-

haus seinen gastfreundlichen Arm ausstreckte, wo im Thal ein Kloster, wo auf dem Berge ein Ritterschloß prangte, da fragten sie, ob heute nicht drei Ritter mit zwei Frauenzimmern vorübergezogen seien. Allein es ging ihnen wie dem Hunde, der querfeldein eine Krähe verfolgt — der Vogel hüpft neckend von Acker zu Acker, von Baum zu Baum — bis sein Feind sich ermattet vom Wege verloren. Bald hieß es, die Damen seien vor drei Stunden vorbeigeritten, eine Viertelstunde später sagte ein Bauer, sie seien heute nicht mehr einzuholen, denn sie haben wohl sechs Stunden voraus. O nein! rief eine Krämerin, die Damen sind noch nicht so weit. Vor einer Stunde kehrten sie in dem Wirthshause ein, das unten im Thale steht. Das gab unsern Reitern neuen Muth, sie eilten mit verhängten Zügeln dem Thale zu, besetzten die Thüren des bezeichneten Hauses, traten in die Stube und fanden richtig zwei Frauenzimmer, aber nicht die, welche gesucht wurden. Sie fanden die beiden Sarazenenmädchen und den Mohren, die, wie es schien, dem Pilger Benolim voraus gereiset waren.

Je größer nun vorhin ihre Hoffnung gewesen, desto größer zeigte sich jetzt ihre Niedergeschlagenheit. Die ermatteten Pferde schienen den Sporn nicht mehr zu fühlen, des Reiters Hemde war tropfnaß unter dem schweren Panzer. Der rasch hinunter gestürzte Wein hatte den Durst nur noch stärker angefacht. Der Eine fluchte über Tockenburg, der Andere über Ida, ein Dritter über die Narren, die eines Weibsbildes wegen sich die Kutteln im Leibe beinahe zusammenreiten. So gieng es durch ein langes Kornfeld, an

dessen äußerster Marke sich die Straße in zwei Aerme theilte, und zwar so, daß der eine sich nach dem Berge zu wandte, der andere sich im dichten Walde verlor.

„Wer Teufel zeigt uns hier den Weg?“ fluchte Graf von Habsburg. Wie er aber die Worte gesprochen, erblickte er in etwelcher Entfernung einen Ordensmann, der unter einem Baume stand und sehr eifrig in einem Buche zu lesen schien. Sein tief zwischen den Schultern steckender Kopf war von einem großen runden Hut beschattet. Die Kleidung bestand aus einem bis auf die Knöchel reichenden Talar, einem Skapulier, einer Schürze, die hinten und vorn vom Halse bis unten zum Saume des Talars gieng, und einer an der Schürze angebrachten, runden Kapuze. Das Ganze war schwarz und bezeichnete auf den ersten Blick einen Jünger des heiligen Benedikts. „He! Herr Pater! wohin führet die Bergstraße hier?“ fragte Habsburg. — „Nach dem Schlosse Altenstein,“ antwortete der Mönch ohne aufzublicken. — „Und wohin führt dort die Waldstraße?“ — „Nach dem Benediktinerkloster,“ versetzte der Befragte, ohne den Blick vom Blatte weg zu wenden. „Der Bruder ist ein Flegel,“ sagte ein Dienstmann des Grafen Hartmann. „Soll ich hingehen und ihn lehren, was er wackern Rittern schuldig ist?“ — „Nein! nein!“ sprach Hartmann, „laß den frommen Bruder; er liest vermuthlich im Brevier. Ehrwürdiger Vater,“ rief er dann selber, „sind hier nicht ein Paar Ritter mit zwei Frauen vorbeigeritten?“ — „Wohl!“ — „Wie lange ist es?“ — „Zwei Stunden.“ — „Welchen Weg haben sie genommen?“ — „Den Weg nach dem Berge.“ — „Also nach dem Schlosse Alten=

stein?" Der Benediktiner brummte etwas, das wie Ja klang, und nickte mit dem Kopfe, unwillig, wie es schien über die Fragenden, die so lange seine Andacht störten. „Alle Wetter! jetzt sind wir auf der rechten Fährte," schrie Habsburg. „Altenstein ist ein guter Freund Tockenburgs. Sie werden bei ihm übernachten. Auf! auf! wir nehmen das Nest aus, bevor die Sterne am Himmel stehen!" Ein lauter Beifallsruf der geharnischten Schaar war die Antwort und die Ritter waren in der Felsschlucht verschwunden, durch welche die Straße sich bog.

„Alle Wetter! ihr seid auf der unrechten Fährte!" sagte mit hönischem Lachne der Benediktiner. „Glückliche Reise, glückliche Reise, ihr Strohköpfe!" Als er den breiten runden Hut abnahm und einige spöttische Bücklinge nach der Felsschlucht machte, wurde das früher bedeckte Antlitz sichtbar, und der fromme Bruder war nichts mehr und nichts weniger, als Hatnau, der Dienstmann des Grafen von Tockenburg. Die Freude über die gelungene List glänzte in allen seinen Zügen. Rasch warf er die Kutte und das Buch hinter eine Hecke und bestieg das Pferd, das seiner am Eingange des Waldes wartete. Zu ihm gesellte sich der Knappe Dußnang, und beide ritten im gestrecktem Trabe dem Kloster zu, das sie in einer Viertelstunde erreichten.

Es war ein Benediktinerkloster, dessen Prälat Fridolin mit dem Abte von Einsiedeln auf sehr gutem Fuße stand. Abt Werner hatte daher, als er von der Liebe seines Neffen vernommen, dem Letztern angerathen, sich auf dem Wege in dem Kloster trauen zu lassen. Der gute Oheim

grollte noch immer über die Grafen von Kiburg, weil diese zur Zeit seiner Erwählung seinen Nebenbuhler, den Grafen von Rappersweil, begünstigt hatten. Es machte daher demselben eine kleine Schadenfreude, daß er dem Hartmann von Kiburg die reiche und schöne Ida wegkapern und sie dem geliebten Heinrich in die Hände spielen konnte.

Als Hatnau und Dußnang in den Klosterhof hinein sprengten, ging in der Kirche eben eine heilige Handlung vor sich. Vor den Stufen des Altars knieten Heinrich und Ida. Abt Werner las die Trauungsformel; dabei spendete er mit dem Weihwedel das Wasser so reichlich, daß man nicht recht wußte, ob man es für Ernst oder Schalkhaftigkeit halten sollte. Rings in den großen nußbaumenen Stühlen saßen die schwarz gekleideten Mönche, unter welchen der Prälat Fridolin mit seiner großen Gestalt und dem goldenen Kreuz auf der Brust sich vorzüglich auszeichnete. Die Abendsonne blinkte durch die bunten, blauen und rothen Fensterscheiben des Chors und hüllte das Brautpaar in seltsames rosiges Licht. Man konnte, da der Sterbliche, besonders an seinem Trauungstage, etwas abergläubisch zu sein pflegt, diese Verklärung als ein gutes Zeichen für den Lebensweg nehmen. Und in der That machte der Bruder Johann, der für den Hofpoeten des Klosters galt, schon im Stillen ein paar Hexameter auf diesen Umstand. Indeß hätte es auch zu düstern Ahnungen nicht an Stoff gefehlt. Weil am Morgen ein Todtenamt in der Kirche gehalten worden: so stand noch ein schwarzer, mit einem weißen Kreuze

gezierter Sarg im Chor. Die sinkende Sonne, den blutige Schimmer, das Kreuz und der Sarg am Scheidewege des Lebens — das alles entging wenigstens dem Knappen Dufnang nicht. Wie ein Kind hätte er weinen mögen und doch wußte er nicht warum. Zum Glücke war er das einzige Wesen, das in diesem Augenblicke sich eine Thräne von der Wange wischte. Kaum war die Trauung vollzogen, so trat der Prälat Fridolin an der Spitze seiner Konventualen vor, um dem Brautpaare die geziemenden Glückwünsche darzubringen und das fromme Stift zu Gnaden zu empfehlen. Dann ertönten ein paar muntere Weisen auf der Orgel und die Hochzeitleute verließen die Kirche. An der Thüre erzählte Hatnau, wie er die guten Ritter in das Schloß Altenstein hinauf geschickt habe. Tockenburg und sein Oheim lachten sich halb todt. Auch Ida, obgleich sie innerlich den redlichen Hartmann ein wenig bedauerte, fand die Sache um so spaßhafter, wenn sie das lange Gesicht des Grafen von Habsburg sich vorstellte.

Jetzt war Heinrich und Ida ein Paar. Vielleicht erwartet hier der Leser, daß die Geschichte sich schließe, weil in den Romanen die Trauung gewöhnlich das jüngste Gericht ausmacht, wo Alles aufhört und Alles sich ausgleicht. Allein wir haben es hier nicht mit einem Roman, sondern mit einer berühmten Geschichte des Schweizerlandes zu thun. Da beginnt die Erzählung eigentlich erst recht mit der Hochzeit. Denn als das Brautpaar sammt den geistlichen und weltlichen Zeugen über den Klosterhof schritten: so blitzte es auf der Straße im Glanze

der sinkenden Sonne, Staubwolken erhoben sich, das Getrappel der Pferde ließ sich hören, die Rüstungen klirrten und plötzlich erschienen im Hofe bewaffnete Ritter. Es waren die Grafen von Kiburg und Habsburg und ihre zahlreichen Dienstmannen. Was sich weiter begab — das werden wir im nächsten Buch erzählen.

Zweites Buch.



1.

Der Zweikampf.

Zwar hatte der in einen Benediktiner verkappte Halnau die Verfolger des Brautpaars nach dem Altenstein hinauf gesandt; allein ein unerwarteter Zufall vereitelte diese List. Als die Ritter etwa eine Viertelstunde zurückgelegt hatten, trafen sie den Herrn von Altenstein selber an, der ihnen auf Ritterwort versicherte, daß die fraglichen Gäste auf seiner Burg nicht zu finden seien. Er kehrt sogar mit ihnen zurück, um den Mönch an dem Scheidwege strenger in's Verhör zu nehmen. Natürlich war dieser nicht mehr zu schauen. Hingegen erschien der Holzförster mit Talar und Buch und erzählte, wie er einen Ritter belauscht habe, der den Talar von sich warf und dann mit dem Knappen in gestrecktem Trabe dem Kloster zu eilte. Jetzt waren Hartmann und seine Freunde auf der rechten Spur, auch sie schlugen den Weg nach dem Gotteshause ein und gelangten gerade in den Klosterhof, als die Trauung vorüber und das neue Ehepaar aus der Kirche getreten war.

„Gieb mir meine Braut wieder, Jungfernräuber!" schrie Hartmann von Kiburg.

„Deine Braut?“ entgegnete Heinrich von Tockenburg — „ich weiß nicht, wo die sich befindet. Denn das ist meine Gattin, mit der ich so eben in dieser Kirche mich habe einsegnen lassen.“

„Spricht aus dir der Satan? Bube!“ — versetzte Hartmann — „schon eingesegnet? Ida deine Gattin? unmöglich! Ida! Ida! konntest du mich also hintergehen?“

„Ich gab,“ sprach Ida, „dem Manne, der mein Herz hatte, auch noch meine Hand. Hätte ich anders gehandelt, dann hätte ich euch hintergangen. Daß ich die Flucht ergriff, ohne euch vorher von meinen Gesinnungen in Kenntniß zu setzen — daran ist meine Base schuld.“

„Dacht' ich's doch! du Undankbare!“ rief jetzt der Graf von Habsburg, „dacht' ich's doch, die Schuld werde noch auf uns gewälzt. Schon gut! schon gut! wir wollen später sehen, ob du das Recht hattest, über Hand und Herz zu verfügen. Einstweilen kommst du jetzt wieder mit uns nach Habsburg zurück.“ Bei diesen Worten streckte er die Hand nach Ida aus, um sie gewaltsam von Tockenburg wegzureißen. Mit einem Schrei des Abscheues klammerte sich diese an den Geliebten an. „Zurück!“ schrie Heinrich und zog das Schwert — „zurück! so lange ich noch das Schwert führen kann, rührt kein Sterblicher das Weib meines Herzens an!“ In demselben Augenblicke brachte ein Knecht die gesattelten Rosse. Tockenburg übergab die halb ohnmächtige Braut ihrer Amme. Er, Hatnau und Dußnang schwangen sich zu Pferd, fest entschlossen, das theure Kleinod bis auf den

letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Mit wildem Racheruf schickten Kiburg und seine Begleiter sich zum Angriffe an.

Mit Entsetzen gewahrte der Prälat Fridolin die Wendung, welche die Sache zu nehmen schien; mit Entsetzen gedachte er an die unglückseligen Folgen, welche dem Stifte aus der Theilnahme an dieser Heirath erwachsen könnte, sobald es zum wirklichen Kampfe kam. Rasch eilte er in die nahe Kirche und in wenig Augenblicken war er wieder auf dem Kampfplatze. Ein mächtiges Kreuz in der Hand, den Prior auf der einen, den Subprior auf der andern Seite, die übrigen Mönche im Rücken, so trat Friedolin zwischen die zum Kampfe sich anschickenden Ritter.

„Friede!" rief er, „Friede sei mit euch! Sehet den Heiland da, der uns gebot, unsere Feirde zu lieben; den Heiland, der sterbend noch für seine Mörder bat. In seinem Namen bitte ich euch, um Joseph und Maria willen beschwöre ich euch, störet die Stille dieses Gotteshauses nicht durch das Geräusch der Waffen! Entweihet durch Mord nicht der Andacht fromme Stätte! Bedenket, das ist heiliger Boden, heiliges Land!"

Wer den Ton hörte, mit welchem Fridolin redete, wer die stolze, gebieterische Haltung sah, welche der große, schön gewachsene Mann annahm, der hätte glauben sollen, er sähe Pabst Leo I., wie er dem Hunnenkönig Attila befahl, zurückzuweichen von Roms heiligen Mauern. Allein was ehemals einen so gewaltigen Eindruck machte auf das Gemüth des rohen Attila, das glitt wirkungs-

los als an dem etwas feineren, aber auch weit leichteren Sinne der Hohenstaufischen Ritter.

„Mönch!“ schrie der Graf von Habsburg, „Mönch! misch' dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen. Fort! aus den Füßen! fort! oder wir stecken dir dort einen rothen Hahnen auf das Dach deines Nestes, zum Danke dafür, daß du den heiligen Ort zum Schlupfwinkel der Kupplerei und das keusche Gotteshaus zum Hurenhaus machtest!“

„Wehe der Lästerung!“ entgegnete mit Abscheu der Prälat — „Wehe dem Lästerer,“ wiederholten in dumpfem Tone die Mönche alle.

Den stärksten Eindruck machte Fridolins Rede noch da, wo man es am wenigsten erwartet hätte, bei dem schwerbeleidigten Grafen Hartmann. Ihn hatte die Derbheit verletzt, mit welcher, zumal von Habsburg, die Sache behandelt wurde. „Lassen wir das,“ sagte er, „und fechten wir den Streit aus, wie es Rittern geziemt. Wahr ist es, was der Prälat spricht. Wir dürfen das Kloster nicht zum Tummelplatz eines allgemeinen Kampfes machen. Ich bin der gekränkte Theil: meine Sache ist es, Rache zu nehmen an dem Räuber meiner Braut. Zurück von beiden Seiten, schließet einen weiten Kreis und seid Zeugen in dem Zweikampf zwischen Tockenburg und mir. Verleiht der Himmel mir den Sieg, so mag Ida lernen, daß ich größere Achtung verdient hätte, als sie mir bewies. Falle ich, so mag die Treulose an meinem Tode sich laben.“

„Ich hebe den Handschuh auf“ — antwortete Heinrich

von Tockenburg trotzig. — „Einem bin ich immer noch gewachsen, und wenn es auch Zwei und Drei sein sollten."

„So bitte ich euch wenigstens," rief Fridolin, „daß ihr den Hof verlasset und euere Sache auf der grünen Wiese ausfechtet, die vor dem Kloster sich ausbreitet."

Der letztere Gedanke fand Beifall. Beide Parteien verfügten sich auf die Wiese, wo sie auf entgegengesetzten Seiten in zwei Halbmonden sich aufstellten. Ida, die allein mit Abt Werner im Klosterhof zurückgeblieben war, raffte sich eilig empor, stürzte sich zum Thor hinaus, um die beiden Kämpfer zu beschwören, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen möchten. Kaum war sie aber einige Schritte vom Thor entfernt, so sah sie, daß sie zu spät komme und ohnmächtig sank sie in die Arme des schönlockigen Knappen Dußnang. Denn wirklich befanden sich Tockenburg und Kiburg schon in vollem Anlauf: ein schrecklicher, entscheidender Zusammenstoß schien unvermeidlich. Da ertönte ein donnerndes „Halt!" und hinter der Ecke des Klosters hervor flogen quer über die Wiese, wie auf Windesflügeln, zwei fremde Reiter kühn zwischen die beiden Kämpfer hinein. „Halt! ich befehl' es!" rief der Jüngling mit dem weißen Unterkleid und dem flatternden Purpurmantel. Sein Auge schaute gebieterisch im Kreise umher und stolz nickten ihm drei Federn vom reichgeschmückten Barete. Es war der junge König Heinrich mit seinem Freunde, dem Marquard von Andweil. Er hatte am Morgen seinem Vater, dem Kaiser das Wort gegeben, er wolle die Zürnenden versöhnen

und im Keime schon die gefährliche Fehde ersticken, die hier sich zu erheben drohte.

Die Aufgabe war schwerer, als er es sich gedacht hatte. Wie zwei Löwen, die Blut geleckt, dürsteten Hartmann und Heinrich, den Kampf wieder aufzunehmen, der so unerwartet unterbrochen worden. Was auch der königliche Jüngling bald zu Tockenburg, bald zu Kiburg sagte, wie er bat und beschwor, wie er drohte und versprach: — es war Alles umsonst. Nur so viel konnte er von den beiden Eisenmännern erhalten, daß sie wegen einbrechender Nacht den Kampf auf den künftigen Tag verschoben. Doch war er damit zufrieden; denn er dachte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Er verrechnete sich nicht. Als am nächsten Morgen die Glocke auf der Klosterkirche acht Uhr schlug, fanden sich beide Parteien auf der Wiese wieder ein. Bevor aber der Kampf anhob, verlangte Kiburg noch ein paar Worte mit Ida zu sprechen, die dieses Mal nicht anwesend war. Sie erschien am Arme des jungen Königs. Jetzt kniete Hartmann von Kiburg vor ihr nieder und sprach:

„Verzeihet, edle Gräfin, das ich euch gestern unnöthige Angst verursachte. Ich fühle heute, daß es unritterlich wäre, wenn ich euch hindern wollte, dem Manne zu folgen, zu welchem euer Herz euch hinzieht. Ich ehre das Band, das ihr gestern geknüpft. Möget ihr so glücklich sein — als ich nun hinfür grenzenlos unglücklich sein werde."

Er küßte ihr die Hand und wendete sich rasch gegen Tockenburg mit den Worten: „Gegen Ida's Gemahl habe ich keinen Groll mehr."

„Wohlan!“ rief der König, so gebet euch denn die ritterliche Rechte, zum Zeichen des Friedens. Hartmann gehorchte und streckte seine Hand aus. Aber Tockenburg stand mit verschlungenen Armen und grollendem Blicke, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Tockenburg! Tockenburg! ehrst du deinen König so?“ fragte König Heinrich. — „Gieb dem Grafen die Hand,“ seufzte Ida, „lieber Mann gieb nach.“ Umsonst! Tockenburg schwieg und regte sich nicht.

„Lasset es gut sein“ sagte Kiburg, „ihr verschwendet eure Worte an einen Felsen. Ich kenne des Mannes Heftigkeit und Trotz von Jugend auf. — Nur das Eine möchte ich euch noch empfehlen, Herr Graf von Tockenburg: behandelt eure Gattin gut. — So lange das geschieht, werdet ihr an mir einen friedlichen Nachbar haben. Sollte je das Gegentheil statt finden, so werde ich Rache fordern für das Opfer, das ich heute euch bringe.“

Tockenburg lachte bitter und wollte den eifersüchtigen Groll, der sein Inneres durchwühlte, eben in eine giftige Antwort zusammen drängen. Da schwang sich der König auf's Pferd, Kiburg und seine Begleiter folgten seinem Beispiel. Eine Verbeugung noch vor der schönen Ida — und verschwunden waren alle. Hartmann von Kiburg nahm noch denselben Tag das Kreuz. Tockenburg aber setzte mit seiner Gemahlin und seinen Dienern den Weg nach der Heimat fort.

8.

Die Ankunft auf Tockenburg.

Auf der Straße von Winterthur nach St. Gallen erblickt man rechter Hand das Dörfchen Sirnach. Dort öffnet sich am Fuße des Hörnli ein enges, waldiges Thal, aus welchem die Murg hervorströmt. Im Thale selber liegt, abgeschieden von der Welt, das stattliche Benediktinerkloster Fischingen, das, wie die Geschichtsforscher behaupten, das älteste Gotteshaus in eidgenössischen Landen sein soll. Hinter dem Kloster erhebt sich ein steiler Berg, der den Landleuten in der Umgegend nur unter dem Namen des „Idabergs" bekannt ist. Das Haupt des Berges ist kahl, kein schwarzer Thurm, keine epheuumrankte Mauer ist übrig geblieben; Alles hat der Zahn der Zeit vernichtet. Nur die feierliche Messe, welche von den Fischinger Mönchen alljährlich auf der verödeten Stätte gelesen wird, mahnt an die untergegangenen Herrlichkeiten verschwundener Tage. Hier stand einst die alte Tockenburg.

Mit Gräben und Wällen umgürtet, mit Zugbrücken und ragenden Thürmen umpanzert, schaute sie trotzig aus ihren Schluchten hervor auf die Schlösser der Dienst-

männen, die an den benachbarten Bergen hingen, und auf die verschlungenen Thäler, in welchen weit umher ein leibeigenes Volk sich ausbreitete. Im Innern der Burg fehlte freilich viel zu der heitern Bequemlichkeit, die heut zu Tage jeder auch nur einigermaßen wohlhabende Bürger verlangt. Die hohen Brustwehren mit den kleinen Fenstern, die braunen mit mancherlei Schnörkeln überladenen Wände und Dielen, die gewaltigen Oefen und meistens mit Ziegeln belegten Boden gaben den Zimmern etwas Düsteres und Schwerfälliges. Der Rittersaal, in welchem die Rüstungen und Bildnisse der Ahnherren hingen, die gewölbten mit waidmännischem Hirschgeweihe geschmückten Gänge, die tiefen Keller und Burgverließe, die mit Dohlen und Fledermäusen bevölkerten Thürme — das Alles hatte, zumal wenn der Wind brauste oder die angeschwollene Murg tosete, etwas Tönendes und Unheimliches. Es war dann, als durchwandelten unsichtbare Bewohner mit leisem Geisterschritte die luftigen Hallen. So natürlich sich vielleicht die Sache aus der Bauart und der Lage des Schlosses erklären ließ, so suchte die Dienerschaft doch lieber einen übernatürlichen Grund — und sie fand ihn in dem Ursprung und in der Geschichte des gräflichen Hauses. Die Sage ging nämlich, die Burg sei von neubekehrten Christen erbaut worden, mit deren Glauben es noch nicht ganz richtig war. Da soll dann eine That vorgefallen sein, von welcher man zur Ehre des Hauses nicht gerne redete. Indessen erbte sich doch ein dumpfes Gerücht, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, heimlich unter dem Gesinde

fort. Daher begaben sich um Neumond oder Frohnfasten herum, sobald Betzeit vorüber war, die Knechte und Mägde nie anders als selbander in den Keller oder in gewisse Zimmer des dritten Stockwerks. Sie fürchteten den „Alten." Das war der Name, mit welchem man den Burggeist bezeichnete, der gewöhnlich sich sehen ließ, wenn dem Geschlechte der Tockenburger ein Unglück drohte. Ein einziges Mal wagte es ein betrunkener Knecht, ohne Licht in ein gewisses Zimmer des dritten Stockwerks hinauf zu gehen. Allein zum zweiten Male hätte er es nicht gethan, und wenn man ihm hundert Goldgülden gegeben hätte. Halbtodt fand man ihn im Kreuzgange. Ich habe ihn gesehen, sagte er, als er aus der Ohnmacht erwachte, ich habe den Alten gesehen. Und am folgenden Tage starb schnell und unerwartet Albrecht, der Vater des Grafen Heinrich, von welchem die vorliegende Geschichte handelt.

Soviel Schwerfälliges und Unheimliches indessen auch die alte Tockenburg für den aufmerksamen Beobachter haben mochte, so entging doch dasselbe den fröhlichen Blicken der jungen Gräfin, die jetzt auf der höchsten Spitze jener Berge hauste, die zwischen dem Gonzenbach und dem Muselbach sich erheben. Ida kannte die geheime Geschichte des Geschlechtes noch nicht, in welches sie sich nun eingeheirathet hatte. Zwar war sie mit den alten Sagen vertraut und hatte besonders die Chronik des Hauses Kirchberg wohl inne: aber diese Chronik beobachtete gerade über die Beziehungen, in welchen Kirchberg zu Tockenburg stand, ein Stillschweigen, das seine

guten Gründe hatte. Was aber das Leben auf Tockenburg betraf, so konnte es Ida sich nicht bergen, daß dasselbe glänzender sei, als auf dem einsiedlerischen Kirchberg an der Iller und genußreicher als unter den stolzen Anverwandten auf der steifen Habsburg. Zudem waren es ja die süßen Flitterwochen, wo die ganze Welt in rosigem Lichte vor ihr lag. Jetzt hatte sie den Mann ihrer Liebe, den schönen, tapfern und geistreichen Jüngling, um welchen die ersten Frauen des Hohenstaufischen Hofes sie beneideten. Wenn sie mit ihrem Heinrich, Arm in Arm auf der Zinne des Schlosses stand; wenn sie hinunter blickte auf die dienstbaren Thäler zu ihren Füßen; wenn sie sah, wie im fernen Bodensee die Morgensonne sich spiegelte, wie die Abendsonne den rebenbepflanzten Immenberg röthete: dann kam es ihr vor, keine Königin sei so reich und so glücklich wie sie.

Wirklich waltete sie wie eine Königin in den mächtigen Räumen des Schlosses. Heinrich hatte lange eine sogenannte Knabenwirthschaft geführt und während er dem Krieg und der Jagd oblag, die Besorgung des Hauswesens fremden Leuten überlassen. Da weiß nun jede meiner schönen Leserinnen, daß es in solchen Fällen ein Bischen d'rauf und d'runter geht. Wo im Hause die Frau fehlt, da fehlt auch der Engel der Ordnung. Daher hatte Ida mit ihrer Amme, der wackern Kunigunde, vollauf zu thun, die Zimmer aufzuräumen und gehörig einzurichten. Tische, Sessel und Bettstatten erhielten einen andern Platz, alte Hausgeräthe wurden ausgebessert oder in die Gesindestube verwiesen und durch die künstlichen

Arbeiten ersetzt, die Ida zum Hochzeitgeschenk erhalten oder zu ihrer Brautfahrt hatte verfertigen lassen. Und so gewann, obgleich an den Zimmern selbst nichts Wesentliches verändert wurde, das Ganze in kurzer Zeit ein freundlicheres Aussehen. Die öden Hallen verjüngten sich unter dem Zauber des zarten, weiblichen Sinnes.

Graf Heinrich freute sich von ganzer Seele, wenn seine junge Gattin von Zimmer zu Zimmer hüpfte, wie ein flüchtiges Reh. Mit gelassenem Lächeln sah er zu, wie da und dort ein Schwert, ein Panzer weichen und einem Spiegel Platz machen mußte. Ja er selbst wußte auf sinnige Weise zu überraschen, wenn er glaubte, einen stillen Wunsch in Ida's Augen gelesen zu haben. Als sie einst ein Liedchen singend in ihr Zimmer trat, rief ihr eine seltsame Stimme entgegen: „Ida! guten Tag, Ida!" Sie schlug verwundert die Augen auf — und siehe! da hing im goldenen Bauer die wohlbekannte Dohle, die bei der Flucht aus Mainz vergessen, jetzt aber auf des Grafen Befehl nachgeliefert worden. Lachend sprang Heinrich aus seinem Versteck hervor und nahm sich zum Danke ein halbes Dutzend Küsse. „Das hast du sehr gut gemacht," sagte Ida — „du erräthst immer meine leisesten Gedanken. Was soll ich nun aber dir dafür thun? Ich sollte das freilich sonst merken, aber ich bin ein recht thörichtes Ding — du mußt es mir sagen. Wohlan! womit kann ich dir eine Freude machen?"

„Das sollst du sogleich hören. Drei Wünsche habe ich auf dem Herzen — willst du dieselben erfüllen?"

„Ja! wenn die Erfüllung in meiner Macht steht. Nenne sie also.“

„Laß dir, liebe Ida, diese Dohle hier empfohlen sein, und sorge dafür, daß der Vogel keinen Mangel leidet.“

„Das hätte ich sonst gethan. Nenne mir den zweiten Wunsch.“

„Nimm diesen Diamant, betrachte ihn als Brautring, trage ihn immer und sei mir treu, so lange du ihn trägst.“

Ida ließ den blitzenden Stein im Sonnenglanze funkeln und schenkte dem Geber einen glühenden Kuß. „Die Bedingungen sind zu leicht,“ sagte sie, „sprich einen Wunsch aus, der auch ein Opfer von deiner Ida heischt.“

„Gut! so höre meinen dritten Wunsch. Du kennst das ganze Schloß von oben bis unten, nur in einem einzigen Zimmer des dritten Stockes bist du nie gewesen. Hier ist der Schlüssel dazu. — Versprich mir, du wollest dieses Zimmer nie öffnen, bis ich selbst es dir erlaube.“

Ida machte ein krauses Gesichtchen: „Ein seltsames Verbot!“ murmelte sie. „Nimm den Schlüssel zurück!“ — Als Heinrich den Kopf schüttelte, schwieg sie einige Augenblicke. — „Ich erfülle deinen Wunsch!“ rief sie und warf den Schlüssel in das geheime Fachwerk ihres Schrankes.

3.

Das geheimnißvolle Zimmer.

Was der eigentliche Grund dieses seltsamen Verbotes gewesen sei — darüber sind die Geschichtschreiber sehr ungleicher Ansicht. Pater Beda meint, der Graf habe seine Gemahlin schon frühe daran erinnern wollen, daß die Weiber ihren Männern unterthan sein sollen, um des Herrn willen. Abt Seiler erblickt in diesem Verbote ein Werk des Satans, welcher den Grafen Heinrich wie seine Vorfahren noch mit heidnischem Aberglauben umstrickt hielt. Anders erklärt die Sache der Konventual Jonas Trummer in seiner Chronik des tockenburgischen Grafenhauses. Ich kann mich nicht enthalten, hier sein Urtheil wörtlich anzuführen.

„Gewöhnlich müssen, sagt Trummer, die Männer, die in frühern Jahren etwas locker lebten, später ihre Verirrungen damit abbüßen, daß sie im Ehestande den Plagegeistern der Eifersucht anheimfallen. Das war, wie es scheint, auch bei Heinrich von Tockenburg der Fall. Er hatte die Schwächen der Weiber so vielfach erprobt, hatte so manche Gunstbezeugung hinter dem Rücken gutmüthiger Ehemänner erhalten, daß ihm der

Glaube an weibliche Tugend, und somit das erste Erforderniß zu einer glücklichen Ehe durchaus abging. Zwar liebte er seine Gattin, aber liebte sie, möchten wir sagen, mit Furcht und Zittern. Diese Schönheit des Körpers, diese Lebhaftigkeit des Geistes, diese Glut des Gefühls — welche Güter für den Geliebten, aber auch welche Gefahren für den Ehemann! Auch war die Raschheit, mit welcher Ida ihren frühern Bräutigam verlassen, nicht geeignet, diese Besorgnisse zu zerstreuen. Heinrich war nicht eifersüchtig, denn er hatte keinen Nebenbuhler; aber er wollte wissen, ob er auch keinen Grund zur Eifersucht habe, wenn sich ein Nebenbuhler einstellen sollte. Er wußte, daß die Neugierde nächst der Liebe des Weibes stärkste Leidenschaft ist. Daher wollte er versuchen, wie viel die Kraft und die Anhänglichkeit seiner jungen Gattin vermöge." So sagt Jonas Trummer, der trotz des üblen Rufes, den er im Kloster Fischingen hinterließ, ein großer Menschenkenner gewesen sein muß.

Ich will der Geschichte nicht vorgreifen und also nicht entscheiden, ob Graf Tockenburg sich von einem, seinem Hause eigenthümlichen Aberglauben leiten ließ, oder ob sein Verbot Folge seines Mißtrauens gegen weibliche Tugend war. Es können vielleicht beide Ursachen mitgewirkt haben. Kurz, Ida versprach den Wunsch ihres Gemahls zu erfüllen. Leicht war das Versprechen, schwerer das Halten. Wir wissen ja, wie es der guten Mutter Eva im Paradiese erging und Ida war Eva's Tochter.

So lange der Sommer währte, Ida mit der neuen Einrichtung des Hauswesens sich beschäftigte und — was

die Hauptsache war — Heinrich sich meistens bei Hause aufhielt: so lange hatte es keine Noth. Wohl erinnerte sie ihn einige Male lachend daran, ob es noch nicht an der Zeit sei, das geheimnißreiche Zimmer zu lüften; aber der Ernst, welcher dann plötzlich das Gesicht Heinrichs umdüsterte, lehrte sie, daß sie diese Saite nicht mehr berühren dürfte. Ihre Lippen verstummten, aber ihr Herz fing an zu ahnen, daß doch hinter dem Verbote mehr stecken möchte, als sie zuerst gedacht hatte. Sie ging öfter bei der verhängnißvollen Thüre vorüber und konnte, da ihr Nastuch zufällig zu Boden fiel, sich nicht enthalten, ein Mal im Niederbücken ein paar Blicke durch das Schlüsselloch zu werfen. Allein ein weißer Fleck war alles, was sie sah.

Wie der Herbst kam, erwachte Heinrichs waidmännischer Geist: es trieb ihn hinaus in den dunkeln Wald und sein Hifthorn klang durch Berg und Thal. Bei diesem Anlaß besuchte er die Nachbarn und Freunde wieder, welche er den Sommer über ziemlich vernachläßigt hatte. Tage, halbe Wochen lang saß Ida einsam auf der hohen Burg, ihrem Geliebten nach allen Seiten entgegen spähend. Sie klagte nicht, aber sie verweilte länger vor ihrem offenen Schranke, in welchem der Schlüssel zu dem geheimnißreichen Zimmer lag.

Eines Tages saß die junge Frau wieder vor ihrem Schranke, die gedankenvolle Stirne in der stützenden Hand und der sinnende Blick auf den Schlüssel gerichtet, der vor ihr sich befand. Da trat die Amme Kunigunde ins Zimmer. Wir haben dieser Amme schon früher er-

wähnt, aber keine Zeit gefunden, sie unserm Leser näher zu schildern. Kunigunde war eine hagere Frau mit grauen Augen und spitziger Nase, etwas über fünfzig Jahre alt. Obgleich ihre Haare schon schneeweiß waren, so verrieth doch ihr rascher, aufgerichteter Gang und ihre schnelle Rede viel Munterkeit und Kraft. Sie schwatzte gerne, aber meistens mit Verstand; führte das Regiment über die unter ihr stehenden Dienstboten strenge, aber zum Vortheil der Herrschaft, an welche sie mit aller Treue hing. Da sie übrigens aus einem verarmten edlen Geschlechte abstammte und sich gleichsam als zweite Mutter Ida's ansah, so nahm sie sich Vieles heraus, was an einer Andern nicht geduldet worden wäre.

„Wo fehlt es?" rief sie, als sie die Gräfin in ihrer sinnenden Stellung überraschte. „Wo fehlt es? Warum dieses finstere Gesicht? Hellauf! Hellauf! gnädige Frau! der Herr Graf wird schon wieder kommen. Das ist nichts. Kann der Herr die Frau entbehren, so soll die Frau bei Hause seinethalb auch keine Kalender machen."

„Es ist nicht das, was mir Kummer macht — hier liegt die Ursache meines Grams," sagte die Gräfin, indem sie auf den Schlüssel hinwies und sich eine Thräne vom Auge wischte. „Warum — sage mir liebe Kunigunde, warum soll ich das Zimmer nicht sehen?"

„Weil der Herr Graf ein — ich hätte bald etwas gesagt — weil er ein Mann, und zwar ein recht grillenhafter Mann ist. Das Versprechen hättet ihr ihm aber auch nie geben sollen. Daß ihr doch mir nichts davon sagtet! — die Gräfin von Kirchberg ist keine Magd, sie

soll auch keine Frau sein, die man wie eine Magd behandelt. Im Anfang müssen die Frauen ihre Männer gewöhnen, wie sie dieselben haben wollen. Dieses Verbot ist der erste Versuch, der erste Anwurf. Saget ihr jetzt A, so müsset ihr nachher auch B sagen und so geht es fort, bis zum Z. Ein verschlossenes Zimmer — wohl! da könnte ja ein Mann vor den Augen seiner Frau, weiß Gott was, verbergen."

„Ach! Kunigunde, du weißt noch nicht alles" — seufzte Ida. „Hingegen erinnerst du dich noch an den Reichstag von Mainz und an die Warnung, die mir der alte Seher gab."

„Recht gut! es war der Pilger Benolim, der vor seiner Einsiedlerhütte sitzend euch zuflüsterte: Er liebt dich, aber hüte dich vor Kurios Rache! Den ersten Theil des Spruches wußten wir wohl zu deuten, hingegen blieb uns räthselhaft, wer der Kurio sei."

„Das Räthsel fängt an sich zu lösen. Kurio ist mir näher, als ich wähnte. Denke dir mein Entsetzen, liebe Kunigunde. Heute nahm ich den alten Christian über das verschlossene Zimmer aus. Obgleich der Mann ein wenig getrunken hatte, so wollte er doch mit der Sprache nicht ganz ausrücken. Nur so viel brachte ich aus ihm heraus, daß das Zimmer früher einen eigenen Namen gehabt habe, den man seit dem schnellen Tode des alten Grafen nicht mehr aussprechen dürfe. Das Zimmer, sagte Christian, hat früher geheißen Kurios Kammer."

„Kurios Kammer? ist es möglich!" rief Kunigunde, „Kurios Kammer — mich schaudert — da liegt ein Ge-

heimniß, das wir sogleich erforschen müssen, gebet den Schlüssel her."

„Nein," sagte Ida, „hinter dem Rücken meines Heinrichs thu' ich das nicht. Ich will warten bis er heim kommt. Dann aber will ich ihn von der Weißagung, die mir zu Mainz gemacht worden, in Kenntniß setzen, und ihn um Aufschluß bitten über das sonderbare Zimmer, dessen Namen mit des Sehers Warnung auf so verhängnißvolle Weise zusammen trifft."

Hier endigte das Gespräch und Kunigunde verließ das Zimmer. Ida bemerkte nicht, daß die Amme beim Hinausgehen den bewußten Schlüssel mitnahm. Nach einigen Minuten kam die Letztere triumphirend zurück. „Jetzt, liebe Gräfin, könnet ihr sehen, welchen Schatz das geheimnißvolle Zimmer verschloß. Ich habe es geöffnet und will es auch vor dem Grafen verantworten."

„Unglückselige! was hast du gethan?" rief Ida. Sie eilte hinauf den Schlüssel wieder abzunehmen, trat aber doch vorher in das Zimmer hinein.

4.

Die alte Sage.

Was erblickte nun Ida in dem geheimnißvollen Zimmer? Wie es anfänglich schien — nicht viel. Es war ein längliches Zimmer mit vier weißen Wänden und einem Fenster. An dem steinernen Spitzbogen stand auf gelbem Felde ein aufrechter rother Löwe und ein halber blauer Adler — zwei Sinnbilder, die mit der springenden Dogge über dem Helme das uralte Wappen der Grafen von Tockenburg ausmachten. Auf der rechten Seite des Zimmers befand sich eine Nische, welche ein dichter, weißer Vorhang umhüllte. An der linken Wand war eine schwarze Marmortafel in die Mauer eingegraben, deren goldene, gothische Schriftzüge dem ungeübten Auge eben so unverständlich schienen, als die Hieroglifen auf den egiptischen Obelisken. Zitternd vor Neugierde und vor Angst ob des gebrochenen Wortes hob Ida den Vorhang auf. Im Halbdunkel der Nische stand eine männliche Bildsäule. Es war ein römisch gekleideter Greis, eine Kaiserkrone auf dem Haupte, ein Purpurmantel um die Schultern

und ein gebrochener Zepter zu den Füßen. Den linken Arm, in welchem ein Kreuz ruhte, drückte er mit Inbrunst an die Brust, den Zeigefinger der rechten Hand richtete er warnend empor. Der Ernst in den stark ausgeprägten Gesichtszügen konnte ebensowohl für Reue, als für Zorn gelten. Am Fußgestelle war mit Unzialbuchstaben der verhängnißvolle Name „Kurio" zu lesen.

Nachdem die beiden Frauen die Bildsäule in der Nische einige Augenblicke mit geheimem Grauen betrachtet hatten, wendeten sie sich zu der entgegengesetzten Mauer, um den Inhalt der Marmortafel zu entziffern. Die Mühe war groß und der Lohn der Arbeit nichts weniger als erfreulich. Der gewonnene Aufschluß lautete im Wesentlichen, wie folgt:

Im zweiten Jahrhundert nach der Geburt unsers Herrn ließ sich der Kaiser Kurio zum Christenthume bekehren. Zu diesem Entschluß bewog ihn vorzüglich seine Gemahlin Toka, die schon früher durch den Gottesmann Theonestus zur Erkenntniß des wahren Glaubens gekommen war. Als nun der ehrgeizige Bruder des Kaisers diesen Umstand benutzte, um den Senat und das römische Volk aufzuwiegeln, so floh Kurio mit Weib und Kindern in die Einsamkeit der helvetischen Gebirge. Dort erbaute er, an der Murg, eine starke Veste und nannte sie seiner Gattin Toka zu Ehren Tokaburg, oder Tockenburg. Eben so erbaute er jedem seiner vier Söhne ein stattliches Schloß. Dem ersten Sohne Magnus gab er Hochentrenz, dem zweiten, genannt Eglof, gab er Gutenberg, dem dritten, Namens Anshelm, erbaute er

Montfort und für den vierten, oder Wilpart, gründete er Leukirch. Seine Schätze und sein Schwert verwendete Kurio, um den christlichen Glauben zu schützen, der wie ein Stern aufging über diesen Landen.

Als daher der heidnische Herzog Saturnin von Ravenau den Patriarchen Burgundus vertrieb, eilten Kurio und seine Söhne herbei, den Frevel zu rächen. Der Herzog fiel nach tapferer Gegenwehr in der Schlacht. Reichlich lohnte Kurio die Ritter, die sich in diesem Kampfe ausgezeichnet hatten.

So gab er das Schloß Kirchberg an der Iller seinem Kampfgenossen, dem tapfern Herkules von Wullenstätten, dem Stammvater der spätern Grafen von Kirchberg. Zugleich belehnte er ihn mit der Kastvogtei des Klosters Wiblingen.

Hierauf kehrte er nach Tockenburg zurück und lebte daselbst viele Jahre in Glück und Ehre. Viele Hirten weideten ihm auf den Alpen, viele Pflüger durchwandelten ihm das Thal. Da trat eines Tages der Graf Herkules von Kirchberg zu ihm und sprach: „Ich muß dir eine Botschaft hinterbringen, die ein Donnerschlag sein wird für dein greises Ohr. Deine vier Söhne sind Helden und deine älteste Tochter Magdalena sitzt auf dem Thron des Königs Stefans. Aber deine jüngste Tochter Kleosea ist die Buhlerin eines Pfaffen. Ich selber sah, was dem Kaplan deines Schlosses, was der Tochter Kurios nicht geziemt. Darum kann ich nicht schweigen bei der Entehrung meines Freundes. Darum sage ich, was ich gesehen mit eigenen Augen."

Wie das der königliche Greis vernahm, entbrannte sein Römerstolz wie Wetterflamme. Jach rannte er hinauf in das dritte Stockwerk des Schlosses, in das Zimmer des Kaplans. Die Jungfrau lag in den Armen des Priesters. Da stieß Kurio dem Jüngling den Dolch in's Herz — die Tochter aber stürzte er hinab von der Zinne der Burg, daß sie zerschmettert am Felsen hing, wie der Schnee in den Klüften des Berges.

Trocknen Auges sah der harte Vater, wie man das todte Mädchen heraufholte aus der schaurigen Schlucht. Als aber das Grabgeläute von Fischingen anhob — da brach ihm das Herz. Was habe ich gethan? rief er, und zerraufte sich den langen, grauen Bart, was habe ich Unglückseliger gethan? Meine Tochter habe ich gemordet — Kleophea! Kleophea! o könnte ich für dich doch sterben.

Dann vergaß er im Wahnsinn des Christenthums und wurde wieder Heide und fluchte, wie die Heiden zu fluchen pflegen. Ich habe, donnerte er den Herkules von Kirchberg an, dich reichlich beschenkt, ich habe dich zum Vater eines großen Geschlechtes gemacht. Du hast mit deiner Schwatzhaftigkeit mich um die Ruhe meines Alters, um die Ehre meines Hauses gebracht. Mit Schmerzen sehe ich hinunter zur Grube. Verflucht sei deine Zunge, dienstfertiger Schwätzer, verflucht sei dein Geschlecht. Haß, unversöhnlicher Haß trenne Tockenburg und Kirchberg. Nicht ruhen will ich, nicht rasten im Grab, bis das letzte Schloß deines hinschwindenden Stammes, bis Kirchbergs späteste Enkelin — Hie

stockte Kurio — er konnte seine Rede nicht vollenden. Der Vorfall hatte ihn zu stark angegriffen — der Schlag lähmte seine Zunge, sein Herz — todt fiel er nieder, wie die Eiche niederfällt auf die bebende Erde.

5.

Neue Verlegenheit.

So lautete die Inschrift auf der Marmortafel der Kammer Kurios. Es befinden sich große Irrthümer in dieser Erzählung, auf welche ich den geschichtskundigen Leser nicht erst aufmerksam machen muß. Auch die Grafen von Tockenburg wollten, wie die meisten Großen des Mittelalters, älter sein, als sie wirklich waren, und daher leiteten sie den Ursprung ihres Geschlechtes von einem römischen Kaiser ab, der im zweiten Jahrhundert sich mit seiner Gemahlin Toka zum Christenthum bekehrt haben soll. Dabei tritt freilich der leidige Uebelstand ein, daß andere ehrliche Leute nichts von einem römischen Kaiser wissen, der sich Kurio nannte. Und es ist gegründeter Verdacht vorhanden, daß die Genealogen des tockenburgischen Hauses mit der römischen Kaiserkrone allzufreigebig umgingen, wenn sie dieselbe dem Ahnherrn des erwähnten Geschlechtes auf das Haupt setzten. Allein das thut zur Sache nichts, auch hat der Verfasser dieses Buches keineswegs die Pflicht übernommen, die Wahrheit oder Unwahrheit der Kuriosage darzuthun. Genug die Sage war da, sie wurde in den Tagen des Mittel-

alters an den Ufern der Thur und des Rheines erzählt und geglaubt. Der Geschichte des tockenburgischen Hauses, das uns in mancher Beziehung an die Atriden Griechenlands mahnt, sollte, wie es scheint, auch dieser düstere Zug nicht fehlen. Man glaubte, der Stammvater der Tuckenburger habe seine Tochter wegen eines Liebesverständnisses mit dem Kaplan ermordet; man glaubte ferner, er habe in wahnsinniger Reue über seine Unthat einen schrecklichen Fluch ausgesprochen über den Grafen Herkules von Kirchberg und über sein ganzes Geschlecht. Der letztere Umstand ist es vorzüglich, den wir hier in's Auge zu fassen haben.

Ida gehörte, wie wir wissen, dem Geschlechte der Grafen von Kirchberg an; sie war der letzte Sprößling, die letzte Enkelin jenes Herkules, von welchem in vorstehender Sage die Rede ist. Ihr schien daher auch der unvollendete Fluch des sterbenden Kindesmörders zu gelten. Denke man sich nun den Eindruck, den die Erzählung der Marmortafel auf Ida und Kunigunde machen mußte. Wie vernichtet standen die beiden Frauen, todtbleich und sprachlos vor Entsetzen blickten sie einander an. Einer Ohnmacht nahe setzte Ida sich auf eine der Stufen vor der Bildsäule Kurio's. Kunigunde gewann zuerst wieder die Kraft, einige Worte auszustoßen.

„Das ist mir eine saubere Geschichte!" rief sie.

„Ach! Kunigunde," versetzte die Gräfin, „wie hart werde ich für meine Neugierde bestraft! — Jetzt sehen wir, daß es Weisheit, daß es schonende Liebe war, die meinen Heinrich bewog, dieses Zimmer zu verschließen."

„Allerdings hatte," fiel die Amme ein, „der Graf Grund genug, den Inhalt dieser Kammer zu verbergen. Da er aber denselben schon früher kennen mußte, so dünkt mich, er hätte liebevoller und schonender gehandelt, wenn er die Enkelin dieses Herkules von Kirchberg dem Grafen von Kiburg gelassen hätte, in dessen Schloß vermuthlich keine derartigen Zimmer anzutreffen sind."

„Es steht der Amme Kunigunde schlecht an, die Anklägerin eines Mannes zu machen, dessen Gattin sie zu einem Schritte verleitete, wie der gegenwärtige ist. — Was kann mein armer Heinrich dafür, daß zwei Herzen sich fanden und liebten, deren Väter den Fluch der Entzweiung auf die unschuldigen Enkel wälzten. Hier waltet ein finsteres, eisernes Schicksal, dem wir beide nicht entgehen werden. Ich werde das Opfer sein, meine Ahnung sagt es mir, und will es gerne sein, wenn ich dadurch das Verderben abhalte vom geliebten Haupte meines Gemahls."

Die Erinnerung an den Fehltritt, zu welchem Kunigunde ihre Gebieterin verleitet hatte, verfehlte die gebührende Wirkung nicht. „Das wolle Gott verhüten," erwiederte sie, „daß meine Herrin der Väter Missethat büßen müsse." Dann fing sie von neuem an die letzten Zeilen auf der Marmortafel zu überlesen. „Die Sache ist nicht so gefährlich," sagte sie nach kurzem Bedenken, „Gegen euch hat Kurio keinen Fluch ausgesprochen. Im Gegentheil, ihr scheinet berufen, ihm seine Ruhe wieder zu geben. Hätte Kurio seine Rede vollenden können, so hätte er vermuthlich gesagt: Ich will nicht ruhen, nicht

rasten im Grabe, bis das letzte Schloß deines hinschwindenden Stammes, bis die späteste Enkelin in treuer Liebe sich mit meinem Enkel verbindet."

Was man wünscht, das glaubt man leicht. Daher nahm Ida die Erklärung Kunigundes gerne an; indem sie hoffte, durch fromme Gelübde und durch die Gebete der Mönche von Fischingen den Fluch, wenn er ihr gelten sollte, unwirksam zu machen und den armen Geist zur Ruhe zu bringen.

Beide, die Gräfin und die Amme verließen jetzt das unheimliche Zimmer, in welchem der Ahnherr des tockenburgischen Hauses zwei Liebende dem Stolze seines Geschlechtes und der Strenge seiner rohen Tugend geopfert hatte. Allein ein neues Mißgeschick bannte die Wegeilenden an die unheimliche Stätte. Als sie die Thüre schließen wollten, zeigte es sich, daß Kunigunde in der Hast das Schloß übertrieben hatte. Alle Mühe, dasselbe in seinen vorigen Zustand zu bringen, blieb ohne Erfolg. Guter Rath schien theuer — die Feder war gesprungen, nur der Schlosser oder der Schmid konnte hier helfen. Zum Glücke fiel es der Amme ein, daß der Knappe Kuno von Dußnang gewöhnlich den Waffenschmid des Grafen mache. „Der muß uns aus der Verlegenheit ziehn," sagte sie, „der Junge ist getreu und gut."

Gesagt, gethan. Der Knappe erschien, ein schlanker, blauaugiger, blondlockiger Jüngling. „Lieber Kuno," begann die Gräfin, „es ist uns ein kleiner Unfall widerfahren, das Schloß da ist zerbrochen, wie ihr sehet. Könntet ihr den Schaden wohl wieder gut machen?" —

„Bis Abend soll die Sache wieder in Ordnung sein," entgegnete der Knappe mit freudigem Selbstgefühl. — „Dann aber hätten wir noch eine Bitte," fügte Ida bei, indem hohe Röthe ihr Angesicht überzog und eine unverkennbare Verlegenheit ihren Mund verschloß.

„Die gnädige Frau meint, ihr sollet dem Herrn nichts sagen" — fiel Kunigunde mit der ihr eigenthümlichen Keckheit ein.

„Ja! lieber Kuno," sprach Ida, „wir wünschen aus gewissen Gründen, daß die Sache unter uns bleibe. Sorget doch dafür, daß der Graf nichts erfährt."

Der Knappe legte den Zeigefinger der linken Hand auf den Mund, die rechte Hand drückte er auf das Herz, als schwöre er unverbrüchliches Schweigen. Er ließ sodann auf das eine Knie sich nieder, küßte seiner Gebieterin ehrfurchtsvoll die Hand und eilte die Treppe hinab.

6.

Die Geistererscheinung.

Kuno von Dußnang hatte bereits den Auftrag vollzogen, das Schloß wieder hergestellt und den Schlüssel seiner Gebieterin übergeben, als Hatnau zurückkehrte, welcher am Morgen den Grafen auf die Jagd begleitet hatte. Dußnang freute sich jetzt seiner Eile erst recht; denn er konnte den Dienstmann beinahe nicht ausstehen. Dominik von Hatnau gehörte der Klasse armer Edelleute an, die sich in jenen Zeiten gewöhnlich auf der Burg irgend eines mächtigen Grafen oder Herzogs aufhielten und im Frieden eine Art von Hofstaat, im Kriege die nähere Begleitung desselben ausmachten. Die äußere Gestalt Hatnaus hatte nicht viel Empfehlendes. Seine krummen Beine, mit dem unverhältnißmäßig kleinen Oberleib und den verwachsenen Schultern bildeten eine ziemlich schiefe Grundlage, auf welcher ein länglichter Kopf ruhte. Das rothe glattgekämmte Haar, die tief liegenden, weißlich grauen Augen, die gelbliche Lederfarbe des Gesichtes, das beständige Muskelspiel der Wangen und ein gewisses hämisches Lächeln um den krumm gezogenen breiten Mund — das alles gab dem Manne etwas

Widriges und Abstoßendes. Besser hatte ihn die Natur in geistiger Beziehung bedacht. Er besaß einen durchdringenden, über die Vorurtheile christlicher Ritter erhabenen Verstand, viel Menschenkenntniß und eine an Bezauberung gränzende Unterhaltungsgabe. Wo es zur Ausführung eines Planes Gewandtheit und Geistesgegenwart bedurfte, da war Hatnau der rechte Mann — er faßte den Zweck scharf in's Auge, die Mittel galten ihm gleich. Nie verlor er den Kopf — ein schönes Weib oder eine erhaltene Beleidigung wären allein im Stande gewesen die Flammen in sein kaltes Blut zu jagen. Dem Grafen schien er unbedingt ergeben. Ob es nur Schein, oder ob es Wirklichkeit war, wollen wir jetzt noch nicht untersuchen. Genug, Heinrich von Tockenburg hielt sehr viel auf seinen Dienstmann: Dominik von Hatnau war gleichsam sein Kopf und sein rechter Arm. Hätte jedoch der Herr im Herzen des verschlossenen Mannes lesen können, so hätte er zwei Flecken gefunden, die er ihm kaum verziehen haben würde.

Hatnau war kein Christ. Sein Vater hatte sich viele Jahre im gelobten Lande aufgehalten und dabei die gleiche Erfahrung gemacht, wie viele andere Ritter. Als Streiter Christi war er ins Morgenland gezogen, als geheimer Jünger Mahomeds kehrte er in's Abendland zurück. Des Vaters Ansichten, sein Haß gegen die christlichen Priester und eine gewisse Vorliebe für die Sitten der Asiaten gingen auf den Sohn über. Der junge Hatnau machte sich bekannt mit dem, was Juden, Christen und Mahomedaner glaubten; er selber aber glaubte nichts,

er erblickte in jeder Religion ein Gewebe von Pöbelwahn und Pfaffentrug, ein Zügel, dessen schlaue Geister sich von jeher bedienten, um den blinden Haufen zu führen. Hätte er unter einer der drei genannten Religionen für sich wählen müssen, so hätte er wahrscheinlich dem Islam den Vorzug gegeben. So freisinnig man indessen zur Zeit der Hohenstaufen über den Pabst und die Pfaffen reden durfte: so ließ doch Dominik seine wahren religiösen Ansichten nie laut werden. Ein spöttisch giftiges Lächeln war alles was er sich erlaubte, wenn man von der Religion redet, oder wenn er zur Messe gehen mußte.

Zur Messe ging er öfter, seit sich der Graf verheirathet hatte; denn er wußte, daß Freidenker bei den Frauen nicht sonderlich in Gunsten zu stehen pflegen. Bei Ida aber wünschte er um jeden Preis wohl angechrieben zu sein, weil er Frauengunst für den besten Wind hielt, um in der Welt vorwärts zu kommen und weil er einsah, daß er die Gräfin für sich haben müsse, wenn er seinen bisherigen Einfluß beim Grafen behaupten, ja wohl gar noch vermehren wolle. Nicht nur das — Hatnaus schwache Seite war dabei im Spiel. Wie früher der Herr, so fühlte sich jetzt der Diener von der Schönheit und von dem Geiste der muntern Ida bezaubert. Wäre Hatnaus Selbstbeherrschung nicht schon zur zweiten Natur geworden, wäre der schöne Graf nicht zu stolz gewesen, um im häßlichen Dienstmann einen Nebenbuhler zu wittern: so hätte sich vielleicht die Glut offenbart, die den Letztern mit jedem Tage stärker ver-

zehrte. Zwar kannte Hatnau die Kluft, die zwischen ihm und der Gemahlin seines Herrn lag; er täuschte sich auch über die eigene Häßlichkeit nicht. Aber er baute auf den weiblichen Wankelmuth, auf die gewonnene Gewandtheit in der Unterhaltung, auf das einsame Leben in der Burg — auf Gelegenheit und Zeit. Mit inniger Freude bemerkte er daher, daß Heinrichs weidmännischer Geist wieder erwachte und daß der Graf anfing, seine junge Gattin ein wenig zu vernachläßigen. Je häufiger der Herr abwesend war, desto mehr bestrebte sich der Diener bei Hause zu bleiben.

Auch an dem Abende, von welchem wir hier erzählen, war er nach der Tokenburg zurückgekommen, mit der Anzeige, daß der Graf ein paar gute Freunde angetroffen habe, mit denen er nach St. Gallen geritten sei und daß er schwerlich vor dem dritten Tag wiederkehren werde. Indessen konnte er die Anzeige der Gräfin nicht selber machen, der Knappe Kuno sagte ihm, dieselbe habe sich eines kleinen Fieberanfalls wegen mit der Amme auf ihr Zimmer zurückgezogen. „Sie wird wohl wieder den ganzen Abend von der Zinne herab nach dem Grafen gespäh't und sich im herbstlichen Nebel eine Verkältung zugezogen haben. An ihrer Stelle würde ich meiner Gesundheit größere Rechnung tragen" — brummte Dominik vor sich hin und begab sich in die Gesindestube. Beim Nachtessen war er ziemlich mißstimmt, Dußnang und die Andern hatten etwa eine Spötterei zu verschlucken.

Die Glocke mochte bereits eilf geschlagen haben, als

er in seine Kammer trat, die dem Schlafzimmer der Gräfin gerade gegenüber lag. Wohl noch eine Stunde stand er hier am Fenster und schaute gedankenvoll auf die mondbeglänzten Nebel hinab, die aus der Murg empor tauchten und in seltsamen Gestaltungen an den benachbarten Felsen vorüber gleiteten. Es donnerte zwölf Uhr auf dem geisterhaften Thurme. Eben wollte Hatnau sich zu Bette begeben. Da hörte er einen schrillen Schrei — es war im Zimmer der Gräfin. — Im gleichen Augenblicke stürzte Kunigunde in seine Kammer mit den Worten: „Hatnau! Hatnau! um Gotteswillen, Hatnau kommt der Gräfin zu Hülfe!"

Hatnau griff nach dem Schwerte und folgte. Im blassen Schimmer des Nachtlichtes sah er die halbentkleidete ohnmächtige Frau, hingesunken auf den Teppich neben dem Bette. „Wo fehlt es? was giebt es?" fragte Hatnau.— „Ich weiß nicht, entgegnete die Amme, o Gott! ich zittere an allen Gliedern." Allmählich erholte Ida sich wieder, warf die verwirrten Blicke umher und fragte: „Ist er fort?" — „Wen meinet ihr, gnädige Frau?" erwiederte Hatnau. Wie sie den letztern gewahrte, fuhr sie zusammen und verhüllte den milchweißen Busen — „Ach der Mann mit der Krone," antwortete sie, „der alte Mann mit dem Königsmantel — ganz wie er droben in der Kammer steht — nur das Kreuz mangelte — statt dessen hielt er den Zepter in der Linken. Schlag zwölf Uhr öffnete sich langsam die Thüre, still und feierlich schritt der königliche Schatten durch das Schlafgemach. Als er Heinrichs Bette leer sah, schien er wie verwundert, nahte

sich mit finsterm Blicke meinem Lager, streckte die Hand nach mir aus. Seine Finger berührten meine Stirne, kalt wie Eis — ich schrie laut auf, sprang aus dem Bette — was weiter geschehen — weiß ich nicht." — So erzählte die Gräfin in der höchsten Aufregung, ohne zu bemerken, daß sie dem Dienstmann ihr Geheimniß von gestern preis gebe. Allein dem kalten, schlauen Beobachter entging es nicht, daß Ida, welche den Inhalt des verschlossenen Zimmers so genau kannte, dasselbe geöffnet haben müsse. Lächelnd machte er darauf aufmerksam. Der Gebieterin und der Amme blieb nun nichts anders übrig, als Alles zu erzählen, was geschehen war.

Im ersten Schrecken wollte Kunigunde das ganze Hausgesinde wecken. Hatnau mißrieth dieses unnöthige Aufsehenerregen, da der Geist in einer Nacht sich nicht zwei Male sehen lasse. Die letztere Versicherung legte das größte Gewicht in die Wagschale. Wirklich erschien Kurio nicht mehr. Doch trauten die beiden Frauen nicht, bis das Geschrei des Hahnen verkündete, daß die Zeit der Geister vorüber sei. Erst jetzt ließ Ida sich bewegen, noch für ein paar Stunden der Ruhe zu genießen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Kunigunde ihr Lager theile und daß Hatnau die große Bärenhaut draußen vor die Thüre hinspreite und auf derselben Wache halte, bis der Tag vollends da sei.

7.

Der Verführer.

Die Sonne leuchtete schon lange über alle Heiden, als Ida und ihre Bettgenossin vom Schlafe erwachten. Vielleicht hätten sie noch länger geschlafen, wenn nicht die Köchin Katharina gerufen hätte: es sei schon neun Uhr und das Frühstück werde kalt. Der süße Schlaf hatte seine natürliche Wirkung nicht verfehlt. Ida fühlte sich weit munterer, als Kunigunde erwartet hatte; das ganze nächtliche Abenteuer lag wie ein Traum hinter ihr.

Diese Stimmung wußte Hatnau klug zu benutzen. Er, der an keine Geistererscheinungen glaubte, hatte *das* ganze Ereigniß gleich von Anfang an für ein *Spiel* der Einbildungskraft gehalten. Aber aus *mehr als* einem Grunde ließ er die Gräfin in der Nacht bei dem Wahne, der Ahnherr Kurio sei ihr erschienen. Jetzt aber rückte er mit seiner natürlichen Erklärung immer deutlicher aus. Daß Heinrichs Gebot die Aufmerksamkeit seiner Gattin gespannt; daß das Bild und die Geschichte Kurios, die er geradezu als ein Mährchen bezeichnete, ihr Gemüth in das Gebiet dunkler Ahnungen versetzt; daß die Angst, des Grafen Vorschrift übertreten zu haben, ihre Unruhe

auf den höchsten Punkt gesteigert habe — das alles wußte Hatnau meisterhaft nachzuweisen. Die Schlußfolgerung, die er aus diesen Umständen zog, lautete dahin: Die Erscheinung des Kaisers Kurio sei nichts mehr und nichts minder gewesen, als ein fieberhafter Traum. Dabei wußte er auf geschickte Weise die Thatsache geltend zu machen, daß die römische Geschichte nichts von einem Kaiser Kurio wisse. Ida hörte seine Wiederlegungen gerne, doch war der Eindruck noch zu neu, als daß sie ihm unbedingt hätte glauben können.

Auf jeden Fall wollte sie dem Grafen sogleich bei seiner Zurückkunft Alles entdecken, sowohl die Eröffnung der verhängnißvollen Kammer, als auch den sonderbaren Zufall in der Nacht. Hatnau schien diesen Vorsatz sehr zu mißbilligen und bot alle seine Beredsamkeit auf, denselben zu bekämpfen. Er schilderte mit lebhaften Farben des Grafen Grillen in Beziehung auf weibliche Folgsamkeit und Treue; er wies nach, daß Heinrich selbst nicht frei sei von dem Aberglauben seines Hauses; er verhehlte es nicht, daß von der Heftigkeit desselben im ersten Augenblicke Alles zu befürchten stehe. Umsonst wollte Kunigunde den Hauptantheil der Schuld über sich nehmen. Hatnau versicherte: sie werde dadurch nur soviel gewinnen, daß der Graf sie auf der Stelle aus dem Schlosse wegjage. Ida fühlte wohl, daß die letzte Besorgniß nicht aus der Luft gegriffen sei, und sie zitterte beim bloßen Gedanken, ihre alte, treue Kunigunde verlieren zu müssen. Daher ging sie so weit in Hatnaus Ansichten ein, daß sie versprach, den Grafen erst dann von dem Vorgefal-

lenen in Kenntniß setzen zu wollen, wenn der Dienstmann ihn sondirt und vorbereitet haben werde.

Sie that das sehr ungerne, ihr gesundes natürliches Gefühl sträubte sich gegen diese Winkelzüge, oder, wenn man lieber will, ihr guter Genius warnte sie vor den Fallstricken, in welche sie sich damit verwickelte. Lasset es euch gesagt sein, ihr jungen Frauen, die ihr dieses Buch leset. Sobald ein Weib die erste Linie der Aufrichtigkeit überschreitet, so ist sie verloren. Sobald sie einen andern Vertrauten hat, als ihren Mann, so ist ihre Tugend, ihre Ehre in Gefahr. Mann und Weib verständigen sich in der Regel immer wieder, wenn sie sich selbst überlassen bleiben — ein Blick, ein Wort, ein Kuß u. s. w. endigt den gewaltigsten Hader schnell und süß. Ist aber ein Zwischentrager da, der das Mißverständniß nach beiden Seiten hinsäet und ausbeutet: o dann fahre wohl, du holder Friede, du Eintracht, himmlisches, häusliches Glück.

Auf diese Voraussetzungen baute wenigstens der abgefeimte Verführer Hatnau seinen verderblichen Plan. Die Glut, die er im Stillen schon lange für das Weib seines Herrn nährte, hatte ihren Höhepunkt erreicht. Das Bild, das er beim Zauberschimmer des Nachtlichtes gesehen, die halbentkleidete Ida, mit dem Busen von Schnee, mit den sanft gewölbten Hüften — das schwebte vor seinen lüsternen Blicken, wo er ging und stand. Er war seiner selber von Stunde zu Stunde weniger Meister.

Dazu trug Ida freilich unschuldiger Weise das Ihrige bei. Sie ahnete nicht von ferne, mit welchen strafbaren

Absichten Hatnau umgehe; sie sah in ihm nur den Diener ihres Gemahls, aber allerdings einen vielvermögenden und darum gefährlichen Diener. Obgleich sie daher in ihrem Innern einen tiefen Widerwillen gegen den rothharigen Schmeichler empfand, so verdoppelte sie doch jetzt ihre Aufmerksamkeit gegen ihn. Hatnau legte das anders aus, als es gemeint war; und er beschloß, sein Glück bei der Gräfin zu versuchen. Zwar ging er denselben Tag noch nicht weiter, als daß er des Grafen Waidmannsgeist bespöttelte, der denselben von der schönsten Frau wegtreibe zu den Hasen und Bären des Waldes. „Ich," fügte er hinzu, „würde an seiner Stelle anders wählen." Ida schien die Sache zu überhören und dabei blieb es für dieses Mal.

Als sie aber am folgenden Vormittage ganz allein in der Gartenlaube saß, über welche die spanische Rebe ihren Purpur ausbreitete: trat Hatnau zu ihr ein und überreichte ihr in einem zierlichen Körbchen etliche Trauben, die eben ein Lehnsmann vom Immenberg her gebracht hatte. Ida dankte freundlich nickend für die gebotene Gabe, indem sie mit ihrem rosigen Finger ein paar schwellende Beeren nach dem Munde führte. Der Dienstmann erkundigte sich mit schmachtendem Blick und schmeichlerischem Tone, ob die Gräfin wohl geschlafen habe.

„Sehr wohl," entgegnete Ida, „euere Weissagung ist eingetroffen — der Alte zeigte sich nicht. Ich glaube nun selbst, es sei Alles nur Spiel meiner aufgeregten Einbildungskraft gewesen. Wolle Gott, daß sich eure Prophezeihungen auch im Uebrigen erwahren."

„Gewiß! gnädige Frau, ihr dürfet daran nicht zweifeln. Was ich wenigstens kann — das werde ich alles aufbieten — o wenn ihr wüßtet, edle Frau — dieses Herz" —

„Was soll das? Dominik! — ich glaube gar ihr weinet. — Wo fehlt es euch? Euere Augen sind entzündet — habet ihr vielleicht nicht wohl geschlafen?"

„Die ganze Nacht konnte ich kein Auge zuthun — o Gräfin — himmlische Frau" —

„Gott! ihr erschreckt mich — fort Dominik! versperret mir den Weg nicht!" —

„Theures, angebetetes Weib! verstoße mich nicht, ich liebe dich mit glühendem Herzen — ich liebe dich bis zur Raserei" —

Bei diesen Worten war Hatnau auf die Knie niedergesunken — eben wollte er die Füße Ida's umschlingen.

„Zurück! Elender!" rief Ida, daß es dem Dienstmann durch Mark und Bein ging. „Was? der Tochter Kirchbergs das? der Gattin Tockenburgs das? von Tockenburgs Knecht? Sehe ich so aus? Welcher Teufel hat dir diesen Gedanken eingegeben, krummer, rothhaariger Wüstling? Weg Scheusal! fort ehe mein Mann dir den verdienten Lohn giebt."

Sie drängte ihn bei Seite, verließ von hohem Zorne geröthet die Gartenlaube und eilte den Hof und die Treppen hinan auf ihr Zimmer. Während sie noch in der heftigsten Gemüthsbewegung im Zimmer hin und wieder schritt, klopfte es an der Thüre und Hatnau trat herein, gebeugt, zerknirscht wie ein zum Tode verurtheilter

Missethäter. „Was willst du hier?" fuhr ihn die Gräfin an.

„Gott ist dem Sünder gnädig," hob er an, „seid auch ihr es, edle Frau. Ich war ein Thor, ein wahnsinniger Verbrecher — ich sehe es ein, bereue es und will mich bessern. Ich wage nicht, euch um Verzeihung anzuflehen. Aber wenn ihr den Vorfall dem Herren mittheilet, so bin ich, ihr wisset es, ein verlorener Mann, und ich muß den Wahnsinn eines Augenblicks mit meinem ganzen Lebensglück büßen. Darf ein sonst unbescholtener, treuer Diener hoffen, daß ihr großmüthig genug seid seine Schwäche zu verschweigen."

„Wollet ihr die Burg verlassen?"

„Innert acht Tagen werde ich mich unter einem schicklichen Vorwand auf mein Schloß nach Hitnau zurückziehen."

„In diesem Falle will ich schweigen," sagte die Gräfin und wies nach der Thüre.

8.

Der Besuch.

Die Gräfin Ida und ihre Amme Kunigunde beschäftigten sich auf der Zinne mit weiblichen Arbeiten. „Siehe! da muß ich die Naht wieder auftrennen," begann Ida, „ich mache heute Alles verkehrt." — „Das wundert mich nicht," entgegnete ihr die Dienerin, „eure Augen spähen ja immer in's Thal hinunter, ob der Herr Graf noch nicht komme." — „Es ist wahr," sprach die Gräfin, „er bleibt aber auch dieses Mal ungewöhnlich lange aus." Sie stellte das Nähkissen bei Seite, schritt unruhig über den Söller hin und her und trat an das Geländer. „Ich sehe nichts," hob sie wieder an, „und doch glaube ich, daß er nicht mehr ferne ist. Schau nur, wie der Sultan durch das Gitter schnobbert und mit dem Schwanze wedelt. Das treue Thier wittert den Herrn. Richtig! richtig! dort sprengt er hinter dem Felsen hervor — es sind noch etliche Reiter bei ihm — Heinrich! Heinrich! guten Abend, lieber Heinrich!" Sie schwenkte das feine, weiße Nastuch. Der Graf erwiederte den Willkomm dadurch, daß er das Baret vom Haupte nahm und einen schärfern Trott anschlug. Das ging bis zum Fuße des Berges, dort

mußten die Reiter den Rossen etwas mehr Zeit gönnen, die Halde hinan zu klimmen, welche zum Schloß emporführte.

Bei ihrer Ankunft stand Ida harrend im Hofe. Der Graf sprang vom Pferde, bot ihr die Hand mit den Worten: „Guten Abend, lieb' Weib, hast du wohl gegaumet?" — „Ich hoffe ja" — antwortete die Befragte, einen leisen Seufzer unterdrückend. Von Heinrichs Begleitern kannte Ida nur einen, den Schloßkaplan, welcher den Grafen auf seinem Streifzuge begleitet hatte. Daher stellte Heinrich ihr die übrigen vor. Es war der Grafvon Rappersweil mit seinen Dienstmannen dem Freiherrn von Matzingen und dem Edelknecht von Pfäffikon. Alle Drei waren auf ihrer Heimreise begriffen und von Heinrich beredet worden, auf der Tockenburg zu übernachten. Während die drei Ritter sich noch darüber entschuldigten, daß sie die Gastfreundschaft der edlen Frau in Anspruch nahmen, erhielt die Gesellschaft wieder einen Zuwachs. Jobst von Waldeck, dessen Schloß der Tockenburg gegenüber lag, ein Dienstmann Heinrichs, kam mit einem seltsamen Zug die Berghalde hinauf. Zwei Sarazenenmädchen saßen auf einem Kameel; das zweite Kameel, das ein Mohrenknabe leitete, trug nur einiges Gepäck. Der Eigenthümer desselben, ein Mann in Pilgerkleidung, hatte mit Jobst von Waldeck den nähern Fußweg eingeschlagen. „Sieh da, sieh da, Benolim!" tönte es wie aus einem Munde — „nun bessert es — das soll eine lustige Nacht geben." — „Da ich über Einsiedeln nach Rom gehe," sprach der Pilger, „so wollte ich nicht ermangeln bei euch anzukehren und mein in Mainz gege=

benes Versprechen zu erfüllen." — „Es freut mich," antwortete Heinrich, „daß ihr mich nicht vergessen habet; es freut mich." Allein er dehnte dabei die Worte so stark, daß es beinahe klang, als wollte er sagen: Wir hätten euch für heute Nacht entbehren können. Obgleich Benolims Lächeln zeigte, daß er Heinrichs Gruß gar wohl verstehe, so kümmerte er sich doch nichts um dessen Verlegenheit, sondern übergab seine Kameele mit einer gewissen Zuversicht dem Dominik von Hatnau.

Der Graf Heinrich führte seine Gäste, mit Ausnahme des Mohren und der beiden Mädchen, die lieber im Garten sich ergehen wollten, in den großen mit Ahnenbildern reich gezierten Saal hinauf. Bald erschien Hatnau mit zwei gewaltigen Weinkrügen, Kuno mit den erforderlichen Humpen, Katharina mit einem Leib Brot und Kunigunde mit einem beinahe noch ganzen Schinken. Die Gräfin bat, daß die werthen Gäste einstweilen verlieb nehmen möchten, bis es möglich geworden, den Tisch besser zu bestellen. Die Ritter aber fanden, bei Brot, Schinken und Wein könne man es einstweilen schon aushalten. In der That waren die Herren von ihrem scharfen Ritte dermaßen erhitzt, daß ein Humpen nach dem andern geleert werden mußte, um den ausgetrockneten Hals wieder anzufeuchten. Nur der Pilger trank, sein Gelübde vorschützend, das reine Wasser, von welchem die Andern behaupteten, es verkälte den Magen.

Der schöne Herbstabend und das Lob, das der vielgereiste Pilger dem kühnen Bau des Schlosses zollte, waren die Veranlaßung, daß auch die andern Gäste das

Innere der Burg näher kennen zu lernen wünschten. Graf Heinrich willfahrte mit Freuden. Er zeigte seinen Freunden die schönen Gärten, die mit den herrlichsten Rossen gefüllten Ställe. Vom untersten Keller bis zum obersten Stübchen auf dem Thurme blieb kein Gemach, keine Kammer, kein Saal unbesucht. Es versteht sich, daß Kurios verhängnißvolles Zimmer davon eine Ausnahme machte. Schnell schritt Heinrich vorüber, indem er Hatnau zurief, er solle doch den Herren die Aussicht in dem runden Zimmer des einen Thurmes zeigen, ehe die Sonne völlig untergegangen sei. Dann stellte er sich, als ob er noch einen Schlüssel holen wolle. Eigentlich schlüpfte er aber, während die Herren sich droben auf dem Thurme umschauten, still und unbemerkt in die Kammer Kurios, um sich zu erkundigen, ob Ida sein Gebot gehalten habe.

Das Spinngewebe vor dem Eingange in die Nische war zerrissen, die Flaumfeder, die er selbst auf Kurios Fußgestell hingelegt hatte befand sich in der Mitte des Zimmers; an der Marmortafel bemerkte man deutlich, daß der Staub abgewischt worden, damit man die Inschrift besser lesen könne. Zum Ueberflusse glänzte noch eine Stecknadel auf dem Boden. „So? steht es so?" brummte Heinrich — „also ein Weib, wie sie alle sind. — Ich dummer Teufel — daß ich glaubte einen besondern Vogel gefangen zu haben." Aergerlich schlug er sich vor die Stirne — weilte dann einige Augenblicke in sinnender Stellung — verschloß das Zimmer und eilte rasch zu seinen Gästen. Auf seiner Stirne aber schwebte den gan=

zen Abend eine mühsam verhehlte Mißstimmung, die ich der Wolke vergleichen möchte, die über dem Krater des kochenden Vulkans sich sammelt.

Ida und Kunigunde ahneten nicht, daß ihr Fehltritt schon entdeckt sei. Beide tummelten sich wacker in der Küche, um bei dem unerwarteten Besuche der Ritter die Ehre des Hauses zu retten. Der Pater Beda von Fischingen, dessen Manuscript wir benutzen, lobt die Gräfin außerordentlich, daß sie trotz ihres vornehmen Standes sich des Hauswesens so eifrig annahm, und er liest den jungen Frauenzimmern recht tüchtig den Text, die in den welschen Anstalten wohl etwas französisch parliren, aber keine genießbare Suppe kochen lernen. Er sagt, die schöne Ida sei unter ihren Mägden dagestanden, wie einst die reizende Helena im Pallast des Königs Priamus und der ambrosische Duft der Speisen habe sie umwallt, wie eine selige Göttin. Haarklein beschreibt er uns die Küche, den Rauchfang, die Bratspieße, die Suppe, den Rehschlegel, den Kapaunen, die Forellen u. s. w. Da aber die Kochkunst eben nicht unsere Stärke ist und wir die Speisen erst dann zu beurtheilen vermögen, wenn sie auf dem Tische stehen: so ersuchen wir unsere Leser, daß sie uns im Geiste zu der großen runden Tafel im Rittersaale folgen mögen, wo alles im reichlichen Maße zu finden war, was man zu den Leckerbissen der damaligen Zeit zu zählen pflegte.

Ida hatte das Küchenregiment der Amme abgetreten und saß nebst ihrem Gatten in der Mitte der Gäste, innerlich froh, daß die Eßlust der Ritter der tockenbur-

gischen Küche die verdiente Würdigung angedeihen ließ. „Ich esse, bis ich schwitze" — sagte Graf von Rappersweil, zu seiner schönen Nachbarin gewendet. — „Das ist bald geschehen," versetzte Ida, „denn ihr hab't schon bei eurer Ankunft geschwitzt." — „Man aß auf Tockenburg immer gut," fiel der Freiherr von Matzingen ein, „aber jetzt trifft man eine fürstliche Tafel." — „Das danken wir unsrer liebenswürdigen Wirthin — auf das Wohlsein der Frau Gräfin!" rief der Herr von Pfäffikon. Alle stießen lustig an. — „Ehre, dem Ehre gebührt," erwiederte Ida, sich freundlich verneigend, „die Herren danken das nicht mir." — „Wem denn?" lautete die Frage. — „Dem langen Ritte auf der holprigen Straße. Hunger ist der beste Koch." Dabei winkte sie dem Knappen Kuno, daß er die gebackenen Forellen herumreiche. Der schönlockige, schlanke Jüngling stand nämlich gerade hinter der Gräfin und übte die Verrichtungen, auf welche sich sonst Hatnau etwas zu gut that.

Heinrich, der die Veränderung bemerkte, wendete sich zu Hatnau: „Sonst bedientest du die Gräfin — wie kommt es, daß ein Anderer dein Amt erhielt? Du mußt dich schlecht gehalten haben, Dominik!" — Eine glühende Röthe überflog des Befragten bleiches Angesicht. „Die Jungen," stammelte er, „die Jungen müssen den Dienst auch lernen." — „Wohlgesprochen!" sagte Pfäffikon, der anfing die Wirkungen des Weines zu spüren, „die Alten müssen den Jungen Platz machen. Wenn ich aber Einem meine Frau anvertrauen sollte, so würde ich von Dominik weniger besorgen, als von Kuno." Diese Worte

begleitete er mit einem Blick auf Dominiks rothe Haare und mit einem gellenden Gelächter über seinen eigenen Witz. „Trau! schau wem?" fügte Waldeck hinzu, der Hatnau's Sinnlichkeit kannte.

Der Leser weiß den Grund, warum Ida für gut fand, sich bei Tafel nicht länger von Hatnau bedienen zu lassen. Daher wird er es auch begreifen, daß die Gräfin sich wie auf Dornen befand, als ihr Gemahl auf dieses Kapitel kam. Die Art, wie Pfäffikon sich in's Gespräch mischte, war nicht geeignet, ihre Verlegenheit zu vermindern. Verletzt durch den Mangel an Zartsinn, den Heinrich sowohl an den Tag legte, als der betrunkene Pfäffikon, verließ Ida rasch den Tisch und eilte aus dem Saale, als hätte sie draußen den Mägden etwas zu befehlen. Stumm und in sich gekehrt saß Graf Heinrich da. Die üble Laune des Hausherrn schien ansteckend zu sein, die Unterhaltung stockte, und eine allgemeine Stille trat ein. Wenn es im Morgenland in einer Gesellschaft auf einmal so stille wird, so sagt man: „Es sei ein Engel durch das Zimmer geflogen" — bemerkte der bärtige Pilger Benolim. „Bei uns," rief Rappersweil, auf die Entfernung Idas anspielend, „bei uns ist es noch schlimmer, der Engel ist aus dem Zimmer geflogen. He! Matzingen! warum so maulfaul? hast du keinen Witz?" Dieser schüttelte den Kopf und antwortete: „Gnädiger Herr! ihr wisset, daß ich ein Hagestolz bin — nun ist mein Witz mit dem Engel davon geflogen." Und wie es gewöhnlich geschieht, wenn Einer dem Andern die Unter=

haltung aufbürden will — die Gesellschaft wurde noch einsilbiger und steifer.

„So schlage ich etwas vor," hob Benolim an, „was gewiß den Herren allen recht ist. Die Gräfin von Tockenburg ist eine gute Harfnerin und eine treffliche Sängerin." — „Getroffen!" tönte es, wie aus einem Munde, und als Ida in demselben Augenblick den Saal wieder betrat, wurde sie von allen Seiten angegangen, daß sie der Gesellschaft doch ein Liedchen spielen möchte. Nach einigem Sträuben gab sie nach, weil sie in den Augen Heinrichs zu lesen glaubte, daß ihre Weigerung ihm mißfalle. „Was soll ich aber spielen?" fragte sie, die schöne Harfe stimmend. — „Den Friedensgesang von Mainz," rief rasch der Pilger: „das Duett, das ihr daselbst mit Ulrich von Zatzikon gesungen." — „Wer wird aber den Baß überehmen? Ich muß eine Begleitung haben" — erwiederte Ida. — „Das kann Kuno am besten," versetzte Waldeck, „ich weiß, daß der Knappe das Lied inne hat." Ida griff einige Akkorde und sang dann von Kuno sekundirt folgende Worte:

Gottes Friede werde
Auf der weiten Erde
Heute wieder neu.
Laß durch diese Hallen
Eure Lieder schallen
Athmet wieder frei.
Hebet das Auge, das trübe
Froher im römischen Reich,
Eintracht sei und Liebe,
Friede sei mit euch.

Beim Beginnen des Gesanges warf Graf Heinrich dem Pilger einen Blick zu — und siehe dasselbe hämische, unheilverkündende Gesicht wie in dem ovalen Fensterchen des Domes zu Mainz. Ein Schauer durchzuckte den Grafen — und er drehte sich um nach dem singenden Paare. Dieser tiefe, volle Baß, dieser silberreine Diskant, melodisch verschlungen, mit Macht sich schwellend, in süßer Sehnsucht sich verlierend! Kuno's Züge verklärten sich in hoher Begeisterung, eine Thräne perlte in Ida's Auge. Jetzt begriff der Graf den Pilger — es war ihm, als dränge sich ein Dritter zwischen sein Herz und sein Weib. Der Knecht und die Frau verstehen sich, dachte Heinrich, sie treffen sich gut, nur zu gut — mich soll Gott verdammen, wenn sie noch ein solches Duett zusammen singen. Dann trat er an's Fenster und trommelte auf den Scheiben.

Die Ritter klatschten Beifall als das Lied zu Ende war, und baten die schöne Sängerin fortzufahren. Allein Ida, die Heinrichs Unmuth wohl bemerkt hatte, war nicht geeignet, den Wünschen der Gäste zuentsprechen. „Es thut mir leid," sagte sie, „eben ist eine Saite gesprungen — ich habe keine neue, sie zu ersetzen. Nehmet also für dieses Mal mit dem Wenigen verlieb." Sie faßte die Harfe, verbeugte sich und verließ den Saal.

Ein vortreflliches Harfenspiel! ein göttlicher Gesang! eine schöne, kluge Frau! die sich wohl zu benehmen weiß — so lautete das Urtheil der entzückten Männer. „Herr Nachbar," begann der Graf von Rappersweil, „der große Wurf ist euch gelungen, habet da ein allerliebstes Weib-

chen vom Reichstage mit nach Hause geführt. Nicht umsonst pilgerte Kiburg in's gelobte Land, nachdem ihr ihm diese Braut vor der Nase weggeschnappt."

„Das hat mein Herr aber auch listig angefangen," nahm Waldeck das Wort. „Aus und daraus, mir nichts, dir nichts, wie der Araber mit der Beute. Auf einmal heißt es an einem schönen Frühlingsmorgen: Der Graf ist verheirathet und die Frau bereits auf dem Schlosse."

„Dabei sind wir aber um den Hochzeitschmaus gekommen," rief Pfäffikon, „keine Mahlzeit, kein Tanz. Sich selber hat Tockenburg wohl bedacht, es ist dem lustigen Zeisig besser ergangen, als er verdiente; aber uns, seinen Nachbarn und Freunden, uns ließ der Herr das Zusehen."

„Nicht ein Mal das," verbesserte der Freiherr von Matzingen, „nein! er hat uns nicht ein Mal das Zusehen gelassen. Da droben auf seiner hohen Burg sitzt er, bewacht seine Frau, wie der Drache den Schatz. Seine Freunde besucht er nicht mehr und ist — das merkt man wohl — herzlich froh, wenn wir auch ihn nicht besuchen."

„Machet es nicht zu arg, ihr Herren," erwiederte Heinrich, „und bedenk't, daß es anfänglich für eine neue Haushaltung mancherlei einzurichten giebt."

„Possen! Ausreden!" entgegnete Rappersweil, „seid ein Bischen eifersüchtig — denket: Gelegenheit macht Diebe. Nicht wahr? — Ha! ha! ha! Es sucht Keiner den Andern hinter dem Ofen, er sei den auch schon hinter demselben gewesen. Unter guten Freunden keine Eifersucht! — He! da! Gesellen, die Gräfin, die

schöne Gräfin von Tockenburg soll leben — hoch, drei Mal hoch!"

Heinrich schlug zwar an und leerte seinen Humpen, biß aber vor Aerger beinahe ein Stück aus demselben.

Der Pilger Benolim, dem der Wein nicht zugesetzt hatte, wie den übrigen Gästen, hob mit kaltem Lächeln an: „Der Herr Graf von Tockenburg hat Recht, er scheint seine Frau für sich allein haben zu wollen. So denken wir Morgenländer auch, darum weichen unsere häuslichen Einrichtungen bedeutend von denen der Abendländer ab." Er erzählte dann, wie man sich im Orient am Tage nach der Brautnacht überzeuge, ob die Vermählte wirklich Jungfrau gewesen; wie man die Frauen in Harems einschließe und sie durch Verschnittene bewachen lasse. Der langen Rede kurzer Sinn ging dahin: die Weiber seien nur dann treu, wenn sie mit keinen Männern zusammen kommen; allein das könne selbst der Zwang des Harems und die Wache der Verschnittenen nicht verwehren.

„Wenn die Herren es wünschen, so will ich" sagte Benolim, „meine Behauptung in einer kleinen Posse anschaulich machen. Die edlen Ritter wissen bereits, daß ich etwelche Fertigkeit in der Bauchrednerkunst besitze." Mit Jubel wurde der Vorschlag angenommen; Benolim entfernte sich für ein paar Augenblicke und Hatnau spannte ein paar Tapeten aus, die einen Garten vorstellten. Benolim trat ein als alter eifersüchtiger Emir mit seiner schönen Favoritin. Er giebt ihr ernste Ermahnungen zur Beständigkeit und Treue. Suleima verspricht Alles — da hört man draußen das gewaltige Geträtsche einer



Elster. Suleima will den Vogel haben, und fängt, als der Emir sagt, man könne ihn nicht haschen, an zu schmollen und zu weinen. Nun öffnet der alte Narr die Thüre des Gartens, klettert von Baum zu Baum, ruft von Zeit zu Zeit, daß er Hoffnung habe, den Vogel zu fangen. Inzwischen kommt der junge Achmet, umarmt die reizende Suleima und eilt mit ihr in ein Kiosk.

Obgleich an der ganzen Darstellung nichts Merkwürdiges war, als die Kunst, mit welcher der Bauchredner das Elsterngeträtsche nachahmte: so fand doch die Posse ungeheuern Beifall. Der reichlich genossene Wein machte, daß die Herren die Unschicklichkeit nicht fühlten, welche in dieser Posse lag. Heinrich aber verschluckte, um sich nicht lächerlich zu machen, den innern Grimm, oder suchte ihn, besser gesagt, im Wein zu ersäufen. Allein gerade dieses Mittel war gefährlich. Beim letzten Humpen hatte die Zanksucht des Grafen den höchsten Punkt erreicht, schon fing er an von Landstreichern zu reden, von denen man nicht wisse, ob sie christliche oder heidnische Spitzbuben seien; indessen habe er einmal einen solchen Herrn tüchtig durchgewalkt u. s. w. Da merkte Rappersweil, wie spät es sei. — „Ihr Herren," begann er, „es hat eben Eins geschlagen — ich dächte, wir gingen zu Bette." Der Vorschlag fand Anklang und es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch.

9.

Argwohn und Eheteufel.

Ida hatte sich, das wilde Gelage voraussehend, schon früher in aller Stille auf ihr Zimmer zurückgezogen und zu Bette gelegt. Freilich floh der süße Schlaf ihr weiches Lager; denn die Erinnerung an die beiden letzten Tage, die üble Laune des Grafen, und vor allem aus die Ankunft des räthselhaften Fremdlings, der sie schon in Mainz vor Kurios Rache gewarnt hatte, erhielten ihr Gemüth in einer ungewöhnlichen Spannung. Je länger sie die Sache erwog, desto klarer wurde es ihr, sie müsse ihrem Gemahl den vorwitzigen Besuch der geheimnißvollen Kammer entdecken. Bin ich nicht eine arme Thörin, daß mir bei diesem Vorsatze das Herz so unruhig klopft — sagte sie zu sich selbst — ist doch diese Neugierde kein so großes Verbrechen, daß ein Mann sie seinem liebenden Weibe nicht verzeihen sollte — zumal ein sonst so guter Mann, wie mein Heinrich ist. Bei diesem Gedanken — sie hörte den lärmenden Aufbruch der Gäste — senkte sie ihr niedliches Köpfchen in's Kissen zurück und ließ den lilienweißen Arm etwas nachlässig, wenn auch nicht ganz absichtslos auf der Bettdecke liegen. Als Heinrich aber

draußen der Lieblingsdogge einen Fußtritt gab, daß sie heulend die Treppe hinunterlief; als er mit finsterm Blicke und glühendem Gesichte in's Zimmer trat und nach etlichen vergeblichen Versuchen, die Stifel abzuziehen, sich angekleidet auf's Bette warf: da blieb der Frau kein Zweifel mehr über den Zustand ihres Mannes, und sie stellte sich als liege sie in tiefem Schlafe. Einige Minuten später stimmte der Ritter einen so kräftigen Baß an, daß Ida sich überzeugte, bei ihm sei zur Wahrheit geworden, was bei ihr einstweilen nur noch Schein war. Bald aber vernahm auch sie des Schlafes betäubenden Flügelschlag — die Gedanken wurden zu Bildern und der Traum — dieser Schauspieler der Nacht — schlug seinen fantastischen Guckkasten auf vor dem innern Auge der holden Schläferin. Wie in einem Kaleidoskope brachen und verbanden sich ihre Lebenserfahrungen, ihr Fürchten und Hoffen zu seltsamen Zaubergestalten. Der Seher Venolim saß mit dem aufgeschlagenen Buche vor der Einsiedlerhütte zu Mainz und sprach mit warnender Stimme: „Hüte dich vor Kurios Rache." Dann verwandelte sich der Genius in den Mohrenknaben, der wuchs schnell zum Riesen empor, lachte grimmig mit den weißen Zähnen und wollte die erschrockene Ida auf das Kameel laden. Sie flüchtete sich auf ein Schloß, in eine Kammer — aber da stand der Alte mit der Krone und dem Purpurmantel und wies sie drohend zurück. Lies dort, stöhnte er in hohlem Geistertone, und deutete auf die Marmortafel an der Wand, lies, Tochter von Kirchberg. Ida wollte nicht lesen, sondern schlug die Thüre zu und verhielt sie, bis

der Knappe Kuno erschien, ihr zu helfen. Es kam ihr aber vor, der Graf sollte nichts um die Sache wissen. Darum bat sie: Lieber — lieber Kuno — sorge dafür, daß mein Mann nichts davon erfährt.

Auch Graf Heinrich scheint in dieser Nacht etwas unruhig geschlafen zu haben — was freilich dem guten Immenberger zuzuschreiben ist, den derselbe in ungewöhnlichem Maße zu sich genommen hatte. Mit Tagesanbruch wachte der Ritter auf und fühlte sich sehr erhitzt und durstig. Eben wollte er sich erheben, um ein Glas Wasser zu trinken, als Ida die Worte flüsterte: „Lieber — lieber Kuno — aber sorge dafür, daß mein Mann nichts davon erfährt." Wie der Graf diese Worte hört, blieb er wohl eine Viertelstunde unbeweglich in derselben lauschenden Stellung, sitzend im Bette mit leisem Athem und horchendem Ohr. „Was soll der Mann nicht erfahren?" fragte er halblaut. Keine Antwort. Der Graf glich einem gelblich weißen Marmorbilde, oder wenn man lieber will, einer zusammengeringelten Schlange, die vom Felsen herab ihr zürnendes Haupt nach dem schlafenden Wanderer ausstreckt und das dem Tode geweihte Opfer mit giftigem Hauche bezaubert.

Was schwatzt das Weib da? dachte der Graf, indem er den Worten die schlimmste Bedeutung beilegte. — „Lieber Kuno." — Habe ich recht gehört? oder täuschte mich meine Eifersucht? Weht der Wind von der Seite? Allerdings hätte der Mann nichts davon erfahren sollen, und es ist eine große Thorheit, daß die Frau Gräfin ihrem betrogenen Gemahl träumend verräth; was sie

wachend treibt. Was soll ich nun aber thun, da mich die Elende selbst auf die Spur führt? Dabei warf er einen langenden stechenden Blick auf das Schwert, das an der Wand hing. Wie er jedoch wieder das schlafende schöne Weib mit dem unschuldigen Engelsgesichte betrachtete und das Auge ihm sagte, es könne nicht wahr sein, was das Ohr gehört: da schauderte der Graf zusammen und er schüttelte heftig das Haupt. — Keine Uebereilung, Heinrich, um Gotteswillen keine Uebereilung. Die Aussprache war zu undeutlich — sie könnte auch „Lieber Hugo" gesagt haben — dann aber träumte es ihr von dem siebenzigjährigen Gärtner Hugo — und da habe ich keine Ursache, eifersüchtig zu sein. Hugo oder Kuno? richtig! das ist die Frage, über welche ich in's Reine kommen muß.

Dieses denkend sprang er rasch vom Lager auf und schritt mit seinen klirrenden Stifeln das Zimmer auf und nieder. Die Gräfin schlug die Augen auf und sagte mit zärtlichem Tone:

„Heinrich! guten Tag, lieber Heinrich! bist du schon wach? Ich glaube gar, du seiest nicht aus den Kleidern gekommen."

„Unsere Gäste wollen bei Zeiten fort — nun mußte ich ihnen gestern versprechen, sie über daß Hörnli bis zum Landenberg zu begleiten. Bin wirklich schon über eine Stunde munter. — Es scheint, du habest von dem alten Gärtner geträumt, du nanntest wenigstens seinen Namen „Hugo."

„So? das ist seltsam, — ich erinnere mich nicht, von

Hugo geträumt zu haben" — entgegnete arglos die gute Ida.

„Es war vielleicht ein anderer Name" — erwiederte der Graf und beschleunigte den klirrenden Schritt.

„Willst du nicht auch ein wenig zu mir kommen? bist so mürrisch, so kalt — ach! ich habe dich gar nicht mehr; halbe und ganze Wochen lässest du mich einsam auf dem Schlosse, und schenkst, wenn du heimkommst, mir kaum ein freundliches Wort. Sprich! Heinrich, bin ich dir nicht mehr lieb?"

„Schlange! Schlange!" brummte der Graf durch die Zähne. „Freilich! freilich," sagte er dann laut, „du bist übrigens nicht einsam, es hat ja Leute genug auf der Burg."

„Die Dienerschaft kann mir meinen Heinrich nicht ersetzen" — entgegnete Ida traurig — „zumal dieser Hatnau nicht."

„Es will mich," erwiederte der Graf, „beinahe bedünken, der Dienstmann sei dir im Wege."

Die Gräfin antwortete: „Wenn einmal Einer zurückbleiben soll, der Knappe oder der Dienstmann, so will ich lieber, du lassest den Kuno daheim."

„So? und warum das?" fragte der Graf, seinen Ingrimm mühsam bezwingend.

„Ach! Heinrich! du bist so barsch — du bist gar nicht mehr wie früher. — Ich habe so mancherlei auf dem Herzen, das ich dir gerne eröffnen möchte — aber das Wort erstirbt mir auf der Zunge, wenn du so kalt und unfreundlich gegen deine Ida bist. Komm zu mir her und sag es mir, was dich so sehr mißstimmt."

In diesem Augenblicke klopfte Hatnau an die Thüre mit der Anzeige, daß die Gäste dem Hausherrn einen guten Morgen vermelden und anfragen lassen, ob er sie begleiten wolle oder nicht. Der Graf von Rappersweil habe dringende Geschäfte und könne deshalb nicht länger warten.

„Jetzt habe ich keine Zeit," sprach der Graf zu Ida, „bei meiner Zurückkunft aber will ich dir hinreichenden Aufschluß ertheilen, vielleicht mehr als dir angenehm sein dürfte." Bei diesen Worten verließ er rasch das Gemach und durchschritt in heftiger Bewegung den hallenden Gang.

Bevor er indessen noch bis zum Ende desselben gekommen war, trat ihm Hatnau entgegen und bat für einige Augenblicke um Gehör. Heinrich öffnete ein anstoßendes Zimmer und winkte dem Dienstmann, ihm zu folgen.

„Was willst du, Dominik?"

„Ich suche um die Erlaubniß, noch künftige Woche auf mein Schloß zurückkehren zu dürfen?"

„Was verleidet dir den Aufenthalt auf meiner Burg?"

„Mein Hauswesen leidet durch die beständige Abwesenheit. Ich muß Alles fremden Leuten überlassen."

„Die Muhme besorgt dir ja die Sache wie eine Mutter."

„Schon recht," antwortete Hatnau, „aber die Frau altert und kann dem Gesinde nicht mehr gehörig aufsehen."

„Dann muß ihr Alter in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht haben. Vor etwa zwei Monaten sagtest du, sie sei noch so rüstig, wie eine vierzigjährige Frau.

Gestehe es nur, Hatnau, es ist etwas Anderes, was dir den Aufenthalt in der Tockenburg verleidet."

Hatnau wurde verlegen, denn er wußte nicht, ob und wie viel die Gräfin von seinem Betragen dem Grafen erzählt hatte. Schon war er im Begriffe ihm zu Füßen zu fallen und seine Thorheit abzubitten. Da half Heinrich selber ihm aus seiner Verlegenheit.

„Ich weiß wohl," fuhr er fort, „wo dich der Schuh drückt. Du siehst es nicht gerne, daß die Gräfin dir den Knappen vorzieht. Nicht wahr? Dominik! ich habe den wunden Fleck getroffen.

„Herr! da ihr es von selber errathen," antwortete Hatnau, „so will ich es allerdings nicht bergen, daß ich als älterer und bewährter Diener mich nicht gerne einem Jungen nachgesetzt sehe, dessen ganzes Verdienst in einem Milchgesicht und zwei schmachtenden Augen besteht."

„Je nun! was der Weiber Gunst erwirbt, das entflammt oft der Männer Haß — Dominik — ich habe einen Stein auf dem Herzen. — Sag an! bemerktest du noch nichts zwischen Kuno und — und — meiner Frau?"

„Gott! ihr erschrecket mich — was meinet ihr damit?" —

„Ich habe in dir immer mehr einen Freund, als einen Diener erblickt — lieber Dominik! — Dir muß ich den schrecklichen Argwohn eröffnen, der mir das Leben vergiftet — ich fürchte — ich fürchte — es sei zwischen meinem Weibe und diesem Buben nicht Alles, wie es sein sollte." —

„Das wolle Gott verhüten," erwiederte Hatnau —

„die Gräfin scheint doch sonst die Tugend selbst zu sein.“ —

„Scheint — das ist das rechte Wort. Der Teufel verwandelt sich oft in einen Engel des Lichts. — Ida ist Weib — wer will Weibern trauen? Es ist die Eine wie die Andere. Nicht das will ich wissen, Dominik, sondern ob dir in Kuno's Betragen seit einiger Zeit nichts aufgefallen sei. Du hast sonst deine Augen gewöhnlich bei dir.“

„Herr! ich würde lügen, wenn ich sagte, daß mir Alles gefallen hätte, was ich seit einiger Zeit an Kuno von Dußnang wahrnahm. Er ist so träumerisch — singt nichts, als verliebte Lieder — spricht von der Gräfin, wenn sie abwesend ist, mit der höchsten Begeisterung, weilt, wenn sie anwesend ist und es Niemand sieht, auf ihren Zügen mit entzücktem Auge. Indessen ist er ein junger Laffe und ich machte mir nicht viel daraus, bis ihr mir jetzt andeutet, daß es doch nicht bloß Kinderei sein dürfte.“

„Und sonst hast du nichts bemerkt? du lächelst so geheimnißvoll.“

„Führet mich nicht auf das Eis, Herr Graf. — Die Frau ist schön und geistreich — sie bedarf nur eines Wortes, eines Kusses, so ist euer Argwohn verschwunden und euer Herz liegt offen vor ihr da. Wehe dann dem Diener, der auf des Herren Verschwiegenheit bauend, zu viel geschwatzt haben sollte.“

„Hatnau!“ versetzte der Graf, „Hatnau! ich schwöre es dir bei meiner Ritterehre, bei Seele und Seligkeit,

daß kein Wort von dem über meine Lippen kommen soll, was du mir in dieser Beziehung anvertraust. Aber jetzt sage mir Alles. Ich will klar sehen in dieser Sache, Alles lieber, als Ungewißheit und Verdacht."

„Nun so will ich denn entdecken, was ich gesehen habe," entgegnete Hatnau. „Gestern und vorgestern war Kuno allein auf dem Zimmer der Gräfin, jedes Mal etwa eine halbe Stunde. Die alte Kunigunde stand vor der Thüre gleichsam auf der Wache. Die Sache fiel auf, weßhalb ich mir zum Scheine auf meinem Zimmer etwas zu schaffen machte. Da sah ich denn, daß der Knappe beim Heraustreten sich niederbückte und der Gräfin die Hand küßte mit den Worten: „Seid ruhig, Frau, ich schweige wie das Grab."

„Gut! je länger, je besser" — lachte der Graf in bitterm Grimme.

„Edler Herr," erwiederte Hatnau mit süßlichem Tone, „das ist zwar noch nichts Böses, es könnte Alles noch in Ehren abgelaufen sein — auch bin ich weit entfernt die gnädige Frau bei euch verdächtigen zu wollen. Aber daß der Knappe Kuno in sie verliebt ist, davon bin ich überzeugt. Auch ist er schön, wohl gewachsen, blondlockig" —

„Ich weiß das" —

„Blauaugig, rosenwangig" —

„Wie gesagt — ich weiß das" —

„Er singt schön, weiß bei Frauen sich umzuthun" —

„Alle Wetter," rief Heinrich, „ich sagte dir, daß ich Alles das weiß und daß du mir es nicht so weitläufig vorzumalen brauchst."

„Je nun! was soll ich denn thun?" fragte Dominik von Hatnau.

„Einstweilen still sein, auf der Tockenburg bleiben — ich gebe dir dafür die Lehenhöfe von Stettfort und Ebenholz — siehst wohl Dominik, daß ich dich nicht entbehren kann — sollst aber dabei nicht zu kurz kommen — bin noch nicht ganz mit mir selber im Reinen — will volle Gewißheit haben, aber dann — alle Teufel — aber dann schwöre ich es bei Kurios Geist. — Es kommt mir da ein Gedanke — du wirst mich heute auf die Jagd begleiten. — Auch den Knappen nimmst du mit — verstehst du Dominik? — auch Kuno geht in den Wald."

10.

Der Spion.

Während der Graf Heinrich so mit seinem Dienstmanne redete, stand drunten im Schloßgarten der Pilger Benolim. Eben verließ ihn der Mohrenknabe, der ihm knieend berichtet hatte, daß die Kameele gefüttert und zur Abreise gerüstet seien. Lange und träumerisch heftete der Morgenländer seinen brennenden Blick auf die Gletscher und Zinken der Gebirgswelt, und es war, als suche er hoch in den Lüften einen Weg nach dem Lande der Väter. Von dem grinsenden Spotte oder der wüthenden Heftigkeit, die zuweilen sein schönes Gesicht verzerrte, war jetzt keine Spur zu bemerken. In Miene und Haltung lag eine gewisse, gebieterische Hohheit, die mit der Pilgerkleidung und dem Gauklerberuf des Mannes einen seltsamen Gegensatz bildete. Der aufmerksame Menschenkenner hätte einen verkappten morgenländischen Fürsten, hätte Nureddins Sohn in dem Fremdling erkannt.

Und also war der Pilger Benolim wirklich der edle Athabeke, Malek as Saleh, von welchem man glaubte,

er sei im neunzehnten Jahre seines Alters zu Aleppo gestorben? Ich weiß es nicht. Wer sich indessen ein Mal von uns auf einer Lüge betreten ließ, der kann nicht mehr erwarten, daß wir ihm bei seiner nächsten Aussage auf das Wort glauben. Nach dem, was der zum Christenthum bekehrte Athabeke dem Kaiser Friederich erzählt hatte, war die Pilgerkleidung und der Gauklerberuf nur eine Maske, um sich den Verfolgungen Saladins zu entziehen. Allein wozu bedurfte es das, da der Sultan meinte, der Athabeke liege todt in der Gruft zu Aleppo? Man kann auch eine doppelte Maske tragen. — Und wer bürgt uns dafür, daß nicht der flüchtige Prinz und die Bekehrung zum Christenthum nur eine Rolle war, die der Fremdling angenommen, um einen andern Plan dahinter zu verbergen?

Noch einige Augenblicke Geduld, — und der Leser wird sich überzeugen, daß unser Verdacht nicht aus der Luft gegriffen war. Dominik von Hatnau trat in den Garten und richtete in fremden Tönen ein paar Fragen an den Pilger, die dieser auf gleiche Weise beantwortete. Sie bedienten sich der arabischen Sprache, die Hatnau durch seinen Vater kennen gelernt hatte und die der Pilger mit der größten Geläufigkeit redete, weil es die Sprache seiner Heimat war.

„Friede sei mit dir!" grüßte Hatnau den Fremdling.

„Ich danke dir, Sohn des Gebirgs," entgegnete Benolim. „Der Friede wird erst dann auf mein Herz herabkommen, wenn ich die zackigen Alpen im Rücken habe und statt des Säntis und Glärnisch, der runde Kremel

und der beschneite Libanon vor meinen Augen sich in die Lüfte erheben."

„Du willst also wieder nach Sirien zurück?"

„Mein Werk ist gethan," sprach der Orientale, „ich habe den Auftrag meines Herrn vollzogen, Saladin wird zufrieden sein mit den Nachrichten, die Benolim ihm bringt."

„Gelang es dir, das Zutrauen des Kaisers Friederich zu gewinnen?"

„Alla sei gelobt und sein Prophet Mahomed! Der Kaiser glaubte das Mährchen, das ich ihm erzählte: er hielt mich für den Sohn Nureddins; denn ich sagte ihm: ich habe die Lehre des Nazareners angenommen und suche Hülfe wider den Sultan Saladin, den Sohn Ejubs, des Kurden."

„Wie denkt Friederich über einen Kreuzzug in's gelobte Land?"

„Als ich den alten Kaiser auf den Knien beschwor, die Christen des Morgenlandes nicht zu *verlassen*, da versprach er mir: Ehe vier Jahre *verstrichen sein werden*, stehe ich mit meinem Heere am Jordan; und mit mir vielleicht die Könige von Frankreich und England, sammt ihren Rittern und Vasallen. Auf Flügeln des Windes eile ich nun über Alpen und Meer und verkünde meinem Herrn, welche Gefahr ihm droht. Zwar hat mich die Hoffnung getäuscht, welche ich auf den Abt von Fulda und diesen Grafen von Tockenburg setzte, als ich am Reichstag selbst den Apfel der Zwietracht unter die Christen zu werfen gedachte. Das Feuer, das ich listig an-

gezündet, löschte König Heinrich zwei Male mit versöhnender Hand. Doch weiß ich jetzt, womit Friederichs Seele umgeht und der Sultan kann sich rüsten gegen das Gewitter, das im Westen sich zusammenzieht. Du aber, empfange du hier den Lohn für Dienste, die du meinem Herrn und meinem Glauben erzeigt. Die Anweisungen und Aufschlüsse, die du mir gabst, sind mir trefflich zu statten gekommen."

Bei diesen Worten bot er dem Dienstmann einen reichgefüllten Beutel mit Geld hin. Nachdem Hatnau lauernd links und rechts geblickt, ob Niemand es sehe: faßte er rasch den Lohn des Verrathes und steckte ihn in den Busen.

„Und nun," fuhr Benolim fort, „wie hast du dich entschlossen? willst du mit mir ziehen und den Islam annehmen, dem dein Herz schon lange heimlich anhängt im Lande der Ungläubigen?"

„Hättest du mir gestern diese Frage vorgelegt, so hätte ich sie freudig bejaht — antwortete Hatnau. Heute muß ich sie verneinen. Ich bin beleidigt, von dem stolzen Weibe beleidigt, das dieser Graf von Tockenburg mit sich heimführte vom Reichstag zu Mainz. Das Scheusal, der krumme, rothharige Bösewicht muß sich rächen. Benolim, du bist Morgenländer, du kennst der Rache nagendes, kochendes Gefühl — du verstehst mich, wenn ich sage, daß dieses Gefühl mich an einen Boden festbannt, der unter meinen Füßen brennt, wie die Lava des Vesuvs. Bei Mahomed sei's geschworen, der Hölle will ich verfallen sein mit Leib und Seele, wenn ich es

nicht dahin bringe, daß Graf Heinrich das stolze Weib aus der Burg jagt mit Schimpf und Schande, sie fortjagt zu ihren Verwandten im Aargau."

„Daß der Graf eifersüchtig ist, das habe ich gestern bemerkt," sagte Benolim. „Aber liebt er sonst diese Ida?"

„Sie ist sein Augapfel, sein Himmel, seine Seligkeit!" höhnte Hatnau.

„Wohlan! hier hast du noch einen Beutel mit Geld. Vollende dein Werk. Ich trage die Schläge noch in gutem Gedächtniß, die der übermüthige Bube in den Ruinen vor Zahlbach mir gab. Werde dem Ritter zum Eheteufel, so rächst du mich und dich. Vielleicht entzweist du dadurch die Grafen von Tockenburg, Habsburg und Kiburg; so daß der alte Friedrich genug zu thun bekommt im eigenen Reiche und keine Zeit findet, den Kreuzzug nach dem gelobten Lande anzutreten."

„Ich werde thun, was ich kann," versetzte Hatnau, den Beutel einsteckend.

„Berichte mich durch den Mann, den ich dir bezeichnete, von Zeit zu Zeit über die Vorfälle am Hofe des Kaisers. Wirke für meinen Herrn und den Propheten. Saladin ist ein raubender Löwe für seine Feinde und eine bodenlose Goldgrube für seine Freunde. Gehab dich wohl! Ich sehe die Ritter, sie schicken sich zur Abreise an."

11.

Düstere Ahnungen.

Benolim, oder wie der vielgestaltige Kundschafter Saladins heißen mochte, Benolim hatte richtig wahrgenommen. Wenige Minuten nachher donnerte Pferdegetrappel über die Zugbrücke. Heinrich von Tockenburg begleitet seine Gäste — auch Hatnau und Dußnang befanden sich bei dem Zuge. Lachend erinnerte man einander an das Gelage der vergangenen Nacht und der laute Lärm der neckenden Gesellen stieg lustig aus dem Thale empor zu den Fenstern der hohen Tockenburg. Dort traf der wilde Jubel das Ohr eines Wesens, dessen Herz keinen Wiederhall hatte für die Töne der Lust.

Es war die Gräfin Ida, wie der Leser es vermuthlich schon errathen hat. Das Becken, mit hellem Wasser, in welchem sie Gesicht und Hände gewaschen hatte, stand auf dem kleinen niedlichen Tischchen ihres Zimmers. Ihre Arme schimmerten blendend weiß aus den zurückgeschlagenen weiten Aermeln hervor. Das kastanienbraune Haar floß in langen Ringellocken auf den feinen Spitzkragen hinunter, der sich um den obern Theil des seidenen schwarzen Spensers ausbreitete. Mit wogendem Busen und

bethräntem Blicke sah Ida in's Thal hinab, indem mancherlei Vermuthungen und Besorgnisse über Heinrichs barsches Benehmen ihre Seele durchzitterten.

„Guten Tag! Ida! arme Ida!" krächzte plötzlich eine Stimme hinter ihr. Es war die bekannte Dohle. Ida hatte diesen Morgen dem Vogel den Bauer geöffnet und ihn zuerst im Zimmer und dann im Freien herumflattern lassen. Sie durfte das gar wohl wagen, denn der Vogel war sehr zahm und der Gräfin äußerst ergeben. Stundenlang verlor er sich unter den übrigen Dohlen, welche die grauen Thürme des Schlosses oder die dunkeln Tannen der benachbarten Berge umschwirrten. Wenn aber Ida am Fenster oder auf dem Söller erschien, den goldenen Bauer reinigte oder den Liebling beim Namen rief, so umflog er ihr bald das Haupt und pickte ihr das Brot und die Körner weg aus der vorgehaltenen Hand. Bei jedem Anlaße wiederholte die Dohle, wie solche Thiere es zu machen pflegen, den eingeübten Gruß; doch wollten aufmerksame Beobachter bemerkt haben, daß sie oft ganz neue Wörter einmische und zwar mitunter in vernünftigem, bedeutungsvollem Zusammenhang. Die Amme Kunigunde fand die Sache ganz natürlich, da der Vogel verständiger sei als viele Menschen und da er vielleicht früher mehr Wörter erlernt habe, die ihm jetzt von Zeit zu Zeit wieder in das Gedächtniß kommen. Der Burgkaplan aber schüttelte bedenklich den Kopf, indem er in Erinnerung brachte, daß der Vogel der Zögling eines Hexenmeisters und daher ein dämonisches Thier sei, das er lieber an einem andern Orte, als auf dem Schlosse

einer christlichen Herrschaft sähe. Dabei gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er es für eine große Sünde halte, wenn man Thieren eine Liebe und eine Ehre schenke, deren sich Menschen, ja selbst Diener der Kirche nicht zu erfreuen hätte. Ida, die von diesem Meinungsstreit in Kenntniß gesetzt worden, lachte über die Amme und über den Kaplan. Denn sie hatte von der Dohle noch nichts anders vernommen, als ihr eingeübtes: „Guten Tag, Ida!" — weshalb sie alle weitern Wahrnehmungen für willkührliche Auslegung unverstandener Töne, für Hirngespinst, für Selbsttäuschung hielt.

Als jetzt aber der Vogel, der inzwischen einige Male nach dem nahen Walde hin und her geflogen, plötzlich hinter ihr auf dem Spiegel saß und ihr den seltsamen Morgengruß zurief: da durchzuckte ein Schauer die Gräfin, und sie drehte sich erschrocken um. „Was sagst du da? Unglücksvogel," fragte sie. Das Thierchen aber blickte sie freundlich an, nickte mit dem Kopfe und krächzte: „Guten Tag, Ida!" —

„Ja wohl! so lautet dein Sprüchlein," erwiederte die Frau, „das Uebrige war Selbsttäuschung. Ich hörte, was ich eben dachte. — Siehe! guter Vogel," — dabei nahm sie ihn auf die Hand und streichelte ihn — „siehe! wenn du auch gesagt hättest „arme Ida!" — so könnte ich es dir nicht verargen, du hättest wahr, leider nur allzuwahr, gesprochen. Ich bin eine arme Ida, ein unglückliches Weib. Dein Herr liebt mich nicht mehr — ich hange an ihm mit treuer Zärtlichkeit — er aber stößt

mich kalt zurück — er zürnt mir und ich weiß doch nicht warum."

Dem schwarzen Vogel schien das langweilig zu werden; er schrie Dulah! Duhla! guten Tag Ida! hüpfte über den Tisch weg, trank aus dem Wasserbecken, und eilte zum Fenster hinaus. Die Gräfin aber warf sich auf den gepolsterten Stuhl und weinte bitterlich. Sie fühlte sich unglücklich, fühlte sich in ihren schönsten Hoffnungen auf's schrecklichste getäuscht. Der Zauber der Liebenswürdigkeit, der bis jetzt ihren Heinrich umhüllt hatte, fing an zu schwinden. Das war der gefällige, zärtliche Mann nicht mehr, den sie in Mainz kennen gelernt, dem sie ihre Verwandtschaft, dem sie den biedern, edlen Kiburg zum Opfer gebracht hatte.

Rächt sich der Leichtsinn so frühe? fragte sie sich selbst. Noch ist kein Jahr vorüber und schon sind die Flitterwochen zu Ende. Wie wird es erst später werden? Welcher Zukunft sehe ich auf diesem Schlosse entgegen, über welchem der Fluch der Vorwelt zu ruhen scheint? Die Weissagung des Sehers in Mainz, das Zimmer Kurios, die Erscheinung des Alten — lauter Gegenstände des Grauens. Ich weiß zu viel und weiß zu wenig — o daß mir doch mehr Licht würde in der Nacht, die meine Seele mit solchen Schrecknissen umlagert.

So seufzte die beklommene Ida. Sie wollte es bedauern, daß der Pilger Benolim die Burg verließ, ehe sie ihn fragen konnte, wie Kurios Rache zu vermeiden sei. Allein der hämische Morgenländer war ihr gestern so unheimlich vorgekommen, daß ein gewisses Gefühl ihr

sagte, sie hätte doch bei diesem Fremdling weder Rath noch Trost gefunden. Sie legte dann einige Augenbicke den Finger an die Stirne, zog rasch an der Schnur bei der Thüre, worauf ein helles Geläute die weiten Gänge des Schlosses durchdrang. Die Amme Kunigunde erschien und fragte, was die Gebieterin verlange.

„Schließe mir die Dohle dort ein!" sagte Ida. „Hefte mir den Schleier auf und bringe mir den goldbeschlagenen Psalter her, den der fromme Mönch Iso geschrieben. Mit dem Morgenessen will ich warten bis zu meiner Zurückkunft. Ich gehe zum Kloster Fischingen hinab, um die heilige Messe zu hören und beim Abte Leutold meine Beichte zu verrichten. Das Herz ist mir schwer, ich bedarf des Trostes der Religion. Das Weitere sag' ich dir auf dem Wege, Kunigunde, denn du wirst mich zum Kloster geleiten."

Die Amme that genau, wie ihr die Gräfin befohlen. Plötzlich aber stieß Ida einen Schrei des Entsetzens aus. „Jesus! Maria und Joseph!" sagte sie, „was werde ich gewahr? Meinen Brautring habe ich verloren! Muß auch dieses Unglück noch mich treffen? Der Ring ist fort, den Heinrich mir so angelegentlich empfahl, der kostbare Ring, das Pfand seiner Liebe und Treue ist fort." Ida und die Dienerin durchsuchten das ganze Zimmer, das Bette; sie begaben sich in den Garten hinunter, weil das Fenster nach dieser Seite sich öffnete. Umsonst! Zwar däuchte es der Gräfin, sie habe den Ring vom Finger gestreift, als sie diesen Morgen die Hände sich wusch. Bestimmt konnte sie das indessen nicht behaupten und es

war eben sowohl möglich, daß sie ihn schon am gestrigen Abend in der Küche verloren. Kunigunde rieth daher, für heute noch von der Sache zu schweigen; indem sie versprach, alle Winkel des Schlosses unbemerkt zu durchspähen. Sie hatte nämlich einen Bund alter Dietriche gefunden, mit welchen sie (wovon freilich die Gräfin Ida nichts wußte) die Schränke der Dienstboten zu öffnen pflegte, um nachzusehen, ob dieselben der Herrschaft nichts gestohlen hätten. Da sie nun seit einiger Zeit in einem Kasten auf Hatnaus Zimmer bedeutende Kostbarkeiten entdeckt hatte, von denen sie nicht begreifen konnte, wie sie dahin gekommen: so warf die schlaue Amme sogleich starken Verdacht auf den Dienstmann. Doch verbarg sie ihren Argwohn und begnügte sich, die Gräfin zu bitten, einstweilen dem Gesinde noch nichts von dem vermißten Ringe zu sagen. Ida begab sich, dem gefaßten Beschluße getreu, nach Fischingen hinunter. Doch wurde sie nicht von der Amme, sondern vom Burgkaplan begleitet.

12.

Der gefundene Brautring.

O Eifersucht — böser Geist, der sich mit seinen Einflüsterungen festhängt an Mann und Weib — Teufel, der die Höllensaat der Zwietracht ausstreut in das Paradies sonst friedlicher Menschen — Eifersucht — o Schlange, die im innersten Herzen am Marke des Lebens uns nagt — Eifersucht — schrecklicher Zweifel an der menschlichen Tugend — unglückseliges Aufgeben der Freundschaft, der Liebe und Treue. Du siehst, bester Leser, daß ich ringe um das Entsetzliche dieser Leidenschaft auszudrücken, daß mir aber die Sprache ihre Zeichen und Bilder versagt. Vielleicht ist es aber nicht nöthig, indem du aus eigener Erfahrung das Uebel kennst, das ich hier zu schildern mich bemühe. Du weißt also, wie scharfsichtig der Eifersüchtige ist, um alle Kleinigkeiten aufzuspüren, die seine Flamme nähren — wie leichtgläubig er sich schrecken läßt von den Gespenstern seiner Einbildungskraft; du weißt es, wie erfinderisch der Mensch ist, um der Folterknecht des eigenen Herzens zu werden; du weißt es, wie wenig er bedarf, um den in seinem süßesten, heiligsten Glauben

getäuschten Anbeter in den bittersten Feind zu verwandeln. Versetze dich nun in die Lage des Grafen Heinrich von Tockenburg.

Heinrich stand, an sein Jagdgeschoß gelehnt unter den dichten Zweigen einer alten Eiche und starrte stumm und düster vor sich hin in das Dunkel des Waldes. Das Hundegebell durchtönte die felsige Gegend und ein Hase floh quer über den Weg bei dem Grafen vorbei. Aber der Jäger sah und hörte nichts, denn er dachte dem seltsamen Worte nach, das der Pilger Benolim beim Abschied gesprochen. Von Argwohn und Wuth im Innersten zerrissen hatte Heinrich seine Gäste bis nach Landenberg begleitet. Sollte es möglich sein, daß seine Ida falsch an ihm handelte, daß das sittsam scheinende Weib zur Buhlerin des bartlosen Buben sich erniedrigte? Ja! dachte er den einen Augenblick, nein! sagte er halblaut den andern Augenblick. Das schien der Pilger zu bemerken und er fragte: „Wo fehlt es meinem Gastfreund, daß sein Auge dem Mond gleicht, den die feuchten Wolken umziehn?" Obgleich nun Heinrich den Pilger nicht leiden mochte, indem er gegen denselben ein geheimes Grauen empfand, das er vergeblich bezwang: so machte jetzt doch seine Eifersucht, daß er seine Hand ausstreckte mit den Worten: „Fremdling, ich weiß nicht, wofür ich dich halten soll, für einen Christen oder Heiden, für einen Gaukler oder Seher; — wer du aber auch sein magst — siehe hier meine Hand — was liest deine Kunst in derselben." — „Ritter," erwiederte der Morgenländer, nachdem er eine Weile die dargebotene Hand be=

trachtet hatte, „Ritter — ich bin vielleicht weder Christ noch Heide, weder Gaukler noch Seher; aber ein Mann, der die Gaben zurückgiebt, die er empfangen, Streich um Streich, Vertrauen um Vertrauen: Bewohner des ragenden Schlosses, dein Feind ist dir nahe, sei auf deiner Hut!" Er verbeugte sich nach morgenländischer Weise, warf sich auf sein Kameel und verschwand. Heinrich kehrte in den Wald zurück, in welchem Hatnau und Kuno seiner warteten. Lange stand er sinnend unter der Eiche, finster wie die Felsen und die Tannen um ihn her.

Endlich erschien Hatnau, ein erlegtes Rehböcklein auf dem Rücken tragend. „Wie deutest du die Warnung des Morgenländers?" fragte Heinrich den Dienstmann und erzählte ihm was Benolim beim Abschied gesprochen. Das bleiche Antlitz Hatnaus wurde noch bleicher. — „Ihr wißt," versetzte der Dienstmann, „daß ich den Aberglauben der meisten Menschen nicht theile und daher auch aus den Weissagungen dieses Gauklers nicht viel mache; indeß fürchte ich, der Pilger habe hier wahr, leider nur allzuwahr geredet. Der Feind ist nahe — horch! ihr kennet das Gebell. Draußen, im Walde braucht Kuno euere Hunde, daheim auf dem Schlosse braucht er euere Frau."

Der Graf fuhr auf wie ein gereizter Löwe und schlug mit der Faust an das Schwert, das ihm an der Hüfte hing. „Mir dieses Wort? bedenke Bube, was du sprichst. — Dem Kaiser würfe ich für solchen Schimpf den Handschuh hin. — Wehe dem Diener, der es wagt, die Rede zu wiederholen."

„Wäre ich Kaiser, so würd' ich schweigen. Als Diener, als treuer Diener bin ich euch Wahrheit schuldig" — entgegnete Hatnau gelassen.

„Es ist aber nicht wahr" — schrie der Graf — „es kann nicht wahr sein. — Meine Ida eine Ehebrecherin, meine Ida ihren Heinrich verrathen, dieser Engel ein Satan. — Nein! nein! Tockenburgs Gattin ist dafür zu groß. — Lieber Dominik, dein Eifer führt dich zu weit — ich selber habe dir dazu das böse Beispiel gegeben. Aber siehe! wir sind da auf falscher Spur. Es kann nicht sein — es ist nicht möglich — es kann, es darf nicht sein."

„Je nun!" erwiederte Hatnau mit spöttischer Kälte, „wenn es nicht sein darf, dann ist das freilich etwas Anderes. Ich habe das nicht gewußt — allein ich begreife. Hahnrei zu sein — ist allerdings eine unangenehme Sache, an die man nicht gerne denken mag. Und in der That, darf man ja nur die Augen zudrücken und an des Weibes Tugend einen Glauben haben, der Berge versetzt, so ist es ziemlich gleich bedeutend, ob auch ein And'rer in unserm Gehäge birsche, der Zutritt steht uns deshalb nicht minder offen. So dachte vormals Graf Rudolf, der Erbauer Rappersweil. Ich will das Beispiel seines Amtmanns nachahmen und von den Beweisen schweigen, die handgreiflich zeigen, wie die Gräfin mit dem Knappen Kuno steht."

„Beweise? was meinst du damit?"

„Es ging mir, wie euch, lieber Herr — ich konnte es auch nicht glauben, daß eine Frau, welche die Keusch-

heit selbst zu sein schien, daß die Gemahlin des Grafen von Tockenburg sich so weit vergesse: daß sie Ehre und Pflicht in den Wind schlage, um eines so weit unter ihr stehenden Knechtes willen. Jetzt aber erblickte ich etwas" —

„Und was erblicktest du — rede!"

„Habet ihr nicht, wenige Tage nach euerer Vermählung der Gräfin eine kostbaren mit einem prächtigen Edelstein geschmückten Ring gegeben?"

„Allerdings."

„Und nun wo ist dieser Ring?"

„Meine Frau trägt ihn beständig am Finger" — entgegnete der Graf.

„So?" sagte Hatnau — „dann muß ich im Irrthum sein oder ihr, edler Herr. Die Sache wird sich aber bald aufhellen — wir wollen die Probe machen."

Dominik von Hatnau setzte das Hifthorn an den Mund und blies. Ein Hifthorn im Walde antwortete seinen Ruf — ein — zwei drei Male. Da rauschte es in den Zweigen und aus dem Gebüsche trat der schlanke, blondlockige Jüngling, Kuno von Dußnang. Der Knappe grüßte arglos und bescheiden den Grafen und seinen Diener. Doch blieb sein Gruß unerwiedert. „Herr!" sprach Hatnau mit kaltem Lächeln, „sehet nach, was der Junge dort für einen Ring an der Hand trägt." Heinrich that es und schrie roth vor Wuth: „Elender! wie kommst du zum Ringe meiner Frau?" Kuno erbleichte. —

„Du schweigst? Nicht wahr, Schurke, du hast ihn der Gräfin gestohlen? Antworte mit Ja, so lieb dir

dein Leben ist. Gestehe Schuft, bekenne, du seist ein Dieb! — sonst erwürg' ich dich auf der Stelle." Der Graf sprach's und riß dem Knappen die Waffen der Jagd vom Leibe.

„Mäßiget, edler Graf, euern Zorn nur so weit, daß ich antworten kann. Nein! Herr! Kuno von Dußnang ist kein Schurke, kein Dieb. Den Ring habe ich nicht gestohlen, ich habe ihn gefunden."

„Gefunden? Ha! Ha! gefunden?" lachte Heinrich mit wildem Grimm? „Warum gabst du ihn nicht zurück?"

„Ich fand den Ring erst diesen Morgen."

„Wo?"

„Im Walde."

„Erkanntest du nicht, daß es der Ring der Gräfin sei?"

„Ich vermuthete es."

„Warum stecktest du ihn denn an deinen Finger?"

Der Knappe stockte: — „Herr! — ich weiß es selber nicht" —

„Er glaubte wahrscheinlich, der Ring werde auf diesem Wege sicherer bewahrt" — fiel Hatnau spöttisch ein.

„Herr! ich will es bekennen, es war kindisch — war Eitelkeit" — versetzte Kuno.

„Wo im Walde lag der Ring" fragte Heinrich.

„Unter der großen Kiefer drüben auf dem steilen Felsen."

„Lüge! Lüge! nichts als Lüge! verfluchter Bursche, Ida ist in ihrem Leben nie auf jenem Felsen gewesen.

Gestehe die Wahrheit! Die Ehebrecherin hat den Ring dir selbst gegeben, zum Lohne deiner Buhlschaft — du hast den Ring gefunden, aber in meinem Ehebette — geiler Hund! Warte ich will dir den Lohn auch geben."—

„Welch ein schrecklicher Verdacht! Glaubet doch das nicht, edler Herr! flehte der Jüngling, der vom Grafen mit Fußtritten mißhandelt wurde. Hatnau soll es bezeugen, daß ich ihm vor einer Stunde den gefundenen Ring wies mit der Bemerkung, daß ich nicht begreife, wie er hier verloren werden konnte."

„Ist das wahr?" fragte der Graf.

„Ich weiß von Allem kein Wort" — erwiederte Hatnau — „ich sah nur, daß Kuno den Ring an der Hand trug und ihn von Zeit zu Zeit in stillem Entzücken an die Lippen drückte."

„Was du wagst es noch, mich so frech zu belügen?" brüllte Heinrich und wiederholte seine Mißhandlungen.

„O fraget die gnädige Frau — Hatnau ist ein Bösewicht, er will mich verderben — um Gotteswillen! stellet mich der Frau Gräfin gegenüber. Meine Unschuld wird sicherlich an den Tag kommen."— So bat Kuno, um die Füße des Erzürnten sich schlingend.

„Richtig! dein Einfall ist gut! das Weib soll sehen wie ich an ihrem Buhlen mich räche" — rief der Graf; dann schleppte er mit Hatnaus Hilfe den armen Jüngling aus dem Walde heraus und einem Bauernhause zu, wo einige Leibeigenen die Pferde weideten. „Auf ihr Mannen!" herrschte der Graf von Tockenburg die Lehnsleute an, „auf ihr Mannen! bringet den muntern Rappen

dort her und bindet ihm diesen Buben mit einem tüchtigen Strick an den Schwanz, aber nur recht fest.“ Die Bauern vollzogen blind, was der Herr befahl; der Knappe wurde gefesselt, der Graf schäumte und Hatnau lächelte — indem er nachsah, ob der Strick auch hinreichend angezogen sei.

13.

Doppelter Mord.

Von dem, was sich im Walde zugetragen, hatte freilich die Gräfin keine Ahnung; es sei denn, daß man die Unruhe für eine Ahnung nehmen will, die bange Unruhe, von welcher sie den ganzen Tag sich befangen fühlte. Sonst pflegte Ida der Ankunft Heinrichs mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen zu harren; heute aber befiel ihr Herz eine unerklärliche Bangigkeit, wenn sie des heimkehrenden Gatten gedachte. Er war am Morgen so barsch gewesen und das Wort, mit welchem er geschieden, kam ihr um so drohender vor, je länger sie dasselbe erwog. Zwar wußte Ida sich schuldlos, ihr ganzes Verbrechen bestand in der Neugier, in der Uebertretung eines Verbotes, das ein vernünftiger Ehemann seinem Weibe nicht auferlegt hätte. Das hätte sich bei jedem andern jungen Gatten, und an jedem andern Orte wohl in's Reine bringen lassen; aber Heinrich war nicht wie andere Männer und auf der Tockenburg waltete nicht der gewöhnliche Gang menschlicher Dinge. Der Fluch, der über diesem Hause hing, gab Allem etwas Unheimliches und Grauenhaftes. Namentlich schien es der mit einer

lebendigen Einbildungskraft ausgestatteten, durch die Vorfälle der letzten Tage stark aufgeregten Ida, sie sei mit dem Eintritt in dieses düstere Schloß auch in den Zauberkreis unsichtbarer, feindseliger Mächte gerathen. Der Abt Leutold, dem sie diesen Morgen gebeichtet, hatte ihr zwar den Beistand seines frommen Gebetes versprochen und ihr etwelche Hoffnung gemacht, daß bei reichlichen Vergabungen an's Kloster der Geist des Ahnherrn aus dem Fegefeuer erlöst und die Wirkungen seines Fluches aufgehoben werden könnten. Allein die Thatsache selbst hatte er nicht bezweifelt, sondern bei seiner genauen Kenntniß der Tockenburgischen Geschichte es wahrscheinlich gefunden, daß hier ein übernatürlicher Einfluß im Spiele sei und daß die Gräfin in jener verhängnißvollen Nacht allerdings etwas mehr gesehen haben dürfte, als ein bloßes Traumbild.

Wie auch der Leser oder die Leserin über diesen Gegenstand denke, — soviel wird Jedermann begreifen, daß Ida jenen Tag in großer Unruhe hinbrachte. Bald stand sie träumend am offenen Fenster, bald durcheilte sie die hallenden Gänge, aus einem Zimmer in das andere; jetzt schlug sie das prächtig gemalte Wappenbuch auf oder sie las einige Verse aus dem Nibelungenlied. Dann trat sie in die Stube, wo Kunigunde und Katharina spannen und setzte sich an ihre mit seidenen Bändern geschmückte und mit Elfenbein reich ausgelegte Kunkel. Nachdem Ida eine Weile in aller Stille fortgesponnen: sagte sie: „Warum so stumm? weiß Keine etwas zu erzählen? Auch du nicht, Kunigunde? Gut! so wollen wir ein Lied singen,

das Lied von der Frau Holla. Ich werde es anstimmen; aber ihr müßt mich unterstützen." Gesagt, gethan! Die Gräfin und ihre beiden Dienerinnen sangen folgendes Spinnerlied:

Der Spinnerinnen saßen drei,
Die spannen und schwatzten und sangen frei
Bis Nachts um die zwölfte Stunde. —
Da trat bei düsterer Lampe Schein
Frau Holla, die alte Holla herein —
Sie machte die nächtliche Runde.

Frau Holla! hob die Erste an,
Sag't! hab' ich wohl heute die Pflicht gethan?
Und spinn' ich zum Leid' mir? zur Freude?
Dein Flachs ist zart und dein Faden schön —
Laß hurtig, o Maid, die Spindel sich dreh'n!
Du spinnst dir am bräutlichen Kleide.

O schließet, bat die Zweite d'rauf,
Frau Holla, das Buch mir der Zukunft auf,
Beschauet das Garn an den Spindeln. —
Bringt dir das Tuch der Bleicher zurück,
Dann blüht dir der Mutter seligstes Glück,
Das Kind braucht Hemdchen und Windeln.

Weissaget, ruft die Dritt' und lacht,
Mir jetzo, doch nehm't euch bei mir in Acht,
Bin jung, ich bin reich und von Stande. —
Betrübt ist deiner Arbeit Lohn
Verkündet das Weib in schaurigem Ton,
Du spinnst dir am Leichengewande.

Ida wiederholte den letzten Vers und die beiden andern Sängerinnen fielen ein. Als sie aber zu Ende waren, rief Kunigunde: „Genug! das ist ein garstiger Schluß, es friert mich jedes Mal, wenn ich die Worte höre: du spinnst dir am Leichengewande. Daß ihr den Schluß auch wiederholen mochtet?“ — „Die Melodie gefällt mir,“ sprach die Gräfin, „es liegt in ihr etwas Schauerlichschönes. Es ist sonderbar, heute, — den ganzen Tag, wo ich stehe und gehe, sind mir die Worte im Sinne: Du spinnst dir am Leichengewande. Was ich auch thue, ich kann des Gedankens nicht los werden. Eigentlich ist es wahr, was wir arbeiten und schaffen, so spinnen wir an unserm Leichengewande.“ — „Sei's auch,“ entgegnete die Amme, „sei's auch! wer wird immer daran denken wollen? zumal bei eurer Jugend und bei euerm Glück. Hellauf! das Leben genossen, das Sterben kommt von selbst! so lautet mein Wahlspruch.“

„Mir träumte,“ fing Ida wieder an, „die ganze Nacht vom Sterben. Es war ein großes Leichenbegängniß, die Glocken ertönten, die Priester beteten — aber immer wollte sich der Trauerzug nicht in Bewegung setzen — denn es fehlte immer noch die Leiche. Wo ist die Leiche? fragte ich die Base von Habsburg.“ — „Närrisches Kind,“ antwortete sie, „die Leiche bist du ja selbst.“ — „Da befiel mich eine unbeschreibliche Angst, denn ich fürchtete, sie möchten mich in den Sarg legen und lebendig begraben. Nicht wahr, liebe Kunigunde, wenn ich vor dir sterbe, so sorgst du dafür, daß man

mich nicht vor dem vierten Tage beerdigt. Versprich mir auch, daß du mir einen Rosenstrauch auf das Grab pflanzen wollest; du weißt, ich habe die Rosen gar zu gern." „Still Frau!" rief Kunigunde „still, um's Himmelswillen still, das sind Grillen, ja rechte, langweilige Grillen. Kein Wort mehr vom Sterben, sonst lauf ich auch davon. — Horch! die Katharina kommt wieder."

Diese hatte gleich nach Beendigung des Gesanges die Stube verlassen, um dem Gesinde das Abendbrot zu bringen. Kaum war sie aber einige Augenblicke draußen gewesen, so stürzte sie mit dem Ausdrucke des Entsetzens in die Stube wieder herein. „Gerechter Gott!" schrie sie, „was ist das? Es ist ein Unglück begegnet. Die Knechte stehen drunten im Hofe und reden davon, daß ein scheues Roß auf der Breite herum sprenge und einen todten Mann hinter sich herschleppe." — „O Gott! mein Heinrich!" rief Ida! „daß doch meinem armen Mann kein Unfall wiederfahren sei!" — Katharina und Kunigunde eilten fort, nähere Berichte zu holen. Ida wankte, da die Füße ihr den Dienst versagten, halb ohnmächtig an's Fenster und rief: „Wer ist es? kennt Niemand das Roß?" „Es ist Kuno! Kuno!" entgegnete die Amme, die schon im Hofe unter dem Haufen stand, „es ist der unglückliche Knappe." Der Graf reitet mit Hatnau eben die Burghalde herauf.

„Was ist die Veranlaßung zu diesem schrecklichen Unfall?" fragte Ida den in's Zimmer tretenden Grafen. „Wundert dich das?" versetzte Heinrich mit wildem Lachen. „Du sollst es sogleich erfahren, wenn du meine

Frage beantwortet haben wirst. Wo hast du deinen Ring?"

„Verloren."

„Wo?"

„Ich weiß es nicht."

„Wann hast du ihn verloren?"

„Heute oder gestern."

„Warst du gestern unter der großen Kiefer drüben auf dem Felsen?"

„In meinem Leben nie."

„Ist nicht das der Ring?"

„Er ist's — wo fandest du ihn?"

„An der Hand des Buben, dem du ihn geschenkt, an Kunos Hand."

„O Gott!" schrie die Gräfin.

„Geht dir jetzt ein Licht auf!" brüllte der Ritter. „Ja du ahnest richtig; ich habe ihm den verdienten Lohn gegeben. An den Schweif des Pferdes ließ ich deinen Buhlen binden, das Schwert setzte ich ihm auf die Brust, damit er bekenne. — Er thats — da nahm ich dem Rosse den Zaum ab — ein Streich — und Hurra! über Stauden und Stöcke, über Wiese und Feld flog der lustige Renner. Ich habe deinen Buhlen gemordet."

„Wehe! du hast einen Unschuldigen gemordet!"

„Er bekannte seine Schandthat selber — hörst du's Ehebrecherin."

„So sagte er eine Lüge, von der Todesangst verleitet — du bist betrogen, Heinrich! du bist betrogen."

„Das weiß ich — von dir bin ich betrogen — ehr=

lose, gottvergessene Buhlerin. — Aber du wirst Niemand mehr betrügen — deine Frist ist zu Ende — du mußt sterben: bete noch ein Vaterunser." —

„Sterben? ich auch sterben? willst du zwei Unschuldige morden? Warte nur noch einen Tag, so wirst du dich überzeugen, daß dein Verdacht falsch war."

„Bete ein Vaterunser, sag ich! — Willst du nicht so werf ich dich sonst zum Fenster hinaus."

„O Heinrich! Heinrich! habe Erbarmen mit mir — bin noch so jung — und habe dich immer so innig geliebt — schicke mich in's Kloster, sperre mich in's Burgverließ — nur nicht tödten, ach ich bitte — nicht tödten!"—

„Genug! spare die Worte — empfange den Lohn deines Lasterlebens!" —

„Hülfe! Hülfe! der Graf will mich morden!"—

„So! Du willst noch um Hülfe rufen? das hat noch gefehlt!" — Bei diesen Worten faßte der Wahnsinnige das arme Weib, das an den Tisch sich fest zu klammern suchte, wüthend an, riß sie an's Fenster — ein Schrei — und sie lag viele Klafter tief — unten in der schaurigen Kluft. —

Kunigunde und Katharina eilten herbei: „Die Gräfin rief um Hülfe! wo ist sie? Gott wo ist sie?"

Der Graf, der eine Weile stumm und starr nach dem Tobel hinabgeschaut, richtete sich langsam empor, die Hand nach den umbüschten Felsen ausstreckend. „Dort könnet ihr sie sehen, wenn ihr ein gutes Auge habt," sagte der Ritter mit grausigem Gelächter und verließ das Zimmer.

14.

Fürchterlicher Aufschluß.

Am Morgen war es still, schauerlich still im Schlosse über der Murg — das stumme Entsetzen einer Gräuelthat — die Racheschauer eines Mordes, den die blinde Wuth an einem Engel begangen, durchwehten Tockenburgs düstere Hallen. Alles verödet — alles wie ausgestorben! Da trat ein Mann aus seinem Schlafgemach und wandelte sinnend durch die weiten Gänge, ein Mann oder vielmehr ein Gespenst mit bleichem Antlitz, mit hohlem Todtenblicke und mit weißem Haar. — Es war der Graf Heinrich von Tockenburg. — Als braunlockiger, starker Mann hatte er sich am Abend in sein Schlafgemach zurückgezogen; als grauhariger, tief gebeugter Greis wankte er am künftigen Morgen aus demselben hervor. Denn eine Stunde nach vollbrachter Mordthat hatte ihm einer seiner Diener den Beweis für die Unschuld Idas geleistet.

Das war der alte ehrliche Pförtner Christian. Unter allen Knechten des Grafen war Christian, der einzige, dem die Amme Kunigunde ein unbedingtes Vertrauen schenkte. Ihm allein hatte sie daher auch den Umstand

mitgetheilt, daß der Gräfin ihr kostbarster Ring ab Handen gekommen sei. Lange wußte der Alte nicht, auf wen er den Verdacht werfen, oder wie er sich die Sache erklären solle. Wenn ihm ein Gedanke kommen wollte, so schüttelte er heftig den Kopf, drückte die Augen zu, so daß die buschigen Augenbraunen über dieselben herabhingen und brummte vor sich hin: Nein! nein! das kann nicht sein, das ist ein Biedermann. Während er auf einem Steine neben dem Thore saß und in diesen Betrachtungen sich vertiefte: hörte er etwas auf dem Pflaster klingeln. Es war ein silberner Löffel, den die Dohle der gnädigen Frau vergeblich wieder vom Boden aufzuheben strebte, nachdem sie ihn von dem Fenster aus hatte fallen lassen. Verfluchtes Thier! schrie der Pförtner und schwang seinen Stock, willst du auch stehlen? Die Dohle aber rief: Guten Tag! Dula Dula! und flog nach einer Kiefer hinüber, die sich jenseits des Thales auf einem schroffen Felsen hoch in die Luft aufthürmte. Alle Wetter! was mir da einfällt, brummte Christian, beim heiligen Gallus, das wäre ein Spaß. „Sepp! sag' dem Wilhelm, er soll für ein paar Stunden hier meinen Posten versehen. Nimm dann die Klettereisen und komm mit mir in den Wald."

Mit Freuden gehorchte Sepp seinem Großvater. Beide begaben sich nach dem Felsen hinüber, auf dem die hohe Kiefer stand. Sicher und behend klomm der flinke Junge den Stamm empor, denn er glaubte, es gelte ein Vogelnest auszunehmen. „Stecke die Hand in das Loch in der Mitte dort," rief Christian, — „der Baum muß hohl sein;" eben flog die Dohle heraus. Der Knabe that es. „Groß-

vater!" erwiederte er, „da hat es sonderbare Sachen, Großvater ich bringe euch eine Handvoll Gold und Silber." Der Knabe legte wirklich, als er herunter kam, einige Geldstücke, einen silbernen Fingerhut und ein goldenes Kreuzchen dem alten Pförtner dar. Fand sich nun auch der Ring nicht vor, um dessentwillen Christian in den Wald gegangen: so hoffte er doch, man werde demselben auf die Spur kommen, da jetzt die Diebsnatur der verdammten Dohle am Tage war. Mit zufriedenem Schmunzeln packte der Alte den Fund in's Nastuch und kehrte zum Schlosse zurück. Am Thore aber erzählte ihm Wilhelm, daß der Graf seine Gemahlin über die Felsen hinabgestürzt habe, weil er es nicht glauben konnte, daß der Knappe Kuno den Ring derselben unter der großen Kiefer gefunden.

„Gott im Himmel! was hast du gethan?" sprach der alte Diener zum Grafen Heinrich. „Du hast gegen dich und gegen Gott gesündigt — gestrenger Herr — hast zwei unschuldige Menschen gemordet in wildem Wahn. Dein Weib war treu und der Knappe redete wahr — *unter* der hohen Kiefer fand er den Ring, den die diebische Dohle vom Baume hat fallen lassen. — Hier ist der Fingerhut und das goldene Kreuzchen, das die arme Gräfin seit geraumer Zeit vermißte. Was verlangst du weiter als Beweis? — Du hast zwei unschuldige Menschen gemordet — Gott sei deiner Seele gnädig." So sprach der Pförtner und ging.

Was der Graf fühlte, nachdem ihm die Grundlosigkeit seines Verdachtes klar geworden, — was er litt, —

welche Höllenqualen — das weiß kein Sterblicher, — es liegt verborgen im Dunkel jener Nacht, die dem Tage folgte, an dem er mit eigner Hand seinen Himmel sich vernichtet hatte. Als braunlockiger, kräftiger Mann schloß er sich am Abend in sein Schlafgemach ein, als grauhaariger, zusammengedrückter Greis wankte er am Morgen aus demselben hervor. Mit hohlem Todtenblick, mit bleichem Geistergesicht durchwandelte er die düsteren Hallen und stieg die Treppe hinunter.

„Kunigunde soll hereinkommen," sprach er leise, wie ein Kranker, als er in die von Alter geschwärzte, nußbäumenen Stube trat, „Kunigunde soll hereinkommen." Diese erschien mit einem Bündel unter dem Arm. „Kunigunde!" hob der Graf an, „wo ist sie? wo habt ihr sie hingelegt? ich möchte sie gerne noch ein Mal sehen und der theuren Todten das Unrecht abbitten, das ich ihr gethan; in heißen Thränen mir ihre Verzeihung erweinen."

„Wir haben," erwiederte die Amme, „den Leichnam überall gesucht, aber nirgend gefunden. Wo die Ermordete hingekommen, ob ein wildes Thier sie gefressen, ob mildthätige Menschen sie verscharrt, euere Wuth für die leblose Hülle noch fürchtend — das weiß ich nicht. Genug! Der Leichnam ist fort — und ich — ich gehe auch. Hier könnet ihr in diesem Bündel nachschauen, daß ich nichts mitnehme als meine Kleider."

— „Du willst mich verlassen? Kunigunde bleibe bei mir!"

„Keine Stunde werde ich mehr mit dem Mörder meiner lieben Ida unter einem Dache verweilen" — versetzte die Amme.

„Und so soll ich denn allein zurückbleiben an dieser Stätte des Entsetzens? allein verschmachten in meinem Elend?" jammerte der Unglückliche.

„Ihr seid nicht allein," entgegnete Kunigunde.

„Und wer ist denn bei mir?"

„Euer Freund Hatnau — und der Fluch Gottes" — lautete die Antwort. Damit zog das Weib die Schuhe von den Füßen, schlug sie an einander, daß der Staub herausflog und schritt hastig die Halde hinunter.

„Mein Freund Hatnau?" murmelte der Graf — „das Weib hat Recht — sie mahnet mich daran, daß ich noch eine Pflicht zu erfüllen, der Gemordeten ein Sühnopfer zu bringen habe." — Des Grafen Augen erglänzten von dunkelm Feuer und die Röthe der Wuth belebte das blasse Gesicht. „Wilhelm!" rief er, „Wilhelm! bringe mir den Bösewicht her, damit ich ihn einen hundertfachen Tod sterben lasse für all das Unglück, das er mir verursachte. Die Knechte sollen den gefesselten Dienstmann herführen.'

„Gnädiger Herr," sprach Wilhelm, „der Schurke ist fort. Als wir euerm Befehle gemäß ihn gestern in Fesseln legen wollten, hatte er bereits das Schloß verlassen. Wir schickten Reisige nach der Burg Hatnau — aber umsonst — keine Spur bis diesen Augenblick. Jetzt erzählt ein fremder Reiter, der von Einsiedeln kommt, Hatnau sei diesen Morgen früh mit dem Pilger Benolim über die Brücke von Rappersweil gesprengt — vermuthlich Italien zu." —

Drittes Buch.



1.

Weihnachtbetrachtung.

Es ist Winter, während ich diese Zeilen niederschreibe, kräftiger kalter Winter. Der reine, weiße Schnee deckt weit und breit die schlafende Natur, das Wasser bei der Mühle ist im Sturze erstarrt und ein zauberischer Silberduft hängt um Bäume und Hecken. Dennoch ist es mir so wohl hier in der grünen Studierstube, es ist mir so behaglich am warmen Ofen, so gemüthlich zwischen meinen Schriften und Büchern. Eine ruhige, sinnige Welt! kein Geräusch, als das harmonische Geläute der Glocken, das uns die Nähe des Weihnachtfestes verkündigt. Vielleicht ist es aber gerade das, was tausend süße Erinnerungen in meiner Seele weckt. Das Weihnachtsfest hat etwas Freundliches, Heimeliges — es liegt in ihm ein stiller Friede, ein heiteres Entzücken für Jung und Alt. Der Knabe und das Mädchen harren sehnsuchtvoll der Abendstunde, wo das geheimnißreiche Christkindlein die Belohnung für die bewiesene Lernbegierde und Folgsamkeit bringe, und wo der mit mancherlei Gaben behangene, von brennenden Wachslichtern erleuchtete Tannenbaum auf dem Tische prangen soll. Es sind Kinder

und wir Erwachsene sind es mit ihnen. Denn die Religion selber fordert uns auf, der Unschuld und der schönen, reinen Kindlichkeit unsere Huldigung zu weihen. Die Religion führt uns im Geiste nach Bethlehem hin, in jene Hütte, über welcher der helle Stern erglänzt; sie zeigt uns die betenden Hirten und Weisen; und wir sinken mit ihnen nieder vor dem Kinde in der Krippe, von dem ein neuer Tag ausging über die ganze Welt, sinken nieder vor dem großen Geiste dort oben, der an's Kleine das Große und an's Leben einzelner Männer das Schicksal der Menschheit knüpft.

Zwei Jahrtausende sind nun bald verflossen — und doch ist Bethlehem — dieses kleine mit Reben und Oelbäumen umgebene Dörfchen — ein heiliger Boden, wo der Pilger in frommer Andacht verweilt. Gerne vergegenwärtigt er sich in der unterirdischen Grotte beim Schimmer silberner und kristallener Lampen jene große nächtliche Stunde, die der Menschheit ihren Erlöser gab. Noch glaubt er den geöffneten Himmel zu sehen und den Friedensgesang zu hören, mit welchem die Engel Bethlehems Hirten begrüßten. In unsterblichem Glanze leuchtet die Erde, wo Christus einst lebte, litt und starb; Bethlehem, Nazareth und Jerusalem erfreuen sich eines Ruhmes, der den Prunk der stolzesten Königsstädte überstrahlt.

Allerdings entbehrt Nazareth des wundervollen Kranzes, den die heilige Sage um die Stadt Davids wand. Beschränkt, wie der Haufe kleiner weißer Häuser; der sich in unregelmäßigen Gruppen am Fuße des halbmond-

förmigen Berges hinzieht, beschränkt, oder wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, kleinstädtisch scheint von jeher der Sinn der Nazarener gewesen zu sein. Dennoch spricht auch Nazareth den denkenden Forscher an und zwar um so mehr, weil er sich hier auf historischem Boden fühlt. Die Merkwürdigkeiten dieses Ortes haben eine gewisse menschliche, ich möchte sagen häusliche Färbung; sie werfen ein seltsames Zwielicht auf das geheimnißreiche Jugendleben Jesu und lassen uns ahnen, was leider die Geschichte mit unerbittlicher Strenge verschweigt.

Im untern Theile des Städtchens, wo jetzt das große, reinliche Franziskanerkloster steht, sollen ehemals Josef und Maria gewohnt haben. Die Werkstätte Josefs hat sich seitdem in eine Kapelle und die Sinagoge, wo Jesus einst eine Stelle aus dem Propheten Jesajas erklärte, in eine Kirche verwandelt. Wir wissen aus dem Evangelium des Lukas, daß die Auslegung unsers Herrn unter den Bürgern von Nazareth großen Zorn erregte, und daß sie Jesum ergriffen und ihn nach einer jähen Felswand schleppten, um ihn in den Abgrund hinunter zu stürzen. Der Ort wird noch gezeigt, wo der Herr sich von seinen Verfolgern losmachte und in die Tiefe hinabsprang, ohne einigen Schaden zu nehmen. Es ist ein erhabener Standpunkt, auf welchem man eine schöne Aussicht genießt über das weite Thal Esdrelon und auf die Berge Tabor und Hermon. Unter dem steilen Abhang befindet sich ein Maronitenkloster und in einer Seitenwand dieser Felsschlucht erblickt man die sogenannte Höhle des Schreckens, in welcher sich Maria verbarg,

als sie die Juden zurückkommen sah, die Jesum hatten ermorden wollen.

Außerhalb des Städtchens ist eine griechische Kirche und dabei ein Brunnen mit klarem, frischem Wasser, zu dem die Töchter Nazareths mit ihren großen Krügen hinausgehen, wie in den Tagen des Alterthums. Er heißt „Mariasbrunnen," weil die Mutter Jesu oft hieher kam, Wasser zu schöpfen. Sollte da oder dort ein Leser ungläubig den Kopf schütteln: so müssen wir bemerken, daß allerdings nicht alle Reliquien und merkwürdigen Stellen des Morgenlandes das sind, wofür sie ausgegeben werden; zwei Jahrtausende sind eine lange Zeit, der fromme Wahn und der geistliche Betrug hat Vieles erfunden — Vieles geheiligt. Indessen wird man hoffentlich den Mariasbrunnen nicht mit dem Felsensitze zu Bethlehem oder den Hochzeitkrügen zu Kana verwechseln. Eine Quelle, ein Brunnen mit klarem frischem Wasser ist in diesem heißen Lande ein so großer Schatz für die ganze Umgegend, es wacht über der Erhaltung desselben ein Geschlecht nach dem andern mit solcher *Sorgfalt*, daß hier ein Betrug oder eine Verwechselung nicht *statt* finden konnte. Daß Josefs Werkstätte gerade an dem vorhin bezeichneten Platze gewesen; daß der neben der ehemaligen Sinagoge liegende zwölf Fuß lange Felsblock just der Tisch sei, auf welchem Jesus vor und nach seiner Auferstehung gegessen habe — dafür möchten wir wirklich nicht schwören. Wenn aber noch irgend ein geschichtliches Element im Leben Jesu sich vorfindet, wenn die heilige Familie sich je in Nazareth aufhielt: so muß das

der Brunnen sein, wo sie sich täglich mit Wasser versah, es muß das der Ort sein, zu welchem Maria und wohl auch Jesus und seine Geschwister oft mit dem Kruge hinausgingen. –

Vielleicht ist aber der Leser oder die Leserin damit unzufrieden, daß das Weihnachtgeläute mich verleitete, den Faden meiner Erzählung fallen zu lassen und eine Art von Weihnachtsbetrachtung, ja sogar eine Schilderung von Bethlehem und Nazareth, zu geben. Um Verzeihung! Wir Dichter (ich rechne auch den Romanschreiber zu den Dichtern, obgleich er der Prosa sich bedient) — wir Dichter sind gar wunderliche Leute, bei denen man den gewöhnlichen Maßstab nicht anlegen darf; wir haben es wie die Maler, Musikanten und was des genialen Volkes mehr ist. Hat der Maler Tage lang vor seiner Arbeit gesessen und das Bild fängt ihm an auf der Seele zu lasten, so schiebt er Staffelei und Palette bei Seite, eilt in's Freie, sucht des Eindruckes los zu werden und aus Himmel und Erde, aus Luft und Meer neue Kraft zu saugen für die kommende, glückliche Stunde. Und so, gerade so erging es auch mir. Ich schob das Gemälde wüthender Eifersucht und vergeblicher Reue bei Seite, wanderte im Gebiete der Gedanken umher und gelangte raschen Schrittes aus dem winterlichen Norden nach dem gelobten Lande und zwar nach Nazareth zu dem Brunnen, bei welchem die heilige Jungfrau Maria Wasser zu schöpfen pflegte. Was ist nun zu thun? Weil wir einmal da sind, so wollen wir, denk' ich, jetzt da bleiben. Zu schlimmem Spiele muß man

gute Miene machen. Erzähle ich daher nicht, was man erwartete, so erzähle ich dafür etwas Anderes, das vielleicht nicht schlechter ist, als das, was der Leser früher erwartet hat. Das Einzige, was ich vorausschicke, besteht darin, daß der Vorfall, den ich mittheilen will, sich den 30. April 1187 zutrug.

2.

Die Bekanntschaft am Mariasbrunnen.

An besagtem Tage hatten sich die Frauen und Jungfrauen aus Nazareth zahlreich beim Mariasbrunnen eingefunden. Die Einen füllten die steinernen Wasserkrüge, die Andern bereiteten Salat und Fische, wieder Andere scheuerten das Küchengeschirr oder sie liefsen die blendend weiße Wäsche durch das letzte Wasser gehen. Geplauder und Gelächter übertönte das ernste Gemurmel der Brunnenröhren. Man unterhielt sich über die heiße Witterung, über die neuen Brautpaare, über die ehelichen Zwiste des Bäckers und über die Schulden des Metzgers. Das Gespräch lenkte sich auf den Fürsten Rainold von Antiochien, auf seinen Ueberfall muselmännischer Kaufleute, auf Saladins Zorn und die Gefahren eines neuen Krieges. Die Magd des Burgvogtes wollte sogar wissen, der Bischof sei heute mit dem Erzbischof von Tirus, mit dem Großmeister der Tempelherren und andern vornehmen Gesandten des Königs zum Grafen Raimund nach Tiberias geritten und zwar in sehr wichtigen Angelegenheiten. Nun erhob sich die ernste Frage, worin wohl die wichtigen Angelegenheiten bestehen möchten.

Die Eine schalt auf den Fürsten Rainold, die Andere fürchtete sich vor dem Sultan Saladin und die Dritte mißtraute dem zweideutigen Grafen Raimund. Kurz es ging zu, wie bei einem andern Brunnen; — an die Heiligkeit des Ortes gedachte Niemand.

Siehe! da traten zwei verschleierte Damen aus der Kirche heraus, knieten vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder und tranken nach kurzem Gebete von dem geweihten Wasser, das ein Priester ihnen in einer Schale reichte, die vormals der Mutter Jesu angehört haben soll. Dann empfingen sie des Priesters Segen und pilgerten andächtig den Berg hinauf zu der Schreckenshöhle und zu dem sogenannten Mons pracipitii. „Das sind abendländische Frauen," sagten die Weiber beim Brunnen; „die jüngere scheint besonders vornehm und schön zu sein; sie ließ ein allerliebstes Gesichtlein schauen, als sie den Schleier zurückschlug, um dem Knechte dort ihre Befehle zu ertheilen."

Der Knecht war ein grauer Mann, dessen Rüstigkeit in seltsamem Widerspruche stand mit dem Schnee auf seinem Haupte. Er trug ein Pilgerkleid und eine Pilgerflasche, statt des Stabes aber führte er in der Hand eine tüchtige Lanze und an der Seite ein gewaltiges Schwert. Als guter Christ sprach er am Brunnen ein Ave Maria, schlug dann ein Kreuz und schluckte aus der Schale des Priesters, so viel Frömmigkeit und Durst gebot. Als sich die beiden Damen nach der Schreckenshöhle begaben, setzte er sich unter dem Schatten einer Palme vor seine drei Pferde hin, nachdem er ihnen eine große Gelte mit

Wasser gereicht hatte. Hierauf vertheilte er einen Leib Brot unter die Rosse, doch so daß er von Zeit zu Zeit ein Stück in den eigenen Mund schob und dasselbe mit einem kräftigen Zug aus der Weinflasche begleitete. Dabei warf er einen schalkhaften Blick nach den Schönen aus Nazareth, die hinwieder ihre herzliche Freude hatten an dem possierlichen Pilger und seinen drei Tischgenossen.

Diese harmlose Fröhlichkeit nahm indessen ein unerwartetes Ende. Denn plötzlich gewahrte man auf der Straße von Kana her einen Ritter, der in starkem Trotte auf Nazareth zu kam. Er saß auf einem stolzen arabischen Rosse, trug eine prächtige Rüstung und führte auf seinem Schilde zwei springende Löwen, die durch einen schrägen Querbalken geschieden waren. Als er Mariasbrunnen sich näherte — hielt er e'n wenig an und rief mit lauter Stimme: „Ihr Leute vernehmet mein warnendes Wort. Morgen wenn die Sonne aufgeht, werden die Sarazenen in's Land einfallen, und wenn sie untergeht, sich wieder über den Jordan zurückziehen. Der Graf Raimond von Tiberias schickte mich ab, euch anzusagen, daß Niemand seine Stadt, sein Dorf oder sein Haus verlasse, bevor der Berg Kermel sich röthet im Strahle der scheidenden Sonne."

Mit diesen Worten sprengte er vorüber, um dem Burgvogte von Nazareth dieselbe Warnung zu überbringen. Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich der Töchter Nazareths, sie faßten ihre Wasserkrüge, um schnell zurück zu eilen in die Häuser der Stadt. „Glaubet doch das nicht," tröstete der Priester die Weiber, „das ist

ein Spaßvogel, ein fränkischer Ritter, der euch Angst machen will. Ich wette darauf, es ist an Allem kein wahres Wort."

„Ehrwürdiger Vater," rief der Alte unter dem Palmbaum mit gefalteter Stirne. „Wenn ich euch gut zum Rathe bin, so möchte ich euch bitten des Ritters Warnung nicht zu verschmähen. Der Mann mit den beiden springenden Löwen lügt nicht — es ist kein Franke, sondern ein Deutscher so rein und lauter, als das heilige Wasser dort — ich kenne ihn wohl — nur zu wohl — denn es ist der Graf Hartmann von Kiburg."

3.

Das heilige Land steht in Gefahr.

Wahrscheinlich erinnert der aufmerksame Leser sich noch, daß Graf Hartmann von Kiburg auf Idas Hand freiwillig verzichtete, daß er aber dem Grafen von Tockenburg einschärfte, er möchte ja seine Gemahlin gut behandeln, oder im entgegengesetzten Falle auf Kiburgs Rache gefaßt sein. Hierauf nahm der edelmüthige aber unglückliche Jüngling das Kreuz und zog nach dem gelobten Lande. Ritterlich kämpfte er für das heilige Grab, und bald war Kiburg ein Name, den Christ und Sarazene mit Ehrfurcht aussprach. So groß indessen Hartmanns Tapferkeit war und so bereitwillig er die Gefahren aufsuchte: so diente doch das mehr zur Linderung des Harmes, von welchem er sich verzehrt fühlte, als zur Förderung der Sache, welcher er sein Leben geweiht hatte. Das Königreich von Jerusalem litt an Uebeln, gegen die das Schwert des einzelnen Ritters nichts vermochte.

Dieser Staat, der zwei Jahrhunderte früher durch den Muth und die Frömmigkeit christlicher Kreuzfahrer gestiftet worden war, ging mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen. Wo Christus einst eine Dornen-

krone getragen und wo deshalb der bescheidene Gottfried von Bouillon keine irdische Krone tragen wollte — da herrschte 1187 der schöne, aber geistlose Guido von Lusignan, der den Thron seinem üppigen Weibe Sibille und dem nicht minder üppigen Patriarchen Heraklius verdankte. Graf Raimund von Tripolis, der nächste Anverwandte des Königs Balduin IV., der mächtigste Fürst des Reiches und der tüchtigste Mann der Familie und darum schon ein Mal mit der Regentschaft beauftragt — Raimund wurde durch die arglistige Erhebung Guido's so erbittert, daß er ihm den Huldigungseid verweigerte und dafür mit Saladin ein Bündniß einging. Die beiden Hauptstützen des Reiches waren allerdings die Johanniter und die Tempelherren; allein diese ritterlichen Mönchsorden, die zwei Staaten im Staate bildeten, lebten selber mit einander in einer gewissen Spannung und konnten den Mangel einer kriegerischen Bevölkerung um so weniger ersetzen, da der Zufluß der Pilger seit Konrads unglücklichem Kreuzzuge bedeutend abgenommen hatte.

Unter solchen Umständen mußte ein Feind, wie Saladin, für die Christen des Morgenlandes doppelt gefährlich werden. Saladin, der Sohn Ejubs, vom Stamme der Kurden, gehört zu den ausgezeichneten Herrschern des Morgenlandes. Fromm, jedoch nicht abergläubisch, gerecht und freigebig, ja sogar großmüthig arbeitete er rastlos an der Erweiterung seiner Macht. Bereits im Besitze Siriens und Aegyptens strebte er, aus religiösen und politischen Gründen, die Christen aus Palästina zu

vertreiben und Jerusalem wieder zu erobern. Wohl sahen diese die wachsende Gefahr, aber sie waren zu thöricht, um sich gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen, oder ihn durch Nachgiebigkeit zu gewinnen; stets in verderblicher Mitte zwischen Freundschaft und Feindschaft schwebend, oder vielmehr vom Einen zum Andern überspringend, schlossen sie Waffenstillstand und Bündnisse mit ihm, um ihn bald darauf durch treulosen Wortbruch zur Rache zu reizen.

Der größte Vorwurf in dieser Beziehung trifft den wilden Rainold von Chatillon, den Fürsten von Antiochien. Obleich er selbst bei Saladin Frieden gesucht und beschworen hatte, so überfiel er doch die Mutter Saladins, welche, dem Waffenstillstande vertrauend, durch die Länder der Christen von Aegypten nach Damaskus reisete, jenseits des Jordans, raubte ihre Schätze und tödtete ihre Begleiter, so daß die Fürstin selbst nur mit Mühe entkam. Auf gleiche Weise behandelte er andere Karavanen, die nach Mekka zogen und ließ die Gefangenen in hartem Gefängnisse schmachten. Gerechte Klagen wies er spottend ab, indem er sagte: Muhamed möge ihnen helfen. Vergeblich forderte Saladin Güter und Menschen zurück: denn Rainold, stets in dürftigen Umständen, mochte wohl das Meiste schon veräußert haben. Der Sultan verlangte hierauf: Daß König Guido durch christliche Fürsten und Rechtsgelehrte nach christlichen Gesetzen über die Frevel erkennen lasse. Man würdigte diesen Antrag keiner Antwort. Ohne des Ersatzes der Güter weiter zu erwähnen, bat Saladin jetzo

nur um die Befreiung der Gefangenen. Aber auch diese Nachgiebigkeit hatte keine Wirkung. Da schwur Saladin, er wolle, wenn Rainold in seine Gewalt falle, mit eigener Hand ihn tödten.

Malek al afdal, der Sohn Saladins erschien nun mit siebentausend Reitern und verlangte vom Grafen Raimund von Tripolis freien Durchzug durch sein Gebiet, um Akka verwüsten und Rainold und seine Mitschuldigen für ihren Wortbruch züchtigen zu können. Dieses Ansinnen setzte den Grafen in die größte Verlegenheit. Eben waren der Erzbischof Wilhelm von Tirus, der Bischof von Nazareth, Gerhard von Betfort, Balian von Ibelim und Rainold von Sidon bei ihm in Tiberias gewesen, um ihn im Namen des Königs Guido zu bitten, daß er doch von dem Bündnisse mit den Sarazenen abstehen möchte. Sie hatten ihm vorgestellt, wie verderblich diese Zwietracht, dieses theilweise Anschließen an den gemeinsamen Feind zuletzt für alle werden müßte. Ihre Worte erschütterten den Grafen Raimund sehr, denn er erkannte das Gewitter wohl, das drohend am Horizonte emporstieg. Er entließ daher die königlichen Gesandten mit der Versicherung, daß er Alles aufbieten wolle, um auf eine ehrenvolle Weise von Saladin loszukommen. Kaum waren aber die Boten Guidos von Tiberias abgereist, so trat ein kurdischer Emir vor den Grafen und verlangte freien Durchzug für Afdal Nureddins Heer.

Raimund kam zwischen zwei Feuer. Was sollte er thun? Nach dem bestehenden Vertrage konnte Saladin freien Durchzug fordern; besonders jetzt, da die Christen

so treulos an ihm gehandelt hatten. Zudem hätte Raimund noch nicht vergessen, wie Guido zum Throne gelangt war. Indessen wollte er doch auch nicht gerne zum Verräther werden an seinen eigenen Glaubensgenossen, — er zögerte.

„Willst du den Durchgang gestatten?" fragte der kurdische Gesandte, der des Grafen Unentschlossenheit bemerkte. „Der Vertrag ist deutlich — willst du ihn halten oder nicht?"

„Gehe zu deinem Herrn," entgegnete Raimund mit Würde, „und sag ihm, daß Raimund von Tripolis seine Eide hält, daß er aber den Gräuel der Verwüstung beklagt, gleichviel ob er vom Christen herkommt oder vom Muselmann. Ich gestatte den Durchzug. Damit aber Afdals Zorn nicht zum Feuer werde, der das schuldlose Volk verzehrt, weil seine Herren an Saladin sich versündigten, so füge ich eine Bedingung hinzu: Wenn morgen der erste Sonnenstrahl auf den Jordan fällt, so mag Afdal denselben überschreiten, und zur Beute machen, was er antrifft auf freiem Felde. Doch darf er kein Haus erbrechen und kein Dorf, keine Stadt plündern. Röthet an demselben Tage aber der Berg Karmel sich im Strahle der scheidenden Sonne, so muß Afdal und sein Heer zurückkehren über den Jordan."

„Herr," entgegnete der Kurde, „deine Worte sind goldene Aepfel in silbernen Schalen. Deine Bedingungen wollen wir halten. Mit der Morgensonne kommen die Reiter der Wüste, mit der Abendsonne kehren sie beutebeladen über den Jordan zurück. Ich schwöre es bei

Alla und seinem Propheten; und was ich schwöre, hat Afdal geschworen, Malek al Afdal." Der Emir verbeugte sich und sprengte von dannen.

Raimund begab sich sodann in den Saal, wo mehrere befreundete Ritter beim Becher saßen und den Wein von Eng eddi sich schmecken ließen. „Wer will," fragte er, „heute noch bis Nazareth reiten und den Gesandten des Königs ansagen, daß sie und alles Volk sich am künftigen Tag bis Sonnenuntergang in den Häusern versteckt halten sollen, damit sie nicht zur Beute der streifenden Sarazenen werden?"

„Das will ich thun!" rief der Graf Hartmann von Kiburg. „Wie der Blitz sprenge ich durch das Land, *auf* allen Straßen und in allen Dörfern rufe ich die Warnung aus. Kommen morgen dann die Heiden, so findet ihre Raublust leere Straßen und einsame Felder."— So sprechend setzte er den glänzenden Helm auf das Haupt und enteilte auf seinem arabischen Renner.

4.

Der Einsiedler.

Es war ein schöner Abend. Die Sonne hatte ihren Lauf vollendet und sank, von der Wanderung des Tages ermattet, beim Berge Karmel tiefer, immer tiefer dem Meere zu. Von ihrem Abschiedskusse erglühte der Fluß Kison, der vom Tabor her in mancherlei Krümmungen durch das lange Thal von Nazareth und Megiddo sich wand. Der waldige Tabor selber hob von rosigem Schimmer umleuchtet, gleich einer riesigen Säule, sich aus den goldenen Kornfeldern und grünen Matten der Ebene Esdrelon hoch in die Luft empor. In stiller Majestät schaute mit beschneitem Scheitel der Hermon auf die feste Burg Jaba hinab. Wie verstohlen blickten die Berge Gelboi und die Höhen von Samaria zwischen den beiden Kolossen durch. Singende Schnitter, die von der drohenden Gefahr nichts ahneten, zogen, zwischen den Hügeln vorbei, die Straße die von Jerusalem nach Nazareth führte: wohl auch Hirten, die, bereits gewarnt, ihre blökenden Herden nach der Sicherheit der Stadt trieben. Männer mit beladenen Wagen, mit schwer bepackten Eseln, Weiber mit Bündeln auf dem Kopfe, mit Kindern

an der Hand retteten sich in die Mauern von Nazareth. Andachtsvoll knieten der Flüchtlinge viele nieder an Marias heiligem Brunnen. Tröstend ertönte das Betgeläute des Maronitenklosters weithin durch Berg und Thal

Da wandelte an schroffer Felswand über dem Gotteshaus weg unter mächtigen Palmen und Terebinten der Ritter Hartmann von Kiburg. Nachdem er dem Burgvogte die Warnung des Grafen Raimund überbracht und den Knechten das Pferd zur Besorgung übergeben, wollte er noch der schönen Aussicht genießen und in der Abendkühlung den Duft einathmen, der den Balsamgesträuchen entstieg und rings über die Felsen und Grotten des romantischen Weges sich verbreitete. Das Herz schlug ihm hoch beim Gedanken, daß er die Raublust der Sarazenen zu Schanden gemacht und viele fromme Christen vor großem Unglück bewahrt habe. Bald aber wurde sein Auge feucht und die Thräne rollte ihm über die braune Wange hinab. Denn das Geläute des Maronitenklosters ob Nazareth mahnte ihn an das Geläute des Frauenklosters zu Töß und die Berge Galiläas riefen ihm das Bild seiner heimathlichen Alpen vor die Seele.

„Wie dort die Burg Faba" — sagte der Graf zu sich selbst — „so prangt daheim meiner Väter Schloß über den Fluthen der Töß. O Heimath! Heimath! wie schön bist du, wie hängt mein Herz an dir! Heimath! o Heimath! wie reich war der Kranz der Freuden, mit dem du mein jugendlich Haupt umwandest, wie herrlich die Sonne der Hoffnung, die an meinem Lebenshimmel aufging! — Und jetzt, gerechter Gott! und jetzt — nein! ich würde

wahnsinnig — jetzt flüchtig und unstät, ein hoffnungsloser Mann, der den Tod sucht und ihn nicht findet. — Und das alles um eines Buben willen, der ein unerfahrnes Herz bethörte, der einen Engel mir wegstahl, um ihn unglücklich zu machen. Arme Ida! auf Tockenburg blüht das Eden des häuslichen Glückes nicht — dieses Adlernest ist eine Stätte des Fluches — der Ahnherr mordete seine Tochter, der Enkel mordet sein Weib — ach! Ida! wie hart mußtest du deinen Leichtsinn büßen — wie oft mochtest du das Unrecht bereuen, das du deinem Hartmann zugefügt — du bereutest es am Tage nach der Trauung schon — ich sah' es wohl. — Allein es war zu spät — zu spät für dich und mich — das Ungeheuer ließ dich nicht mehr los, bis es am Felsen dich zerschmetterte. — Wohlan! so will ich denn das Wort halten, das ich scheidend dem Wütherich gab: ich will dich rächen, unschuldiges Schlachtopfer, will mit diesem Schwerte die Brust deines Mörders durchbohren. Ein venetianisches Schiff liegt, soviel ich höre, im Hafen zu Joppe. Geht morgen das drohende Gewitter schonend ob dieser Landschaft vorbei, so segle ich übermorgen in mein Vaterland zurück — dann kehre ich auf Tockenburg ein — und dann — wehe dir Heinrich! wehe, wehe dir!"

So mit sich selber redend und heftig angeregt durch die Nachricht, welche er von abendländischen Pilgern vernommen, war Hartmann bis zur Grotte des frommen Einsiedlers gelangt, als sich ihm ein unerwartetes Schauspiel darbot. Bekanntlich giebt es in der Felsschlucht, wo die Juden unsern Herrn in den Abgrund hinunterstürzen

wollten, viele Zisternen, Ruinen und Höhlen. In der sogenannten Schreckensgrotte, in welcher sich einst Maria vor den zurückkehrenden Feinden Jesu verborgen haben soll, lebte im Jahr 1187 ein Eremit. Es war ein großer hagerer Mann, von dessen Antlitz das herabhängende graue Haupthaar und der große verworrene Bart nichts sichtbar werden ließ, als eine spitzige Nase und zwei Augen, die düster aus ihren Höhlen hervorleuchteten, wie Todtenlampen aus einsamer Gruft. Das schwarze Gewand, das weiße achteckige Kreuz auf der Brust und der rothe Gürtel ließen vermuthen, daß der Mann dem Johanniterorden angehöre. Er nährte sich von Brot und Wasser, oder wie Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig. So behaupteten wenigstens die Einwohner von Nazareth. Sie sahen ihn freilich nur, wenn er zur Messe kam, oder wenn die Zisternen vertrockneten und er dann vom Berge herabstieg, um seinen Wasserkrug an Mariasbrunnen zu füllen. Alle Versuche bei solchen Anläßen den Einsiedler zum Sprechen zu bringen, scheiterten, weil er den Neugierigen durch ein verneinendes Zeichen zu erklären schien, er verstehe ihre Fragen nicht.

Bald saß er staunend und weinend in seiner Höhle, bald kniete er betend an dem schauerlichen Abgrund, bald zerfleischte er sich selber den entblößten Rücken mit Geißeln, bis das Blut in Strömen sich ergoß. So grausam er gegen sich selber war, so theilnehmend zeigte er sich bei fremder Noth. Verlor ein Hirt ein Schaf, so führte am morgen der Alte es ihm wieder zu. Stürzte ein Wanderer in dunkler Nacht über den Felsen hinab,

so pflegte der Einsiedler ihn in der Höhle. War eine redliche Haushaltung in Noth — so lag auf ein Mal ein Beutel mit Geld vor der Thüre — und Jedermann sagte: das muß der Einsiedler gethan haben.

Natürlich herrschten in Nazareth verschiedene Ansichten über den geheimnißvollen Bewohner der Höhle des Schreckens. Einige glaubten, er sei durch eine unglückliche Liebe verrückt geworden und darum habe er von der Welt sich in diese einsame Gegend zurückgezogen. Andere wollten wissen, er sei bei Neger von Mühlen, dem Großmeister des Ordens, in Ungnade gefallen und deshalb zur Strafe in diese Felsschlucht verwiesen worden. Wieder Andere behaupteten, die Erinnerung an ein begangenens Verbrechen mache diesen Johanniter zuweilen beinahe wahnsinnig und also unfähig zur Beobachtung der Ordensregeln, daher habe er vom Großmeister die Erlaubniß ausgewirkt, den Himmel durch fromme Büßungen versühnen zu dürfen.

Wir können eigentlich nicht angeben, wie die Leute zu der letztern Ansicht gekommen. Aber daß sie richtig war, dafür bürgt das Selbstgespräch, das der Unglückliche hielt, als der Graf Hartmann von Kiburg der Grotte sich näherte. Es lautete folgendermaßen.

„Dort sinkt sie dem Meere zu — die goldene Feuerscheibe — ich will ruhen, sagt sie, indem sie noch einen Blick der Liebe auf Berg und Thal da wirft, — und auch ihr sollet ruhen, arme Sterblichen, von des Lebens Mühen und Schmerzen. Nur mir gilt, mir allein in der weiten Welt — mir gilt dieser Ruf nicht. Wohl schwin-

det mir der Tag, wohl kommt mir die Nacht — aber die Ruhe, sie kommt nicht mit ihr. Nacht! — mein ganzes Leben ist Nacht, schwarze, sternlose Nacht. Kein Strahl des Trostes, kein Funke der Hoffnung! — Da hilft kein Beten, kein Fasten, kein Kasteien — geschehen ist geschehen, todt ist todt. — Gnade! rufe ich mit bebender Stimme. — Hast du auch Gnade geübt? Hallt es mit eisernen Strenge vom Throne des Richters zurück. Ich bete lauter, aber dieses Todesröcheln übertönt mein heißestes Fleh'n. — Der Leichnam mit dem gläsernen Blick nimmt dem Gebet alle Kraft — der Leichnam ist mir immer im Wege — er stellt sich zwischen Gott und mich. Die Wunden klaffen — das Blut strömt — es dampft vom Felsen empor und schreit um Rache. — Mörder! wo bist du? Kain wo weilst du? heult es durch die ganze Schöpfung. — O Gott! was das für eine Nacht werden wird — wie ein Berg liegt es auf meiner Brust; immer höher steigt meine Angst — immer gräßlicher gaukeln die Bilder der Hölle. — Die Schlangen kriechen aus ihren Löchern, die Flammen schlagen hinter mir auf — die Teufel winken — die Verdammten bieten mir die Hand zum Willkommen — die Stunde ist da — ich muß — das Weib in der Felsschlucht winkt — ich kann nicht anders — wehe! wehe! — ich muß hinunter — sie winkt wieder — ich folge — hu hu!' —

Bei diesen Worten nahm er einen heftigen Anlauf, um sich über die Felsen hinabzustürzen. Eine Sekunde früher, so hinge sein Körper zerschmettert im schwarzen

Geklüfte des schrecklichen Tobels. Aber im rechten Augenblicke hemmte ein kräftiger Arm ihn in der Ausführung des sträflichen Vorsatzes. „Unglücklicher! was willst du thun?" fragte ein Mann, der mit nerviger Faust ihn packte. Es war der Graf Hartmann von Kiburg.

5.

Der Vorfall in der Höhle des Schreckens.

Der Einsiedler schien von dem Vorfalle ziemlich angegriffen zu sein, weshalb der Graf ihn zu einem großen Felsstück hinführte, damit er sich darauf niederlasse und allmählig die verlornen Kräfte wieder gewinne. „Ehrwürdiger Vater!“ begann Kiburg, „wie kommt ihr zu einem Entschlusse, der so wenig mit dem frommen Kleide übereinstimmt, das ich an euch erblicke.“ Kiburg bediente sich bei dieser Frage der damals in Sirien üblichen Sprache. „Ich verstehe euch nicht,“ antwortete der Eremit, der mit geschlossenen Augen an den Felsen sich lehnte. „Würdet ihr aber deutsch reden, so wollte ich *euch um einen* Schluck frischen Wassers bitten.“ — „Deutsch?“ die Sprache ist mir bekannt. — „Ihr ein Deutscher? da sind wir am Ende noch Landsleute! — Ich bin auch ein Deutscher und heiße Hartmann von Kiburg. Der labende Trunk soll euch werden.“

So entgegnete freudig der Ritter. Kaum war aber das Wort gesprochen, so richtete der Waldbruder sich auf, warf einen langen Blick des Erstaunens und Entsetzens nach dem Grafen — stieß dann einen lauten Schrei aus

und fiel ohnmächtig nieder. Der Ritter schüttelte den räthselhaften Mann, hielt ihm den abgebrochenen Zweig eines blühenden Balsamstrauches unter die Nase und goß ihm aus der Kürbisflasche ein paar Tropfen Wein in den halb geöffneten Mund. Allgemach erholte der Ohnmächtige sich wieder und lispelte mit matter Stimme: „Wasser! Wasser!"

Auf die Frage: Wo solches zu finden sei? deutete er mit der Hand gegen die rechte Seite des Tobels. Kiburg stieg nun in seiner schweren Rüstung die Felsen hinunter und suchte mit forschendem Auge, mit lauschendem Ohre. Aber die Stimmen der Gießbäche waren vertrocknet und die Zisternen zeigten sich leer. Schon wollte der Ritter verzweifeln und nach dem Mariasbrunnen sich verfügen, als er noch eine Zisterne mit Wasser fand. Rasch füllte er den glänzenden Helm mit dem köstlichen Labsal und eilte wieder nach oben.

Allein wie groß war sein Erstaunen, da bei seiner Ankunft der Einsiedler verschwunden war! Hartmann rief — nirgend eine Antwort. Der erste Gedanke, der dem Ritter einfiel, war der Verdacht, daß der Einsiedler vielleicht seine Abwesenheit benutzt haben möchte, um sich in die Schlucht hinabzustürzen. Doch bald überzeugte er sich von der Grundlosigkeit seines Argwohns. „Der Bursche hat mich in den April geschickt noch am letzten Tage des Monats," brummte Kiburg, den Schweiß von der Stirne sich wischend und selber das Wasser trinkend, das er für den Waldbruder geholt hatte. „Der Kerl ist ein Spitzbube, der die Nähe eines Biedermannes fürchtet. War

es mir doch, als ob er vor meinem ehrlichen Namen erbleichte. Ich werde, wenn ich ihn wieder treffe, mit ihm wohl einen andern Ton anstimmen müssen." So denkend stieg er den Bergschlipf hinan, über welchen das leichte Steingerölle hinunterkollerte, weil er des Einsiedlers Fußstapfen im Sande zu erkennen glaubte. Er hatte richtig geahnet, auf ein Mal stand er vor dem Eingange der Höhle des Schreckens.

Diese Höhle war nichts Anderes als eine bedeutende Vertiefung in einem schwarzgrauen Felsen. Längst hätte, da draußen schon die Dämmerung einbrach, das Dunkel der Nacht sich in der Grotte verbreitet, wenn nicht die heilige Lampe es verhindert hätte, welche an einer *Kette* von Messing mitten in dieser seltsamen Wohnung hing. Beim trüben Zwielichte der letztern erkannte man einen roh gearbeiteten Altar, auf welchem ein Kruzifix, ein Todtenkopf und ein aufgeschlagenes Gebetbuch sich befand. Kunstreicher war das Gemählde an der Wand, das den Moment vorstellte, wo die heilige Maria vor den Juden an diesem Orte sich verbarg. An einem *in den Felsen* eingeschlagenen Pflock hing der rothe Ordensrock, Harnisch, Helm und Schwert. Schild und Lanze lehnte im Winkel. Pritsche, Stuhl und Tisch (auf letzterm ein Wasserkrug und ein Leib schimmlichtes Brot) — das war alles, was man in der Grotte des Schreckens wahrnehmen konnte. Anfänglich sah aber Kiburg nicht einmal das; denn sein Auge späh'te nach dem Einsiedler, der am Tische saß und den Kopf in beide Hände stützte.

„So?" sprach Kiburg, „finde ich hier den Herrn

wieder, der so schnell zur Kraft gelangte, um sich auf und davon zu machen? Bruder! wie soll ich euer räthselhaftes Betragen mir erklären?"

„Wie ihr wollet," versetzte der Mann mit dem achteckigen Kreuz. „Auf jeden Fall möget ihr daraus erkennen, daß ich den Dienst nicht hoch anschlage, den ihr vorhin mir erwiesen."

„Ich rettete euer Leben und das" — —

„Mag für andere Leute Werth haben," unterbrach ihn der Eremit, — „für mich hat es keinen."

„Ich hinderte euch, eine Sünde, ein Verbrechen zu begehen."

„Es giebt Menschen, deren Schuldbuch so voll geschrieben ist, daß ein Verbrechen mehr oder minder nicht viel sagen will."

„Und soweit sollte es bei euch gekommen sein, bei dem Manne in diesem frommen Kleide?"

„Vielleicht — oft täuscht das Kleid." —

„Wer seid ihr denn?"

„Ein Mann, der die Neugierigen in seiner Höhle nicht gerne sieht, und der daher den Grafen von Kiburg ersucht, mit seiner Zudringlichkeit sich dahin zu wenden, wo sie besser angebracht sein dürfte."

Durch des Einsiedlers barsche Laune verletzt, drehte der Ritter sich um — da bemerkte er den Schild in der Ecke. Ein aufgerichteter rother Löwe, und ein halber Adler fiel ihm in die Augen. Den Grafen durchflog wie der Blitz die Ahnung, mit welcher meine ungeduldigen Leser schon lange diese Zeilen verschlungen haben. „Ist das dein

Wappen?" schrie er. Ehe aber der Einsiedler antworten konnte, hatte Hartmann ihn beim Kragen gefaßt und näher zum Lichte hingeschleppt. — „Ist es Wahrheit, was mir die Seele durchzuckt? bist du der Elende? bist du Heinrich von Tockenburg?"

„Ja!" erwiederte der Johanniter, indem er sich trotziger aufrichtete, aber zugleich den Blick beschämt auf den Boden heftete — „ich habe das Abendland verlassen um in den Orden zu treten, dessen Gewand ich trage."

„Hast du dein Weib gemordet? — Du schweigst?"

„Frage nicht."

„Und warum hast du sie gemordet?"

„Weil ein Bube mich belog, weil Eifersucht mich bis zum Wahnsinn verblendete."

„Du hast mir also diesen Engel nur gestohlen, um ihn zum Schlachtopfer deiner wilden Barbarei zu machen? Bösewicht! Scheusal! Auswurf der Hölle! Deine Stunde ist da."

„Sie ist es nicht. Du selber vereiteltest vorhin das Werk meiner Verzweiflung."

„Weil Gott dich meiner Rache aufsparen wollte. Schließe deine Rechnung mit dem Himmel ab! deine Stunde ist da — sag ich noch ein Mal. Diesen Abend noch hab ich es dem Geiste meiner unglücklichen Braut geschworen, dir das Schwert durch den Leib zu rennen. Ich will nicht unedel handeln — nimm das Schwert hier, wehre dich! vertheidige dich! Thust du es nicht, so stoße ich dich durch und durch!"

Bei diesen Worten drückte er das von der Wand

herab gerissene Schwert seinem Gegner in die Hände. Heinrich stand zwischen dem Bewußtsein des verübten Verbrechens und der neu erwachten Lebenslust, zwischen dem noch nicht erloschenen Hasse gegen Kiburg und dem Gefühle, daß diesem allerdings das Rächeramt gebühre, in schrecklicher Mitte; drei Mal erhob er das Schwert und drei Mal ließ er es wieder sinken. „Will's werden? feiger Weibermörder!" schrie Hartmann, daß die Felsen wiederhallten, und schwang die blitzende Waffe zum furchtbaren, zum tödtlichen Stoße.

In diesem Augenblicke stürzte sich eine Frau mit zurückgeschlagenem Schleier zwischen die beiden Männer. „Guter Hartmann überlasse das Richteramt Gott, der Unglückliche leidet ja schon genug!" — So sprach sie und verschwand.

Regungslos standen die Männer, wie zwei steinerne Bildsäulen; kraftlos ließen sie die erhobenen Schwerter sinken, als hätte des Wetters elektrischer Funke Nerven und Sehnen gelähmt. „Was ist das?" fragten sich beide mit weit geöffnetem Munde? „sahen wir Wahrheit oder Täuschung? eine Geistererscheinung oder ein lebendes Weib?" Und ihr Erstaunen war wirklich nicht unbegründet; denn das schöne Weib mit dem zurückgeschlagenen Schleier war Niemand anderes, als die Gräfin Ida von Tockenburg, Ida mit der wohlklingenden Silberstimme, mit der sanft gewölbten Nase, mit den seelenvollen schwarzen Augen, mit den dunkeln Ringellocken — mit einem Worte: Ida war's, wie sie leibte und lebte.

Nachdem der erste Eindruck der Ueberraschung vorüber war und Keiner von dem Andern den gewünschten Aufschluß zu erhalten vermochte, thaten beide, was sie gleich im Anfang hätten thun sollen. Hartmann und Heinrich eilten aus der Höhle, links und rechts rufend und suchend. Umsonst! Tiefer Schatten ruhte über der Felsschlucht und der Nachtwind sausete wehmuthsvoll durch die Palmen am Wege. Aber von Ida, ach! von der lieben Ida zeigte sich nirgend eine Spur. Beide Gegner, nun plötzlich in die vertrautesten Freunde verwandelt, fingen mit ihren Fragen von vorne an; beide waren unerschöpflich an Zweifeln und Vermuthungen, die zuletzt damit endigten, daß Kiburg und Tockenburg die Grotte verließen und eilenden Schrittes hinabstiegen zu dem Städtchen am Fuße des Hügels.

6.

Das Räthsel löst sich.

Wir sind in unserer Geschichte auf einmal so weit vorgerückt, daß wir, wenn wir nicht in Räthseln sprechen wollen, noch einige Umstände nachtragen und zu diesem Zwecke nach der alten Veste Tockenburg zurückkehren müssen. Daß der Graf Heinrich die Gewissensbisse, die Schrecken der verödeten Burg und den immer lauter werdenden öffentlichen Unwillen nicht ertragen konnte und daß er deshalb nach dem gelobten Lande zog, wo er von seinem Freunde, dem Großmeister Roger von Mühlen in den Johanniterorden aufgenommen wurde, — das haben wir dem Leser bereits angedeutet. Aber es fragt sich, was aus Ida geworden, deren Leichnam wenige Stunden nach ihrer Ermordung so geheimnißvoll verschwand und die nun plötzlich in der Höhle des Schreckens auftritt, wie ein rächender, oder vielmehr wie ein versöhnender, schützender Geist.

Allerdings waltete über Idas Leben ein wunderbarer Stern, der Stern, der von Zeit zu Zeit in den dunkeln Schicksalen einzelner Menschen und ganzer Völker sichtbar wird und uns das Dasein einer ewigen, allgüti-

gen Vorsehung glauben und anbeten lehrt. — Die Mägde hatten nämlich in jenen herbstlichen Tagen das abgefallene Laub eines benachbarten Buchenwäldchens gesammelt und nachdem es an der sonnigen Halde unter den Fenstern des Schlosses getröcknet worden, theils in hohe Haufen aufgethürmt, theils in gewaltige Bettsäcke gefaßt. Und dieser geringfügige Umstand war die Ursache, daß ein unschuldiges Menschenleben erhalten wurde. Ida fiel auf dieses Lager von Laub und nahm außer einigen Quetschungen keinen wesentlichen Schaden.

Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachend die Augen aufschlug, ging eben der Vollmond in hehrer Pracht hinter den Bergen hervor. Sein Licht blitzte auf dem Wasser der rauschenden Murg. „Wo bin ich?" fragte Ida — „leb ich noch, oder umglänzt mich der geöffnete Himmel?" — „Bei mir seid ihr, liebe Gräfin, bei eurer Kunigunde seid ihr. Beruhiget euch. Ihr lebet noch, Gott, dem allbarmherzigen, dem gnädigen Gott haben wir es zu verdanken, daß ihr nicht an diesen Felsen zerschmettert seid." — So sprach die treue Amme. Sie allein hatte gethan, was keine andere Magd gewagt hätte aus Furcht vor des Grafen schäumender Wuth. Sie war in die Kluft hinabgestiegen — nein, der Ausdruck ist zu schwach — sie flog hinab und warf sich laut jammernd auf das theure Pflegkind hin. Bleich wie eine Leiche lag Ida da, aber es zeigte sich nirgend eine blutende Wunde, das Herz klopfte, die Brust hob sich. Kunigunde zog ihr Riechfläschchen hervor — zuletzt kehrte das Bewußtsein, das halb entschwundene Leben zurück.

„Was schmerzt euch, liebe Frau?“ begann Kunigunde, „versuchet, ob ihr die Arme noch regen könnet und die Füße! — Gottlob! es ist kein Glied gebrochen — aber das Stehen wird euch sauer ankommen.“ — „Stehen kann ich,“ entgegnete Ida, „aber das Gehen verursacht mir Höllenschmerzen.“ Wirklich mußte sie nach den ersten paar Schritten sich wieder niedersetzen.

Jetzt erst erinnerte sie sich deutlich, was mit ihr vorgefallen; sie gedachte des schrecklichen Sturzes und der wilden blinden Rache ihres eifersüchtigen Gemahls. „O Gott! was wird geschehen, wenn der Schreckliche erfährt, daß ich nach lebe?“ jammerte die Unglückliche. Die Angst, die bei diesem Gedanken ihre Seele ergriff, machte, daß sie alle Schmerzen vergaß und auf Kunigundes Arm gestützt fortwankte, bis sie zu einer Hütte gelangten, die ganz einsam im Walde stand. Der Sohn des alten Pförtners Christian wohnte hier. Da die arme Haushaltung mit inniger Liebe an der Herrin hing, von welcher sie in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes so viele Wohlthaten empfangen, so täuschte sich Ida in ihrer Hoffnung nicht: sie fand für einige Tage bei diesen Leuten Verborgenheit und Pflege.

Auf dem Schlosse entwickelte sich die Ansicht, der verschwundene Leichnam sei von Bären oder Wölfen gefressen worden. Die Amme Kunigunde schüttelte den Staub von ihren Füßen und verließ die Burg, die sie eine Mörderhöhle nannte, — um zu ihrer Gebieterin im einsamen Walde zurückzukehren. Der Pförtner Christian aber trat vor den Grafen und erbat sich die Erlaubniß zu einer

Wallfahrt nach Rom, um sich dort Ablaß zu holen für die eigenen Sünden und für diejenigen seiner Herrschaft. Der Graf gab sie gerne und drückte dem frommen Knechte einen Beutel mit Geld in die Hand.

Wirklich hatte der ehrliche Alte keine Unwahrheit gesprochen. Im ersten Schrecken wollte die Gräfin nach Habsburg zurückkehren und den Schutz ihrer Anverwandten in Anspruch nehmen; wie sie aber es näher überlegte, mit welcher Beschämung sie jetzt vor denselben erscheinen müßte, so gab sie den Entschluß auf. Eben so wenig ging sie in den Vorschlag der erbitterten Amme ein, welche rieth: Ida möchte ihren barbarischen Gemahl vor Kaiser und Reich verklagen und beim Pabste die Scheidung nachsuchen. „Und was wollet ihr denn thun?" fragte Kunigunde, „wollet ihr etwa gar zu dem Unmenschen zurückkehren, wenn er euch vielleicht ein paar heuchlerische Thränen vorweint?" — „Nein!" antwortete die Gräfin, „von Liebe zu einem Manne, der im Jähzorn so an mir gehandelt, von Liebe kann keine Rede mehr sein. Und wenn ich auch noch vergessen könnte, was ich selbst erlitten, so tritt eine blutige Gestalt, der arme unschuldig gemordete Kuno tritt zwischen Heinrich und mich. Kunos Mörder ist mir zum Gegenstand des Abscheues geworden — aber verklagen werde ich ihn nicht, weder vor Gott noch vor der Welt. Den Gedanken, der in vergangener Nacht mir in die Seele gelegt wurde, ihn will ich ausführen, ich will nach Rom pilgern; eine leise Ahnung sagt es mir, daß dort die heilige Jungfrau mir offenbaren wird, was ich ferner zu thun habe."

Der Plan gefiel der Amme, die selber schon oft gewünscht hatte, den Wohnsitz des Statthalters Christi zu sehen. Sie ertheilte die Absicht ihrer Frau unter der Hand ihrem Vertrauten, dem alten Christian mit. „Sapperment!" rief dieser, „was wollen zwei so schwache Dingelchen, wie ihr seid, allein in Italien thun? Zwei Weiber! pah! die Welschen sind mir die rechten Zeisige! Werden wohl für einen handfesten Begleiter sorgen müssen." Dabei schoß er einige Blitze aus seinen buschigen Augenbraunen hervor und schmunzelte schlau auf die geballten Fäuste hinab, als ob er sagen wollte: da sind die rechten Bärentatzen. Am folgenden Tage kam dann der rüstige Graukopf in das Zimmer, wo die beiden Frauen versteckt waren. Ein großer runder Hut beschattete sein braunes Gesicht; eine mächtige Kürbisflasche hing an einer Schnur über dem schwarzen Kleide; das Schwert an seiner Seite und die Lanze in seiner Hand zeigten freilich, daß der alte Pilger im nöthigen Falle noch etwas mehr thun könne, als beten. „Ich habe," hub er an, „die erforderlichen Vorbereitungen zur Reise getroffen und wenn die gnädige Frau den ehrlichen Christian nicht verschmäht, so kommt er mit. — Morgen um ein Uhr brechen wir auf — die Witterung wird gut."

Der Vorschlag wurde um so bereitwilliger angenommen, da Christian schon früher unter dem alten Grafen Albrecht den Krieg Friederichs gegen die Lombarden mitgemacht und also Welschland und seine Sprache kennen gelernt hatte. In aller Stille wanderten die Drei über das Hörnli, durch die Thäler von Schwyz und Uri nach

dem Sankt Gotthardsberg. Mit schwerem Herzen begrüßte Ida das Land, wo die Zitronen blüh'n. Unter mancherlei Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren irrte sie mit Christian und Kunigunde am Po und in den Appeninen umher. Die Reise, das ungewohnte Klima und vor allem der schnelle Wechsel des Glückes wirkten so nachtheilig auf die Gesundheit der armen Frau, daß sie zu Florenz in ein heftiges Fieber fiel, von welchem sie nur langsam wieder genas. Endlich gelangte sie an's Ziel ihrer Wallfahrt, sie sah die Stadt auf den sieben Hügeln, sie sah das weltberühmte, das heilige Rom.

Andächtig und betend, wie es frommen Pilgern geziemt, nahten Ida und Kunigunde sich dem mit heidnischen Tempeln und christlichen Kirchen gezierten Wohnsitz Sankt Petrus; neugierig, wie die Frauen sind, durchschritten sie die an Pallästen, Marmorbildern, Säulen, Piramiden, Springbrunnen und Brücken so reichen Gassen. Auch der alte Christian sprach manches Ave Maria und Vaterunser; doch murmelte er mitunter einen Fluch in den Bart hinein, wenn etwa ein römischer Geck seine Gebieterin freundlicher anlächelte als ihm recht scheinen wollte.

In den ersten Tagen ihres Aufenthaltes beichtete Ida in der Kirche des Sankt Johannes vom Lateran. „Der Herr hat Großes an dir gethan, meine Tochter," sprach der greise Priester. „Und du thatest wohl, daß du zur Stadt des heiligen Petrus dich wandtest. Aber deine Wallfahrt ist noch nicht zu Ende. Außerordentliche Wohlthaten verpflichten auch zu außerordentlichem Danke.

Wie einst Jesus Christ, als die Juden ihn über den Nazaränischen Felsen hinabstürzen wollten, bist auch du wunderbar erhalten worden. Offenbar hat die Fürbitte der heiligen Mutter Gottes dich gerettet. Nimm also deinen Wanderstab wieder zur Hand, pilgere nach Nazareth hin und an der Felswand, wo Christus ohne Schaden in die Tiefe sprang und in der Höhle, wo Maria sich verbarg, in der Höhle des Schreckens knie nieder und sprich dein frommes, dein dankerfülltes Gebet. Gehab dich wohl, der Herr und die Mutter des Herrn sei mit dir."

„Seiner Hochwürden haben gut reden" — sagte der ehrliche Christian, als die Gräfin in der Herberge erzählte, was der Beichtvater ihr aufgetragen. „Aber schauet hier meinen leeren Beutel an! Die Welschen haben uns geschröpft zum Gotterbarmen. Wenn wir ein einziges Mal vergaßen, die Zeche vor dem Essen auszumarkten, so schrieben die verdammten Schurken uns dieselbe mit vierfacher Kreide. Seiner Hochwürden haben gut reden. — Wenn der alte Herr uns aber nach dem gelobten Lande schickt, so sollte er uns auch sagen, wo wir das Geld zu einer so weiten Reise hernehmen können. Das Meer ist ein Bach, über den kein Steg führt, wir müssen ein Schiff haben — und Pisaner, Venezianer, Genueser — es ist alles ein Teufel — Geld wollen sie — Geld schreit der Welsche, Geld der Jude, Geld der Sarazene. — Ohne Geld wird man der redlichsten Christenseele kein Loch im Wams flicken."

„Sieh doch," sprach Ida mit dem ihr eigenthümlichen

anmuthigen Lächeln, „wie beredt unser Christian wird, seitdem er kein Geld mehr hat. Die Armuth ist doch ein großes Glück, sie ist der Stahl, der den Funken des Talentes aus dem Kieselstein der Trägheit schlägt." Uebrigens war es der guten Gräfin gar nicht spaßhaft zu Muthe. Vorwärts konnte sie nicht, rückwärts wollte sie nicht, ohne Begleit den Weg nach dem gelobten Lande antreten, schien zu gewagt für eine Frau; Diener aber und Amme mitnehmen bei leerer Tasche, dazu war sie zu gewissenhaft. Ida verlebte etliche traurige Wochen in Rom.

Eines Tages kniete die Gräfin in der Kirche des heiligen Paulus außer der Mauer an dem Wege nach Ostia. Bekanntlich ist diese Kirche merkwürdig wegen ihres Alters, das bis zu Theodosius hinaufsteigt; wegen der Menge schöner Säulen, die auf dem Mosaikboden sich erheben, und wegen der Bildnisse der Päbste, die alle von Petrus an hier aufgestellt sind. Jetzt war Niemand in der Kirche, als Ida und Kunigunde, wenigstens glaubten es diese, bis sie plötzlich in einer Nische flüstern hörten. Ganz deutlich vernahm man die Worte: „Gräfin Ida von Kirchberg." „Gott im Himmel! es ist Jemand in der Nähe, der mich kennt," raunte die Gebieterin ihrer Amme ins Ohr, „fort! fort!" Dieses sagen und zur Porte hineilen war eins. Der Zufall aber wollte, daß sie auf dieser Seite die uralte, bronzene Thüre geschlossen fanden. Wie sie nun nach der entgegengesetzten Seite sich wendeten, stand ein junger Ritter in einem rothen mit Hermelin ausgeschlagenen Mantel und ein reichgekleidetes Frauenzimmer vor ihnen da.

„So leid es uns thut," hob der Ritter an, „die beiden Frauen in ihrer Andacht gestört zu haben, so müssen wir doch zur ersten Unhöflichkeit eine zweite hinzufügen. Denn wir glauben hier geliebte Züge wieder zu erkennen. Um Vergebung! Seid ihr, edle Frau, die ehemalige Gräfin Ida von Kirchberg oder nicht? Ich behauptete: ja! meine Gemahlin aber bestritt das mit Gründen, die leider nur zu gewichtig sind. Der warme Antheil, den wir an dem Schicksale der Person nehmen, die einst diesen Namen trug, möge das Unbescheidene unserer Frage erklären und entschuldigen."

Was sollte Ida antworten? Denn der Ritter war niemand Anderer als der junge König Heinrich, welcher vormals den Zweikampf zwischen Tockenburg und Kiburg verhindert hatte. An seinem Arme hing die Königin Konstanzia, mit welcher er inzwischen zu Mailand vermählt worden war. Das neue Ehepaar hatte auf der Heimreise nach Neapel die berühmte, alterthümliche Kirche sehen wollen und das veranlaßte das unerwartete Zusammentreffen.

Ida konnte und wollte nicht läugnen: sie erzählte schlicht und leidenschaftlos die Geschichte ihres Mißgeschickes; Heinrichs Auge wurde feucht und reichlich rollten die Thränen über die Wangen seiner feurigen Gemahlin. Zwei Dinge nur erbat sich die Gräfin: Verschwiegenheit und Schonung gegen ihren Mann. Das Erste versprach der König sogleich und gerne, das Zweite aber zögernd und wider Willen; denn er wußte nicht, daß der Graf von Tockenburg bereits Deutschland verlassen hatte, um

dem allgemeinen Tadel zu entgehen. Ida entfernte sich sodann sehr huldvoll verabschiedet.

Am folgenden Morgen wurde sie und ihre Dienerschaft auf königlichen Befehl nach dem venezianischen Schiffe geführt, das im Hafen zu Ostia vor Anker lag, um beim ersten Hauche des günstigen Windes nach dem gelobten Lande unter Segel zu gehen. Dort übergab ihnen der Steuermann die mit kostbaren Geschenken angefüllten Kisten, welche die Königin Konstanzia ihnen zum Lebewohl nachgesendet hatte. „Nun sind wir geborgen," jubelte Christian. „Da sieht man es, Gott verläßt keinen ehrliche Deutschen. Tausendsassa, was das für Geschenke sind! Nun, nun! die Königin hat es und vermag es. Unser Hauswirth erzählte mir, es seien mehr als hundert und fünfzig mit Gold, Silber und Sammet, mit Kleidern und andern herrlichen Sachen beladene Saumthiere nach Mailand gekommen, um Konstanzias reichen Brautschatz zu überbringen. Jetzt will ich es glauben, obgleich sonst der Hauswirth ein verlogener Welscher ist. Wohlan! das hohe Ehepaar soll leben!" Bei diesen Worten trank der Alte seine Kürbisflasche zur Hälfte leer. Die Gräfin aber richtete ihr bethräntes Auge nach dem Himmel mit dem leisen Segenswunsche, daß der Geberin ein besseres Loos beschieden sein möchte, als sie selber gefunden.

Ein Sturm und zwei langwierige Verzögerungen in Malta und Konstantinopel abgerechnet ging die Fahrt ziemlich gut von Statten. Wohlbehalten langten unsere Pilgrime in Joppe an, allwo sie mit drei arabischen

Rossen sich versahen. Nachdem sie einen Abstecher nach Jerusalem gemacht und das heilige Grab besucht hatten, eilten sie über die Höhen Efraims und Samarias nach der Ebene Esdrelon und nach Nazareth, dem Ziele ihrer frommen Wanderung.

Ida ließ den alten Christian am Mariasbrunnen zurück, damit er die Pferde füttere, während sie mit Kunigunde nach dem Hügel sich verfügte, um an der Felswand und in der Höhle des Schreckens die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Bevor sie aber ihre Andacht noch vollendet, machte die Amme sie darauf aufmerksam, daß gerade unter den Palmen ein Ritter stehe, der auf ein Haar dem Grafen von Kiburg gleiche. Als der Lärm in der Höhle sich erhob, trieb die Besorgniß sie näher und Ida kam eben recht, um das drohende Verderben vom Haupte dessen abzuwehren, der sie selber einst in blinder Wuth aus den Fenstern der Tockenburg gestürzt hätte.

7.

Unerwartete Gefangenschaft.

Kiburg und Tockenburg durchwanderten Nazareths unregelmäßige Straßen im Dunkel der Nacht. Wo eine Herberge war, traten sie ein und erkundigten sich, ob keine abendländischen Pilger sich dort befinden. An Leuten fehlte es nicht; in allen Gassen, in allen Häusern wimmelte es von Männern, Weibern und Kindern, die aus dem Thale und aus dem Gebirg sich hinter die schirmenden Mauern des Städtleins geflüchtet hatten. Aber Ida war nirgend zu treffen. Im Gasthause zum Löwen, das am Thore zunächst beim Mariasbrunnen liegt, versicherte der Wirth, es seien zwei Damen und ein Knecht da gewesen, die deutsch geredet und einen Wegweiser gewünscht hätten, der sie nach Megiddo führe. Als aber bei dem bevorstehenden Einfall der Sarazenen Niemand sich getraut habe, die Mauern zu verlassen, so seien, weil eine der Frauen um jeden Preis Nazareth diese Nacht noch verlassen wollte, endlich alle Drei zu Pferde gestiegen und ohne Führer abgereist. „Nun wissen wir, was wir zu thun haben," sagte Tockenburg zu Kiburg und — eine Viertelstunde später sprengten der

Johanniter und der Ritter zum Thor hinaus. Ob die beiden Männer den Zweck ihres nächtlichen Ausfluges erreichten, das wird sich später zeigen; für jetzt kehren wir zu der Gräfin und ihrer Begleitung zurück. Der Löwenwirth zu Nazareth hatte Wahrheit gesprochen. Ida zog mit Kunigunde und Christian nach Megiddo. Die Amme ärgerte sich heimlich über die Hartnäckigkeit, mit welcher die Gebieterin auf der schnellen Abreise bestanden. So viel Entschiedenheit Kunigunde bei Tage besaß in Wort und That: so war sie doch eine Bekennerin des Sprichwortes: Die Nacht ist niemands Freund. Besondere Beherzigung schien ihr diese Lehre in einem Lande zu verdienen, wo Steg und Weg unbekannt und der Einfall heidnischer Horden mit Tagesanbruch zu gewärtigen war. „Ich kann nicht begreifen," begann die Amme, um durch Reden die steigende Angst ihrer Seele zu beschwichtigen, „ich kann nicht begreifen, warum ihr die Warnungen des Wirthes in den Wind schluget, und auf einer Reise beharrtet, welche selbst kein Eingeborner des Landes mitzumachen wagte."

„Ich mußte," sagte Ida, „den Ort verlassen ehe die beiden Männer mich aufspürten. Siehst du nicht, warum Gott mich nach Nazareth schickte? Ich mußte es verhindern, daß nicht Hartmann mit Heinrichs Blut sich beflecke. Diese Aufgabe ist erfüllt, Hartmann hat keinen Mord sich vorzuwerfen und Heinrich wird der Verzweiflung nicht mehr erliegen. Wir haben den Willen des Herrn gethan, unsere Gelübde des Dankes bezahlt und — schiffen uns in Akka nach dem Abendland ein."

„Das wäre schon recht, wenn wir nur bald in Megiddo anlangten. Was meinst du, Christian, haben wir noch weit?" fragte die Amme.

„Wie kann ich das wissen?" entgegnete der Alte, „ich kenne den Weg so wenig als ihr. Zudem wird es immer dunkler." Der letzte Stern verschwand so eben hinter dem schwarzen Gewölk.

„Mich däucht aber doch, Megiddo sollte nach der Anweisung des Wirthes nicht mehr ferne sein" — sprach die Gräfin.

„Wenn der Löwenwirth nicht gelogen hat wie ein Spitzbube, so sollten wir schon vor einer halben Stunde in dem vertrakten Neste angelangt sein" — brummte Christian. „Aber ich fürchte — gnädige Frau — wartet!"

„Was giebt es?" riefen die beiden Frauen, die hinter ihm ritten.

„Wir haben uns verirrt — es ist ein Feldweg, der sich hier verliert" — antwortete der Knecht. Dann stieg er vom Rosse, ging einige Schritte vorwärts und legte sich auf den Boden nieder, das Ohr an die Erde drückend und lauschend, ob er kein Geräusch vernehme, das ihm die Nähe eines bewohnten Ortes andeute. Ich glaube das Rollen eines Wagens zu unterscheiden. „Wenn wir uns rechts gegen den Berg wenden, so müssen wir auf eine befahrene Straße kommen." — So sprach Christian.

„Ach! das ist ein schlimmer Trost," jammerte Kunigunde. „Wohl höre ich das dumpfe Gerolle auch; aber das ist Donnergetose. Ein Gewitter ist im Anzuge;

siehe! es blitzt — schon wieder! — Kehren wir lieber nach Nazareth."

Wirklich sah Christian den leuchtenden Blitz auch; und gerne wäre er zurückgekehrt, wenn sie nicht schon zu lange von der Straße sich verirrt hätten, ohne es zu bemerken. So aber getraute er sich nicht, den Rückweg anzutreten.

„Daß sich Gott erbarme," seufzte die Amme, „der ganze Himmel steht in Flammen. Was das für eine Nacht werden wird, eine Gewitternacht auf einsamem Felde in den Gebirgen Siriens!" Innerlich verwünschte sie den Grafen Heinrich, den sie als den Urheber alles Unheils betrachtete. Nach ihrer Ansicht wäre es eben kein sonderliches Unglück gewesen, wenn schon der Graf Hartmann ihm das Schwert durch den Leib gerannt hätte.

„Da ist guter Rath theuer," hub Christian wieder an. „Ich bin wie schneeblind. Doch wohl! dort sehe ich eine Laterne; wo die hinwandelt, muß es einen Weg geben, der zu Menschen führt. Folget mir getrost nach, edle Frau, mit einigen hundert Schritten müssen wir in der Richtung sein, welche das Licht dort eingeschlagen hat."

Nachdem sie eine Weile fortgegangen, verlor sich zwar die Laterne wieder, sei es nun, daß das Licht ausgelöscht oder der Träger desselben im Dickicht der Bäume verschwunden war; aber Ida und ihre Begleiter gelangten auf eine ziemlich breite Straße. Lauter rollte der Donner, häufiger zuckte der Blitz. Bäume und Hecken flogen an dem Reitenden vorüber, der Weg ging durch

einen dunkeln Wald. Der heulende Wind erwachte, in Strömen ergoß sich der Regen, die Rosse schnarchten scheu vom plötzlichen Schimmer des Blitzes geblendet — da standen sie auf einmal vor einer Hütte mitten im Walde.

„Gottlob!" rief Christian, indem er der Gräfin aus dem Sattel half und dann die zitternden Rosse streichelte; „Gottlob, daß wir hier ein Obdach finden, gegen das tobende Wetter." So viel man beim Dunkel der Nacht, die vom häufigen Wetterleuchten erhellt wurde, zu erkennen vermochte, war die Hütte an die Ruinen eines verfallenen Schlosses angebaut, aus welchen ein schwarzer hoher Thurm sich erhob. Unsere kleine Karavane flüchtete sich mit den Pferden behend unter das vorstehende Dach des Schoppens und Christian klopfte an die Thüre des Wohnhauses. Obgleich aber Licht im letztern sich befand, so wollte doch Niemand zum Vorschein kommen. Hingegen konnte man deutlich bemerken, daß drinnen eine lebhafte Bewegung entstand, bei welcher die Thüren heftig zugeschlagen wurden, als ob man von Zimmer zu Zimmer eile. Kunigunde vermeinte sogar, die Bewegung erstrecke sich bis in den Thurm hinauf. Christian klopfte wieder, indem er die unfreundlichen Pullanen zu allen Teufeln wünschte. „Die feigen Schurken," sagte er, „halten uns gewiß für Räuber; darum wagt es Niemand uns zu öffnen." Er klopfte zum dritten Male und zwar mit Hülfe seiner Stiefel. Jetzt vernahm man Männertritte und klirrende Waffen. Eine rauhe Stimme rief etwas. „Das Kauderwelsch verstehe

ich nicht," erwiederte Christian. „Oeffnet uns die Thüre, es ist Wetter, daß man keinen Hund da draußen lassen sollte" — rief er in italienischer Sprache. — „Wer seid ihr?" fragte eine zweite Stimme ebenfalls auf italienisch.— „Pilger aus dem Abendlande, deutsche Pilger." — „Wie viele sind es?" — „Zwei Frauen und ein Mann."

Die Antwort muß befriedigt oder beruhigt haben, denn die Thüre ging auf. Vier Männer mit entblößten Schwertern standen kampffertig da. Sobald sich aber Christians Angabe als redlich bewährte, senkten sie ihre Waffen und führten die Ankömmlinge friedlich hinein in die Stube. Der Mann, der die Fackel trug, war ungefähr sechszig Jahre alt, er hatte eine tüchtige Narbe quer über die Nase und Wange. Die zwei jüngern Männer, von denen einer die Pferde besorgte, schienen seine Söhne zu sein; kräftige Bursche mit braunen, wilden Gesichtern. Der vierte war ein großer, hagerer Mönch, dessen Antlitz beinahe ganz verhüllt war von dem dichten Barte und der über die Ohren hinabgezogenen Kapuze. Sein vom Regen triefendes Kleid und die Laterne, die vor ihm auf dem Tische stand deuteten darauf hin, daß er ebenfalls dem Gewitter entronnen und daß er vermuthlich der Träger der Laterne gewesen sei, welche unsern Reisenden auf die Straße nach dem Walde verholfen hatte. Als er das Angesicht der Gräfin Ida erblickte, schlug er in heftiger Ueberraschung die Hände zusammen. „Die verdammten Mönche kommen doch überall gleich außer sich, wenn sie ein schönes Weibsbild sehen," brummte Christian. Doch verbiß er seinen Aerger,

denn der Mönch war der Einzige, dem er sich verständlich machen konnte, da nur er italienisch sprach. Nachdem der alte Diener kurz das nächtliche Abentheuer geschildert, fragte er, ob seine Herrschaft nicht für Geld und gute Worte ein kleines Nachtmahl und ein Bette erhalten könnte. Der Mönch verdolmetschte des Knechtes Frage den Hausbewohnern, wobei eine Berathschlagung entstand, die länger dauerte, als Anstand und Gastfreundschaft erlaubte. Zuletzt antwortete der Mönch: „Es thut den Hausbewohnern leid, daß sie euch nichts zu bieten haben, als schwarzes Brot und ein Stück kalten Braten. Theils sind die weiblichen Bewohner schon zur Ruhe und theils erlaubt es die Sitte nicht, daß die Frauen vor Fremden sich zeigen." — „Je nun!" entgegnete Christian, „Brot und Braten und ein Glas Wein — damit begnügt sich meine Herrschaft schon." — „Um Vergebung!" fiel der Ordensmann ein, „was den Wein betrifft, so steht es hier schlimm. Die religiösen Ansichten dieser Leute gestatten den Genuß des Weines nicht."

„Sind denn," versetzte Christian, „diese Leute keine Christen?"

„Ja und nein! wie ihr wollet," entgegnete der Mönch. „Die Hausbewohner hier gehören zu der Sekte der sogenannten Surianer, die für die eigentlichen Ureinwohner des Landes gelten, im Grunde aber nur eine Mischung von alten Stämmen mit Römern, Griechen und Sarazenen sind. Dem Namen nach Christen, haben sie doch viele Gebräuche der Muhamedaner ange-

nommen; sie halten Weiber und Mädchen nach morgenländischer Weise verborgen und verachten die Franken als Ketzer."

„Gnädige Frau," redete Christian jetzt die Gräfin an, „wir sind da unter ein sauberes Lumpenpack gerathen, es sind halbe Heiden, die nicht einmal Wein trinken." Dann theilte er ihr die Auskunft mit, die er so eben von dem Mönche empfangen. Die spärliche Mahlzeit ward bald beendigt und Ida sowohl, als die Amme sehnten sich, von den Ereignissen des heutigen Abends ermüdet, nach dem erquickenden Schlafe. Der Mann mit der Narbe im Angesicht erklärte, daß die beiden Frauen in dem alten Schlosse schlafen können, wo ein zweischläfiges Bett aufgerüstet sei; daß hingegen der Diener in der Scheune auf dem Heustocke sein Lager nehmen müsse.

Christian und die beiden Frauenzimmer blieben nach dieser gemachten Erklärung für einige Augenblicke allein in der Stube. Der Mönchund die drei Andern trieben sich in seltsamer Geschäftigkeit, plaudernd und flüsternd Treppen auf, Treppen ab, im Hause herum. „Mit nichten!" hub Christian an, „aus dem wird nichts. Ich lasse euch nicht allein in dem alten Gebäude schlafen. Wer weiß, was sich in dem Uhuneste drüben aufhält. Ich hörte von Jugend auf, die Surianer seien ein arglistiges lügenhaftes Gesindel, das um geringen Gewinnes willen Religion und Recht, Gott und Menschen zu verrathen im Stande ist. Der Wirth und seine zwei Buben sind meines Erachtens zu Allem fähig; und dem Mönche traue ich noch minder, als den Uebrigen. Sein

boshaftes Lachen, sein tückisches Auge, das immer nach euch schielt, seine süßliche Neugierde — kurz alles zeichnet den Schurken. Draußen im Stalle steht ein prächtiges Roß aus der Wüste, mit goldener Schabrake und Zaum — es hätte sich seiner kein kurdischer Emir zu schämen. Aus dem Geberdenspiel des Buben konnte ich entnehmen, daß der Renner dem Mönche gehöre. Ist dieser aber Eigenthümer des kostbaren Thieres, dann ist er alles Andere eher als ein Ordensmann, dann ist er eher ein arabischer Räuber, als ein frommer Mönch."

„Du hast wohl gesprochen," entgegnete die Gräfin Ida, die diesen Abend ungewöhnlich schweigsam war. „Auch für mich hat dieses Haus und zumal dieser grinzende Mönch etwas Widriges und Unheimliches. Du kommst daher mit uns in das alte Schloß hinüber und legst dich auf deinem Mantel quer vor die Thüre. Wäre es nicht zu spät, so würde ich jetzt selber bedauern, daß wir Nazareth verließen. Indessen wird Gott mit uns sein. Er und die heilige Jungfrau haben uns hieher gebracht, sie werden uns auch von hinnen führen."

Als Christian ein Licht forderte mit dem Zusatze, daß er von seiner Herrschaft sich nicht trennen wolle: lächelte der Mönch giftig, indem er den Surianern etwas sagte, das sie mit rohem Gewieher beantworteten. „Warte du verdammter Mönch," brummte Christian in deutscher Sprache, „wenn wir wieder zusammen kommen, schlage ich dir den Rücken, bis er so weich wird, wie dein Bauch."

Hiemit faßte er seine Waffen und das Gepäck der

Gräfin. Einer der beiden Söhne des Hauswirthes ging mit der leuchtenden Fackel voran. Zwischen bemostem Gemäuer leitete er die abendländischen Gäste zuerst eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer, das ehemals ein Saal gewesen sein mochte. Dann führte er sie eine Treppe hinunter in ein gewölbtes Zimmerchen, in welchem sich allerdings ein zweischläfiges Bette befand.

„Zum Kuckuck!" sagte Christian, „das sieht ja aus wie ein Burgverließ. Gnädige Frau, nehmet meinen Rath: Schlafet da nicht. Kehret lieber in die Stube zurück und leget euch dort auf die Bank — ich will schon wachen. Das Zimmer da gefällt mir nicht', es ist ein Gefängniß."

Der Surianer hatte inzwischen das Licht geputzt, sich aber dabei so ungeschickt benommen, daß dasselbe auslöschte. „Verdammter Schlingel! was machst du da?" schrie Christian, die Hand ausstreckend, um den Burschen beim Kragen zu packen. Allein der war behender und vertrauter mit dem Orte. Wie ein Eichhörnchen sprang er die Treppe hinauf und warf donnernd die Fallthüre zu, welche die Fremden beim Hinabsteigen nicht bemerkt hatten.

Christian tappte, das gezogene Schwert in der Hand, die Treppe empor bis zur Thüre; die war aber fest verschlossen und von Eisen. Fluchend eilte er in das Kämmerlein zurück und untersuchte die Fensteröffnungen — die waren enge und mit starkem Gitter versehen. „Nun steht es gut um uns," sprach er, „gefangen sind wir und überlistet, gefangen wie in einer Mausfalle."

Kunigunde warf sich laut schluchzend auf das Bett nieder; — dann bat sie den alten Christian, er möchte doch noch einmal nachsehen, ob es nicht möglich sei mit vereinter Kraft die Thüre zu erbrechen. Ida aber kniete in einem Winkel, sich und ihre Gefährten dem Schutze der heiligen Jungfrau empfehlend.

Kaum hatte sie ihr Gebet verrichtet, so klopfte es am Fensterlein. Es war der Mönch. „Wie gefällt es euch da drinnen?" fragte er in deutscher Sprache und höhnischem Tone. „Morgen treffen wir wieder zusammen — vielleicht schlage ich dann dir, alter Brummbär, den Rücken, bis er so weich wird, wie dein Bauch." Teuflisches Gelächter folgte der Rede. — „Lebt wohl! schöne Gräfin!" fügte er hinzu und jagte auf seinem Renner davon. —

Das Gewitter aber hatte inzwischen aufgehört, der Mond trat aus dem letzten verschwindenden Gewölk hervor und blickte tröstend hinab in den Kerker unserer armen Gefangenen.

8.

Die Versammlung auf der Burg Faba.

Der erste Maitag des Jahres 1187 stieg vom Himmel hernieder. Die schneebedeckten Berggipfel, die jenseit des Jordans von Norden nach Süden sich ziehen, fingen an sich zu röthen; am herrlichsten leuchtete in die dunkeln Thäler Siriens der Jebel el Sieh bei Damaskus. Die Sonne erschien, da floh die Nacht von dem länglichen Spiegel des galiläischen Sees, das Vielchenblau wurde rosiger, wurde zum Purpur, bis Ufer und Wasser, bis Luft und Erde bedeckt waren vom Lichtmeer des flammenden Goldes. Aus den grünen Traubenhügeln und aus den Gruppen der Feigenbäume, deren Früchte man hier zehn Monate des Jahres reif findet, traten die alten Ortschaften Bethsaida, Choerzim und Kapernaum hervor. Die Mauern und Thürme des Städtchens Tiberias spiegelten sich in der klaren Flut des Sees. Weithin erglänzte in seinen hohen mit Palmen bepflanzten Gestaden der heilige Strom, den wir Jordan, die Araber aber el Scharia nennen.

Da, wo er den See von Genesareth verläßt, um sich dem todten Meere zuzuwenden, stand ein Lager von

grünen, rothen, gelben und blauen Gezelten. Die Rosse und Kameele, die bis jetzt in Vierecken und Zirkeln um die Zelte angebunden gewesen, wurden aufgelöt. Reiter, deren Turbane und bunte faltenreiche Gewande die Söhne der Wüste zu erkennen gaben, schwangen sich auf die Thiere, und eilten, von ihren Emirs und Scheiks geleitet, dem angewiesenen Sammelplatze zu. Eine wilde, rauschende Musik erklang, mächtig tönten Posaunen, Drommeten und Pauken. Siebentausend Reiter in manigfaltigen morgenländischen Trachten breiteten malerisch sich aus am Ufer des Jordans. Der bewegliche Wald spitziger Lanzen, die gezogenen krummen Säbel, die mit dem Halbmond geschmückten Fahnen — sie blitzten drehend im Strahle der aufgehenden Sonne. König Afdal Nureddin durchritt mit seinem prachtvollen Gefolge aufmerksam die kriegerischen Reihen.

Ein Iman, ein muselmännischer Priester, trat vor und forderte das kurdische Heer auf zum Gebet. „Der Tag ist vorhanden," sprach er, „der den Ungläubigen die Schmach rächen soll, welche sie der Mutter Saladins zugefügt haben in ruchloser Verblendung. Flehet daher, daß Alla heute eure Hände segne mit reichlicher Beute, und daß er Akka und Jerusalem bald erlöse aus der Gewalt der Götzendiener, die da sagen: Marias Sohn sei Gott." Mit diesen Worten wendete der Iman sein Antlitz nach der Wüste, den Städten Mekka und Medinah zu; dann kniete er nieder und sprach mit lauter Stimme sein Gebet. König Afdal und seine Krieger thaten desgleichen, sie stiegen von ihren Rossen, und wiederholten

leise in ihrem Herzen das, was der Mann Gottes sagte mit begeistertem Munde. Als das Gebet vollendet war, gab Afdal das Zeichen zum Aufbruche. „Alla ist groß, Alla ist Gott und Muhamed sein Prophet!" tönte es aus siebentausend Kehlen. Mit freudigem Hurraruf ritten die Söhne vom Tigris durch das Wasser des heiligen Stroms.

Wie die Heuschrecken sich über ein Land ergießen und in wenig Stunden eine mit grünen Wiesen und Bäumen gezierte Gegend in eine braune abgestorbene Wüste verwandeln: so stürzten sich die raublustigen, rachesüchtigen kurdischen Horden auf das Gebiet hin, das vom galiläischen See bis nach der Meeresküste sich ausdehnt und vormals der Wohnsitz der Stämme Zabulon und Aser war. Wo eine Herde weidete, wurde sie weggetrieben; wo ein Weib, ein Kind vor dem Hause stand, wo ein Pflüger im Felde ging, wurden sie zu Sklaven gemacht; wo ein Ritter, ein Fußknecht die Straße zog, wurden sie getödtet und ihre blutigen Köpfe auf Lanzen gesteckt. Indessen traf doch das Unglück nur Einzelne; weitaus die größere Mehrheit des Volkes sah das drohende Gewitter schonend an sich vorüber ziehen. Graf Raimund von Tiberias hatte auf der einen Seite die Sarazenen durch einen Vertrag gebunden, daß sie in kein Haus einbrechen durften; auf der andern Seite aber hatte er den christlichen Einwohnern die Warnung zukommen lassen, daß sie an diesem verhängnißvollen Tage ihre Häuser nicht verlassen möchten. Wie der wilde Jäger nach unsrer nordischen Volkssage, mit seinen Genossen in mitternächt-

licher Stunde das Land durchfährt und überall Schrecken, aber wenig Schaden verbreitet: so flogen die Unholde aus der Wüste durch die Thäler Galiläas Beute suchend, aber beinahe nichts findend. Die Straßen waren meistens leer und die Felder verödet; es schien als sei das Land durch die Pest entvölkert, oder alles was lebt in die Erde geschloffen. In die Hände der kurdischen Reiter fiel nur, wer durch Zufall die Warnung nicht erhalten, oder zu leichtsinnig gewesen, um dieselbe zu beachten. An Widerstand dachte man vielleicht nirgend, als auf der Burg zu Faba.

Auf dem festen, bethürmten Schlosse Faba, aus dessen Fenstern man die bunten Horden schauen konnte, die in mancherlei Richtungen die Ebene Esdrelon durchstreiften — in dem großen, alterthümlichen Rittersaale saßen etwa neunzig Männer beisammen, in ernste Berathung vertieft. Die Einen derselben trugen über ihrer Rüstung weiße leinene Mäntel mit achteckigen blutrothen Kreuzen, zum Zeichen, daß sie bereit seien für das Christenthum ihr Blut zu vergießen. Das waren sogenannte Tempelherren, eine Art geistlicher Ritter, die neben dem Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams auch die Pflicht auf sich hatten, das heilige Grab zu beschirmen. Ueber den beiden Stühlen, auf welchen die zwei Männer saßen, welche in dieser Versammlung den Vorsitz führten, war das schwarz und weiß getheilte Banner des Ordens aufgesteckt. Zwei Ritter, die auf einem Pferde saßen, waren darauf zu sehen, mit der Inschrift: Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen gebührt die Ehre.

Die anderen Mitglieder der Versammlung trugen ein rothes Oberkleid und ein silbernes Kreuz auf der Brust, nebst einem schwarzen Mantel, auf welchem ebenfalls ein weißes Kreuz sich befand. Das waren die geistlichen Ritter, die man Johanniter, oder Hospitaliter, später auch Malteser nannte. Ihr rothes Banner prangte neben demjenigen der Tempelbrüder, mit der Inschrift: Alles für den Glauben.

Oben an im gotischen Saale saß Gerhard von Belfort, der Großmeister der Templer, ein Mann dessen sprühendes Auge so wie die nie ruhenden Gesichtsmuskeln die Leidenschaftlichkeit seines Wesens hinlänglich beurkundeten. Tödtlich haßte er den Grafen Raimund von Tiberias, weil dieser ihm die Hand der schönen Adelheid von Botru versagt und ihn dadurch bewogen hatte in den Tempelorden zu treten. Ihm zur Seite erblickte man den Großmeister der Johanniter, Roger von Mühlen, eine greise Heldengestalt, welcher das goldene Kreuz auf der Brust, das graue Haar und der langsame hohle Ton der Stimme eine gewisse Würde und Hoheit verliehen. In länglichem Kreise saßen die übrigen Glieder beider Orden.

„Edle Herren und Brüder!" begann der Großmeister Gerhard mit zorniger Stimme. „Wir haben nun wieder einen neuen Beweis von der schändlichen Zweizüngigkeit des Grafen von Tiberias. Als wir gestern bei ihm waren, um ihn für die Sache des Königs zu gewinnen, entließ er uns mit den schönsten Versprechungen. Kaum aber sind wir zwei Stunden fort, so gestattet er den Sarazenen den Durchzug. Freilich schickte er uns eine Warnung

zu; damit wir ja bei Hause bleiben und ruhig aus unsern Fenstern zuschauen, wie die Heiden unser Volk plündern. Schlaue Berechnung! Jetzt weiß man nicht, wer der Betrogene ist, der Christ oder der Muselmann oder — beide zugleich. Das Sprichwort sagt: Der König der Flöhe habe in Tiberias seinen Sitz. Ich möchte aber behaupten: Der König der Füchse wohne daselbst."

„Seien wir nicht unbillig," entgegnete Roger von Mühlen, „und rechnen wir nicht Andern zum Vorwurfe an, was wir selber verschuldeten. Hätte man bei der Krönung redlicher gehandelt, hätte man das Regiment dem übertragen, dem Gott die Regentengaben verlieh: so wäre Graf Raimund von Tripolis jetzt nicht in dieser schiefen Stellung und das Reich wohl nicht in dieser unseligen Verwirrung. Indessen ist es nun einmal geschehen, und die Vergangenheit nimmt kein Sterblicher mehr zurück. Doch dächte ich, es gezieme uns nicht, die Ankläger des Grafen zu machen, zumal in dieser Stunde. Raimund hat meines Erachtens gethan, was er nach seiner Stellung thun konnte; es fragt sich nun, ob es uns möglich sei, mehr zu leisten für das Wohl des Landes und für die Ehre des Christenthums."

„Ich pflichte der letztern Ansicht bei," sprach Jakob von Meili, der Marschall der Tempelritter. „Wir haben uns nicht hier versammelt, um das Benehmen des Grafen Raimund zu untersuchen; sondern, um uns zu berathen, ob wir dem Feinde Widerstand entgegensetzen wollen oder nicht. Ich stimme für einen kecken Ueberfall, denn ich wüßte nicht, wie Templer und Johanniter es

vor der Christenheit verantworten könnten, wenn sie unthätig und furchtsam zusähen, während die kurdischen Räuber das Land verheeren."

Lauter Beifall lohnte die Rede des tapfern Marschalls und freudig schlugen die Ritter an ihre Schwerter.

„Liebe Brüder!" nahm Roger von Mühlen wieder das Wort. „Auch ich ehre die hochherzige Gesinnung des Marschalls. Aber ich muß doch die Herren bitten, über dem Muthe die Besonnenheit nicht hintan zu setzen. Afdal hat siebentausend geübte Reiter bei sich. Was können wir ihm entgegenstellen? Siebenzig Templer, zwanzig Johanniter und etwa hundert Fußknechte; also höchstens zweihundert Mann. Mit zweihundert Mann aber sich einem Heere von siebentausend Reitern entgegen werfen wollen — das ist Tollkühnheit, das heiße ich Gott versucht."

„Was doch der Umgang nicht alles wirkt," fiel der Großmeister Gerhard ihm ins Wort. „Die Freundschaft mit Raimund macht, daß der Großmeister der Johanniter da beinahe so klug und so besonnen wird, wie der Graf Raimund selbst. So weit habe ich und meine Ordensbrüder es noch nicht gebracht. Wir Templer greifen die Heiden an. Fallen wir, so fallen wir mit Ruhm, den Johannitern aber vermachen wir die Schande, unserm Todeskampfe feige zugesehen zu haben!"

„Nein!" rief Roger, „die Schande trifft nicht uns, sondern die Männer, die zuerst in Friedenszeit die Mutter Saladins beraubten; die Schande trifft unsern König und seine schlechten Rathgeber, die des Sultans gerechte

Klagen spottend abwiesen und ihn dadurch nöthigten, sich am unschuldigen Volke zu rächen. Wer mit Ehren sterben will, muß vorher mit Ehren leben. Gehabt euch wohl! unsere Berathung ist zu Ende. Den Tempelherren kann ich nichts vorschreiben, aber euch, ihr Johanniter, euch verbiete ich allen Antheil am Kampfe."

Ein wilder Tumult entstand, die Versammlung war im Begriffe sich aufzulösen, schon eilten mehrere aus dem Saale fort, — siehe da öffnete sich die Thüre und hereinstürzte der Johanniter Ritter Graf Heinrich von Tockenburg.

„Halt!" rief er, „setzet euch nieder, edle Herren und Brüder und schenket mir für ein paar Augenblicke Geduld! Ist es wahr, was ein Templer mir auf der Treppe sagte? Man giebt den Gedanken an Widerstand auf? man will das Volk seinem Schicksale überlassen? Und darauf trägt unser ehrwürdige Roger, der Großmeister der Johanniter an? Ich kann es, will es nicht glauben. Wir sind nicht so schwach, als ihr vielleicht wähnet. In Nazareth befinden sich vierzig königliche Ritter, ungefähr so viele in der Umgegend. Auch wird es nicht schwer halten, etwa vierhundert bis fünfhundert Fußknechte aufzutreiben. Der Graf Hartmann von Kiburg bewaffnet so eben die Bürger von Nazareth und die Landleute, welche sich in die Stadt flüchteten. Er läßt euch seinen Gruß entbieten, und euch bitten, daß ihr euch nach Nazareth zurückziehen und euere Streitkräfte mit den seinigen vereinigen möchtet. Nach seiner Ansicht sollte man die Sa-

razenen bei ihrer Zurückkunft am Bache Kison überfallen. Die Gegend ist günstig und vermuthlich werden die heimkehrenden, mit Beute belasteten Horden nicht die strengste Ordnung beobachten!"

„Je nun," erwiederte Roger von Mühlen, „wenn wir in Nazareth auf Verstärkung rechnen dürfen, so ließe sich die Sache eher hören."

„Ja! höret mich," flehte Heinrich, indem er sich auf die Knie niederwarf, „ich bitte, ich beschwöre euch. Denn von euerm Entschlusse hängt mein Leben, meine Seligkeit ab. — Noch habe ich das Wichtigste euch nicht offenbaret. — Edler Meister! ihr kennet die Geschichte meines Unglücks — ihr wisset, daß ich in blinder Wuth meine göttliche Ida aus den Fenstern der Tockenburg stürzte. — Ich hielt sie für todt. — Sie ist es nicht, — sie lebt — gestern kam sie als Pilgerin nach Nazareth. — Der Himmel that sich mir auf. — Aber heute — denket mein Entsetzen! — heute fiel sie den Sarazenen in die Hände. — Ida ist gefangen — ist Sklavin und ich bin wieder der unglücklichste Mensch der Welt — o helfet mir meine Gattin befreien — unser Gelübde verpflichtet uns ja die frommen Pilger zu schützen vor der Gewalt der Heiden — helfet mir diese edle Beute den Ungläubigen entreißen — Gott wird euch beistehen, Gott wird eure Großmuth lohnen ewiglich."

Roger von Mühlen wischte sich eine Thräne vom Auge und mit ihm noch mancher Templer und Johanniter. „Wohlan!" sagte er, „ich will das edle Unge-

stüm dieser Helden nicht länger aufhalten. Verzeihet meinem Alter die größere Bedenklichkeit — fort nach Nazareth!" Ohne weitern Groll bot er dem Großmeister der Templer seine biedere Rechte.

9.

Unseliges Wiederfinden.

Die Theilnahme, welche das Schicksal der Gräfin Ida bei den tapfern Männern fand, muß uns um so mehr erfreuen, da die Umstände, unter welchen wir sie verließen, uns begründete Besorgnisse einflößten. Zwar übte auch hier die Natur ihre Rechte, die Gebieterin und die Dienerschaft waren zu sehr von den Anstrengungen des vergangenen Tages erschöpft, als daß sie noch lange über die neue Verwickelung ihres Lebensfadens hätten nachdenken können. Ihre Augen schlossen sich und der Schlaf, der seinen Weg auch durch eiserne Kerkerthüren sich bahnt und die leidende Unschuld labt, während er kalt an den Pforten der Geldpalläste vorübergeht, oder nur eintritt, um seine Rachegeister auszugießen über die Eiderdaunen gekrönter Bösewichter — der Schlaf, der sanfte, süße, erquickende Schlaf umhüllte mit dem duftigen Gewölke der Vergessenheit die drei Gefangenen in den Ruinen des einsamen Waldes. Christian war der Erste, der die Augen wieder aufschlug, ihm folgte Kunigunde und endlich —

Ida selbst. „Gott! im Himmel! welche Lage! was fangen wir an? wie werden wir aus diesem Gefängniß entrinnen?" jammerte die Amme.

„Ei was! kommt Zeit, kommt Rath!" entgegnete der Alte, „ist es ja doch wieder Tag. Fressen werden uns die verdammten Surianer nicht: meine harten Knochen würden ihnen übel bekommen. Je länger ich mir die Sache überlege, desto wahrscheinlicher wird es mir, daß dieses heidnische Lumpengesindel mit irgend einer Räuberbande einverstanden ist. Plündern werden sie uns freilich; wenn sie aber weiter gehen wollen, so ist zum Glücke hier noch ein Schwert und eine Lanze." So suchte Christian die Amme und ihre Frau zu trösten, obgleich er das Ungenügende seiner Trostgründe wohl einsah. Einer genauen Erörterung derselben vorzubeugen, machte er einen erneuerten Angriff auf die Thüre und die eisernen Gitter, wobei er sich des Schwertes und der Lanze als Hebels bediente. Umsonst! er mußte sein Vorhaben aufgeben, wenn nicht die Waffen darüber zu Schanden gehen sollten.

Düster blickte er zur Erde nieder. Da fiel ihm ein viereckiger Stein auf, der ganz locker zwischen den andern zu liegen schien. Er schob ihn bei Seite — eben so einen zweiten und dritten. Eine geheime Treppe kam zum Vorschein, Christian stieg hinunter — Kunigunde und Ida ihm nach — zwischen Furcht und Hoffnung schwebend. Ein unterirdischer Gang führte in ein kleines Gewölbe, wo die — Schlangen an dem Leichnam eines ermordeten Pilgers nagten. Schaudernd sahen es die

drei Gefangenen und hastig eilten sie den Gang und die Treppe zurück ist das Zimmer, wo sie die Nacht zugebracht hatten. Ohne Säumen legte Christian die Steine wieder über die Oeffnung.

„Jetzt wird mir doch die Sache bald selber zu rund," sprach er. — „Das ist eine Mördergrube," schluchzte Kunigunde, „der Leichnam dort hat uns gezeigt, was unser Schicksal sein wird." — „Daß doch die gnädige Frau nicht bei uns wäre," fügte der redliche Dienen bei.

Diese aber blickte mit ruhiger Hoheit um sich, und mit einem, unter solchen Umständen bewundernswürdigen Gleichmuthe sagte sie: „Warum so verzagt? sollte der, welcher im Falle von der hohen Burg über mir wachte, meiner heute vergessen? sollte der, welcher den Daniel aus der Löwengrube erlöste, uns nicht auch aus dieser Mörderhöhle zu retten vermögen? Seid nicht kleingläubig ihr Geliebten. Höret den Traum, den die heilige Jungfrau vergangene Nacht mir sandte."

„Mich däuchte, ich wandle auf einer unabsehbaren Au, durch welche der Jordan sich schlängelte. Auf einmal erblickte ich in weiter Ferne einen grimmigen Löwen, der von der Wüste her auf mich zueilte. Vergeblich suchte ich zu entfliehen; der Löwe nahte sich immer mehr, brüllte immer stärker, schlug immer heftiger mit dem Schweif. Von Todesangst ergriffen schaute ich zum Himmel empor. Da stand, von göttlicher Klarheit umstrahlt, die Mutter des Herrn vor mir:" — „Willst du, daß ich dich rette?" fragte sie. „Ja!" antwortete ich. „Willst du meinem Dienste dich weihen?" fragte sie wei=

ter? „Ja! gerne,“ versetzte ich ihr. „Verschwunden war die Himmelskönigin, verschwunden der Löwe aus der Wüste. Und ein Hirsch, dessen Geweihe viele Lichter schmückten, ging vor mir her am rauschenden Bach. Ich folgte dem Hirschen. Süß und ladend umwehte mich das harmonische Geläute, als ich eintrat ins Frauenkloster zu Fischingen.“

Kaum hatte Ida den Traum erzählt, in welchem sie einen Fingerzeig erkannte, daß Gott sie nicht verlassen wolle: so hörte man draußen Pferde stampfen und Waffen klirren. „Horch!“ rief Christian, „das sind gewiß Ritter, die uns aufsuchen. Wahrscheinlich haben Hartmann und Heinrich unsere Spur entdeckt. Gottlob! jetzt werden wir aus diesem Neste erlöst.“ Wirklich öffneten sich die Thüren, aber statt der erwarteten Ritter stürzte mit gezogenen Säbeln ein Haufe von Sarazenen in's Zimmer. Christian griff nach dem Schwerte, um der Heidenbrut Widerstand zu leisten; bevor er jedoch seinen Entschluß in Ausführung gebracht, wurde er von hinten gepackt und zu Boden gerissen.

Der Alte schoß grimmige Blitze aus seinen borstigen Braunen und Wimpern hervor, erwartend, daß ihm sogleich von seinen barbarischen Siegern der Kopf abgeschnitten werde. Wohl wäre seine Erwartung in Erfüllung gegangen, wenn nicht ein ausdrücklicher Befehl solches den Muselmännern verboten hätte. Der Scheik hatte verlangt, daß man weder den Diener noch die beiden Frauen mißhandle, sondern alle drei ihm lebendig zuführe. Der Mönch von gestern war nämlich, wie die

Spürnase Christians richtig witterte, kein Mönch gewe=sen, sondern ein kurdischer Häuptling in christlichem Or=densgewande. Afdal Nureddin hatte den mit fränkischer Sprache und Sitte wohlbekannten Mann als Späher über die Grenzen gesandt, damit er ihm die nöthigen Enkundigungen einziehe für den bevorstehenden Einfall. Eben wollte Scheik Ibrahim zu seinem Herrn zurückkeh=ren, als er im Walde die schöne Frau antraf, die auf ihn einen so großen Eindruck machte, daß er beschloß, sie müsse morgen in seine Hände kommen und wenn er auch darüber allen Antheil an der Beute des Heeres verlieren sollte. Es fiel ihm nicht schwer, die surianische, mehr dem Islam als dem Christenthum angehörige Haushal=tung für seinen Plan zu gewinnen; Menschen, die selbst vom Späherhandwerk, von Raub und Mord lebten, ließen sich für Geld zu allem bereit finden. So wurden unsere drei Pilgrime in die Falle gelockt und in den Ruinen des alten Schlosses eingesperrt gehalten, bis Scheik Ibrahim zwölf seiner vertrautesten Diener abord=nen konnte, um den Schatz zu heben, nach dem sein üppiges Herz gelüstete.

Sobald man den Gefangenen einige Erfrischungen gereicht, mußten die beiden Frauenzimmer ein Kameel besteigen, Christian aber sich hinter einem Kurden auf's Pferd schwingen; denn ihre eigenen Rosse waren bereits für gute Beute erklärt worden. Vor und hinter ihnen ritten die Söhne der Wüste, in unbekannter Sprache redend und lärmend. Eine unheimliche Gesellschaft, die aber noch unheimlicher gewesen wäre, wenn Ida und ihr=

Dienerschaft um die religiösen Ansichten derselben gewußt hätten. Die Kurden, welche unter Scheik Ibrahim standen, waren lauter Hazdie. Diese Hazdie glauben weder an den Gott der Christen, noch an denjenigen der Mahomedaner, sondern sie verehren den Schaitan, oder Satan, d. h. den feindlich gesinnten Geist. Ihre Gebräuche sollen sehr düster und blutgierig sein, weshalb auch die übrigen Kurden sie nur mit Abscheu betrachten. Saladin selber war ihnen nicht hold und drückte nur um ihrer wilden Tapferkeit willen ein Auge zu bei dem heidnischen Aberglauben, den der Islam so gut verwirft, als das Christenthum.

Einen großen Theil ihres kriegerischen Ruhmes verdankten jedoch die Hazdie ihrem Anführer, dem Scheik Ibrahim. Er war kein geborner Kurde, sondern ein Renegat, der den christlichen Glauben an den mahomedanischen vertauscht hatte, oder vielmehr ein Mann, dem jede Religion gleich viel galt, wenn sie ihm nur Mittel wurde zur Befriedigung seiner Habsucht und seines Ehrgeizes. Seine kriegerischen Kenntnisse, seine Kaltblütigkeit in der Stunde der Gefahr und sein flammender Haß gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen bewirkten, daß er von den Hazdie zum Scheik erhoben wurde. Von ihm geleitet und zu einem gewissen Grade von Mannszucht gebracht, verrichtete der wilde, raublustige Stamm Wunder der Tapferkeit. Ihm wurden daher gewöhnlich solche Posten anvertraut, von deren muthiger oder besonnener Behauptung das Gelingen einer Unternehmung oder die Sicherheit des Heeres abhing. „Du bleibst heute mit

deinen Hazdie zu Seforis und deckst uns den Rücken," sprach König Afdal als er über den Jordan ging, zu Ibrahim; „leicht möchten meine feurigen Kurden von der Raublust zu weit geführt werden und dann die Ungläubigen unsere Unordnung zu plötzlichem Ueberfall benutzen. Du aber bist kühn, wie der Orientale und besonnen wie der Abendländer, und dein Geist durchweht die Herzen deines Stammes."

Gerne vollzog der schlaue Häuptling einen Befehl, den er zum Theil selbst seinem Herrn auf die Zunge gelegt hatte. Während einzelne Abtheilungen seiner Reiter die Gegend nach allen Richtungen durchstreiften, lag er mit dem eigentlichen Kerne des Stammes beim Dorfe Seforis, das zu den Zeiten des Herodes Antipas, die Hauptstadt des galiläischen Landes und der Wohnort der heiligen Anna gewesen sein soll. Etwa eine halbe Stunde vom Dorfe quillt aus einer romantischen Felsschlucht der rauschende Bach hervor, der das Thal durchfließt und wahrscheinlich viel dazu beiträgt, den Fluren das lachende Aussehn zu geben, das alle Reisenden an dieser Gegend rühmen. Auf einem Rebberge, der die Straße nach Akka beherrscht, stand Ibrahims blendend weißes Zelt, über dem die blutrothe Fahne trotzig in die Luft sich erhob. Vor demselben saß mit gekreuzten Beinen ein Eunuch und ertheilte den vier Negersklaven die erforderlichen Befehle. Im Schatten mächtiger Terebinten und Feigenbäume ritten einige Kurden und spielten den Dscherid, indem sie ihre Lanzen sich gegenseitig zuwarfen und auffingen. Im Hintergrunde und am Saume eines Po-

meranzenwäldchens, aus welchem zwei Palmen wie Minarete emporragten, lagerten in mancherlei Gruppen die kriegerischen Hazdie. Aus dem Wäldchen wirbelte eine Rauchsäule hervor, die sich aber bald darauf zur Erde niedersenkte und qualmend fortkroch über Felder und Wiesen. Denn dort opferte der in eine Bärenhaut verhüllte Priester dem bösen Geiste den schwarzen Ziegenbock, den die Hazdie gestohlen und so eben dem Alten gebracht hatten.

Scheik Ibrahim lag unter seinem Zelte auf einem Teppiche, geschmückt mit einem rothen Kaftan, weißen weiten Beinkleidern und zierlichen gelben Stiefeln. Von Zeit zu Zeit erhob er sich und streckte den mit einem großen Turban bedeckten Kopf durch die seidenen, mit goldenen Fransen besetzten Umhänge, als ob er auf etwas lauere. Da trat der Mohr Ali in das Zelt, bückte sich zur Erde nieder und verharrte schweigend in dieser Stellung, bis der Scheik ihm zu reden erlaubte. „Herr!" sprach er, „der Priester läßt dir ansagen, daß dem Ziegenbock das Herz fehlte, und daß die Lunge zerfiel, wie mürber Zunder." — „Und jetzt, was soll mir das?" fragte mit gerunzelter Stirne der Scheik. — „Herr!" entgegnete mit ängstlichem Tone der Sklave, „der Alte meint, das bedeute großes Unglück, in Gefahr schwebe dein theures Haupt." — „Aha! ist es das?" rief Ibrahim, „ich verstehe." Dann warf er dem Mohren ein Goldstück zu mit den Worten: „Gieb dieses dem Priester, damit er einen Gegenzauber anwende, und seiner Majestät den Teufel bitte, daß er mich in seinen liebenden Schutz nehme." Der Sklave verneigte sich und ging.

„Das Gesindel gleicht sich doch auf dem ganzen Erdboden, es lebt von Lug und Trug. Ob Christ oder Muhamedaner, ob im Namen Gottes oder im Namen des Teufels, die geistlichen Schurken treiben dasselbe Spiel, sie plündern den Beutel der Narren, die den Pfaffen und Priestern glauben, so wie den Beutel der Schlauköpfe, die sich stellen, als ob sie Narren wären. Lustig genug! Messen wollte ich vordem nicht lesen lassen; jetzt muß ich einen Spitzbuben bezahlen, daß er für mich dem Teufel opfere. So kommt man vom Regen an die Traufe." Nach diesem Selbstgespräche rief er den Eunuchen.

„Jussuf!" sagte er, „sind die gefangenen Christinnen noch nicht da? Mich dünkt, das währe lange."

„Herr!" erwiederte der Eunuche, „eben brachten die Reiter einen Pilger und zwei Frauen, von denen die jüngere schön ist wie die duftende Lilie und züchtig wie die knospende Rose."

„Die Jüngere soll sogleich eintreten, hörst du's, Jussuf, die junge Frau, aber sie ganz allein."

Einige Augenblicke später erschien die Gefangene in edler, würdevoller Haltung, das Antlitz bescheiden in den dichten Schleier gehüllt.

„Grüße dich Gott, Ida!" rief in deutscher Sprache der Scheik. Erstaunt schlug die Gräfin den Schleier zurück. —

„Ja!" schrie Ibrahim ihr entgegenfliegend, „das ist das holde Engelsgesicht, das sind die theuern, himmlischen Züge. Willkommen, liebe Ida! nun ist mein heißester Wunsch erfüllt."

„Wie deut' ich das?" fragte Ida und trat einen Schritt zurück; „träum' ich oder ist es schreckliche Wahrheit, was mir ahnet? Du bist doch nicht Do — Do"—

„Wohl! ich bin Dominik," versetzte er, den Turban abnehmend, so daß sein länglicher, rothhariger Kopf und die schielenden Augen ganz sichtbar wurden — „ja! dich täuscht kein Traum — ich bin Dominik von Hatnau — aber nenne es keine schreckliche Wahrheit, — meinen Glauben habe ich geändert, — meine Liebe zu dir blieb unverändert."

„Dominik von Hatnau! gerechter Gott! ist das möglich!" seufzte die Gräfin, indem sie erschöpft an den Stamm des Baumes sich lehnte, unter welchem das Zelt sich befand.

„Ja! Ida — es ist möglich — Hatnau wurde Renegat und das bahnte ihm den Weg zu Reichthum und Ehren. Weit mehr als der Graf von Tockenburg im Abendlande, weit mehr ist Scheik Ibrahim im Oriente. Alles aber, was ich bin und habe, lege ich zu deinen Füßen, angebetete Ida. — Du bist meine Gefangene, meine Sklavin nach Kriegsgebrauch und Recht — ich verzichte darauf — ich will dein Sklave sein — besiege deine Abneigung. — Die Bande, welche dich an den Grafen fesselten, sind gelöset — er selber hat sie zerrissen in wilder Wuth. — Das Schicksal führte dich in meine Hand — werde meine Gattin, verschmähe mein treues Herz nicht — siehe! hier knie ich und flehe um Gegenliebe."

„Ich dich lieben, Dominik? — Du hast das Glück

meines häuslichen Lebens zerstört, meine Ehre mit boshafter Verläumdung vergiftet; du hast meinen beklagenswerthen Mann zum Morde eines unschuldigen Menschen verführt — auf dir ruht das Blut des armen Kuno; du hast den Glauben deiner Väter verläugnet und dein Herz dem Teufel ergeben. Pfui! Dominik! einst verachtete ich dich, jetzt hasse ich dich aus voller, glühender Seele — hebe dich weg von mir, elender Bube, blutbefleckter Bösewicht! Aus meinen Augen, Abschaum der Menschheit, Auswurf der Hölle!"

Bei diesen Worten stieß sie den Knienden von sich mit aller Kraft, die sie besaß. Wüthend sprang der Scheik auf.

„So!" schrie er, grimmig lachend, „klingt das Lied noch aus diesem Tone? Die Frau Gräfin scheint zu vergessen, daß sie nicht mehr auf der Tockenburg, sondern im Zelte eines kurdischen Scheiks sich befindet. Nachdem du die Ehre verschmäht, die Gemahlin eines morgenländischen Fürsten zu werden, bist du meine Sklavin, weiter nichts! Fügst du dich nicht gutwillig, so lasse ich vier baumstarke Hazdie kommen — verstehst du mich? — Hier zu Lande macht man des Federlesens nicht halb so viel."

Zornig schlug er die seidenen Vorhänge auseinander. „Jussuf," donnerte er dem Eunuchen zu, „führe mir die Gefangenen in das rothe Zelt dort. Dir Kunigunde aber und dir Christian möchte ich anrathen, daß ihr das unvernünftige Weib da zur Nachgiebigkeit beweget. Wo nicht, so lasse ich, merke dir das Christian, euch so lange

prügeln, bis der Rücken euch so weich ist, wie der Bauch. Denn wisset es — ich bin Dominik von Hatnau."

Er sprach's und verschwand hinter den Umhängen des Zeltes.

„Nun steht es schön um uns. Wir Gefangene des Dominiks, die Gräfin von Tockenburg Sklavin ihres Knechtes! Sage mir noch Einer, daß wir nicht in der verkehrten Welt leben!" — brummte Christian, als sie nach dem rothen Zelte von dem Eunuchen abgeführt wurden.

10.

Die Schlacht bei Nazareth.

Bis drei Uhr Nachmittags herrschte über dem Thale von Nazareth eine öde Stille, die durch nichts unterbrochen wurde, als das eintönige Gezirpe der Grillen; denn die Sarazenen hatten sich nach Seforis und Akka hingezogen und die Bürger hielten sich hinter den Mauern der Stadt versteckt. Schlag drei Uhr aber ließ der Burgvogt das hintere Thor öffnen, und Fußvolk und Reiterei wogte hinaus, wohl bewaffnet, schwarz und weiß und roth gekleidet, still und feierlich in langer Reihe sich fortbewegend, als gäbe man hier einem hinübergeschiedenen Erdewaller das Geleite zur ewigen Ruhe. Es waren die Templer und Johanniter, die königlichen Ritter und Fußknechte, die sich nach dem Rathe des Grafen Hartmann von Kiburg zu einer gemeinsamen Unternehmung vereinigt hatten. Alles Aufsehen zu vermeiden, schlugen sie den Hohlweg ein, der zwischen Reben, Oelbäumen, Palmen und Tamariskengebüsch dem Flusse Kison zuführt.

Der Kison entspringt auf dem Tabor, nimmt in seinem Lauf durch die Felsschluchten des Gebirgs einige Seitenbäche auf, durchschneidet sodann die Ebene Esdrelon und ergießt sich zuletzt in die Meeresbucht bei Akka. Zur Regenzeit schwillt er drohend an und überschwemmt nicht selten die Gegend; im Sommer trocknet er beinahe auf, so daß nur das breite, mit Kieselsteinen bedeckte Bette ahnen läßt, welcher Wuth der scheinbar friedliche Bach mitunter fähig sei. Unweit von Megiddo führt eine Brücke über den Strom, die Jeder beschreiten muß, der von Akka nach Tiberias zieht. Vor der Brücke sieht sich der Wanderer mit dem Kison zwischen zwei hohe Felsenwände eingeengt; hinter derselben erweitert sich das Thal, Wald und Wiese wird sichtbar. Das war der Ort, den die kleine Heldenschaar sich zum Wahlplatz auserkoren. Gerhard von Belfort befehligte die Templer, Roger von Mühlen die Johanniter und die königlichen Ritter; Hartmann von Kiburg aber die Fußknechte.

„Muth gefaßt! liebe Brüder!" sprach der greise Roger von Mühlen. „Muth gefaßt! wenn irgendwo, so muß uns hier der Ueberfall gelingen. Hier ist eine berühmte Stätte, ein von Gott gesegneter Boden. Am Kison schlugen, von Debora geleitet, einst die Israeliten das Heer Jabins, des Königs der Kananiter. Noch waltet derselbe Gott im Himmel. Wie er vormals den Feldhauptmann Sissera in die Macht eines Weibes überantwortete, so wird er heute die Feinde des Kreuzes, die räuberischen Kurden in unsere Hände geben. Nur bitte ich, daß die Ritter mit ihrem Angriffe nicht zu vorschnell

seien. Bei der Brücke muß und vom Fußvolke aus der erste Stoß geschehen. Ist der Feind in Unordnung, dann hebt die Arbeit der Ritter an."

Jetzt stieg Hartmann vom Pferde und erkletterte mit seinen Fußknechten die Anhöhe über der Brücke. Die übrigen Ritter indessen nahmen ihre Stellung hinter dem Eichenwäldchen, wo das Thal links und rechts von der Schlucht sich erweitert. Tiefes Stillschweigen trat ein, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend harrte manches Herz. Am unruhigsten jedoch klopfte es in der Brust des Johanniters Heinrich von Tockenburg, der seine kriegerische Haltung und sein altes Feuer wieder gewonnen hatte, so daß er kaum seine Ungeduld zügeln konnte bis zur Ankunft des sarazenischen Heeres. Weinend drückte er den Marschall Meili an die Brust: „Heute siegen oder sterben wir!" flüsterte er ihm ins Ohr. Mehr sprach er nicht, aber was er empfand, das beschreibt kein Sterblicher. Heute sollte er Idas Hand und Liebe wieder gewinnen, oder durch hochherzigen Opfertod ein schuldbeflecktes Leben sühnen. Das Einzige was ihn dabei beunruhigte, war die Anwesenheit des Grafen Hartmann von Kiburg. Wenn er es sich dachte, daß sein alter Nebenbuhler sich vielleicht mehr auszeichnen und in Idas Augen den Vorzug verdienen dürfte: dann verfinsterte sich Heinrichs Angesicht plötzlich und sein Hand griff krampfhaft an das Schwert.

Inzwischen hatte König Afdal sich bei Seforis mit der Nachhut des Heeres vereinigt und den Rückzug gegen Tiberias wieder angetreten. Rasch ging es aus dem

alten Lande Asser in die Grenzen des Stammes Zebulon. Zweitausend arabische Bogenschützen bildeten den leichten Vortrapp des Heeres. Ihnen folgte der Preis des Tages, die gewonnene Beute, Wagen mit Getreide, Schafe, Ziegen, Rinder, Rosse und Sklaven. Unter den letztern befand sich auch Ida und ihre Dienerschaft. Den Schluß machten drei Reiter, die auf ihren Lanzen die Köpfe einiger Ritter trugen, die verwegen genug gewesen, sich einem sarazenischen Schwarm entgegenzuwerfen. Eine Bande afrikanischer Musikanten verherrlichte in wilden Melodien den Rachezug des Königs. Hinter den Hazdie, in der Mitte des Heeres, prangte Afdal mit seinem Hofstaat.

„Ist es wahr, Hassan,“ sprach König Afdal zum Vezier, der ihm zur Seite ritt, „ist es wahr, Hassan, daß du die Bauchrednerkunst verstehst?“ — „Ja, Herr!“ versetzte Hassan, „dein Knecht lernte diese Fertigkeit von einem Priester der Hazdie. Wie der Mund anderer Menschen, so spricht der Bauch Hassans vernehmliche Worte.“ — „Eine seltsame Kunst!“ rief lachend der König, „die vermuthlich viel Uebung erfordert, der Gesundheit schadet und der Welt nichts nützt. Bei einem Gaukler mag die Bauchrednerei am Platze sein; was aber ein kurdischer Krieger und vollends ein Vezier mit ihr anfangen solle — das begreife ich nicht.“

Hassan, den diese Bemerkung etwas verdroß, erwiederte: „Herr! das menschliche Wissen gleicht dem Gelde. Wenn man Geld einnimmt, so sieht man darunter Gold, Silber und Kupfer. Man freut sich wohl mehr über das

Gold und das Silber, aber man nimmt das Kupfer dennoch, weil auch die geringste Scheidemünze den Ort und die Zeit findet, wo man sie ausgeben kann. So verächtlich die Bauchrednerei in den Augen meines Herrn, des Königs erscheinen mag, so kam sie mir doch sehr zu Statten, als der Vater meines Herrn, der große Saladin mich als Späher nach dem Abendlande sandte. Damals machte ich in Mainz den Gaukler und den Wahrsager, was mir den Schlüssel bot zu den Geheimnissen des Hohenstaufischen Hofes. Ich kam zu Saladin zurück und sprach: So und so denkt die Seele Friederichs. Er will nach dem gelobten Lande ziehen, wenn es ihm je gelingt, den unruhigen Sinn seiner Vasallen zu beschwören. Ruhe also nicht und vollende den Kranz deiner Eroberungen, bevor der drohende Sturm vom Westen sich erhebt. So sprach ich und die Rede deines Knechtes fand Gnade vor den Augen Saladins. Dieses goldene Reichssiegel war der Lohn meiner Nachricht und meines Rathes."

Dem Könige Afdal gefiel die schlaue Rechtfertigung des gewandten Veziers. „Du hast Recht," versetzte der junge König, „man erkennt in dir den Schüler des weisen Benhadad. — Ich habe noch keinen Bauchredner vernommen. — Wohlan! zeige mir ein Müsterchen deiner Kunst."

Hassan, dem vorhin das spöttische Lächeln der Höflinge nicht entgangen war, ließ sich solches nicht zwei Mal sagen. Er sprengte einige Schritte voraus, wandte sich gegen einen Baum, auf welchem eine Elster saß. Jetzt entstand ein Geträtsche, als säße ein Heer von El-

stern auf dem Baume. Die Musik verstummte, Afdal näherte sich dem Baume. Plötzlich schien die Elster zu rufen: „Heil dir König! Heil dir Afdal Nureddin! Du hast Saladins Mutter gerächt an den abgöttischen Hunden."

„Gut, ganz gut!" entgegnete Afdal. „Da du aber eine so geläufige Zunge hast und die Geheimnisse der Ungläubigen so wohl kennest: so sage mir, o Elster, warum wir heute so wenig Beute machten." — „Daran ist der Schelm in Tiberias Schuld," kreischte die Elster.

„Wer? der Graf Raimund?"

„Ja!"

„Wie das?"

„Er hat die Christen gewarnt."

Mit triumphirender Miene schloß sich der Vezier nach Ablegung dieses Kunststückes wieder an das Gefolge seines Gebieters an. Freundlich winkte ihm der König, daß er den alten Platz an seiner Seite wieder einnehmen möchte. „Ist es Wahrheit, was du da der Elster auf die Zunge legtest?" fragte Afdal. — „Ja!" antwortete der Vezier Hassan, in welchem der aufmerksame Leser ohne unsere Erinnerung den berüchtigten Pilger Benolim erkannt haben wird. Hierauf erzählte er, welchen Kunstgriff Raimund angewandt habe, um den Raubzug der Kurden für die Christen so unschädlich als möglich zu machen. Scheik Ibrahim, von welchem Hassan diese Kunde erhalten, wurde gerufen und bestätigte die Angabe des Veziers.

Afdals Antlitz glühte vor Wuth, daß er so von dem

Fuchse in Tiberias überlistet worden. „Was thun?" fragte der junge König heftig. — „Nun, dein Wort auch nicht halten," entgegneten Ibrahim und Hassan wie aus Einem Munde. „Siehe dort Megiddo und Nazareth! Erbrich die Häuser, plündere die Dörfer, stürme die Städte und laß die verhaßten Nester der christlichen Brut in Rauch aufgehen. Vielleicht gelingt es dir, selbst Tiberias zu überraschen und den Schurken, von dem man nicht weiß, ob er Muselmann oder Christ ist, im eigenen Netze zu fangen."

Afdal Nureddin blickte sie eine Weile schweigend und verwundernd an. „Euer Rath taugt nichts," sprach er, „es ist der Rath des hungrigen Löwen, welcher der Beute zürnt, die ihm entronnen ist. Weiß ich auch nicht, wer dieser zweizüngige Raimund ist, so weiß ich doch, wer ich bin. Mögen Andere ihre Eide verdrehen, Saladins Sohn, der König Afdal hält seine Eide treu und wahr, wie es dem Verehrer des Propheten geziemt. Keine Hütte wird angetastet, und wie die Sonne den Berg Karmel röthet, kehren wir über den Jordan zurück. Fort! vorwärts! Alla ist groß!"

Bei diesen Worten lenkten sie in die Schlucht ein, wo der Kison zwischen steilen Felswänden hin rauscht und seine Wogen an mächtigen Steinen zerschellt. Das schattige Dunkel, das hier herrschte, und die Stille, die nur vom dumpfen Getrappel der Pferde unterbrochen wurde, es hatte etwas Unheimliches und Ahnungsvolles, zumal für Ida und Kunigunde. „Wie wäre es," flüsterte die Amme ihrer Gebieterin zu, „wenn wir uns über diese

Felsen hinunterstürzten und den Leiden, die unser noch warten, durch einen kecken Sprung zuvorkämen? Ich würde es für keine große Sünde achten.“ Diese aber erhob warnend den Finger: „Kunigunde, Kunigunde, was nährst du für strafbare Gedanken in deinem Herzen? hast du des Traumes vergessen? Wer ausharret bis an's Ende, der wird selig werden. Gott kann und wird uns erretten.“

„Na! so glaubte ich früher auch,“ fiel Christian ein, „aber jetzt weiß ich doch bald nicht mehr, was ich von unserm Herrgott halten soll. Nachdem er uns in die Gewalt des Teufels, denn dieser Hatnau ist schlechter als der Teufel, hat gerathen lassen: so möchte es dem Herrgott selbst nicht leicht werden, uns wieder zu befreien. Schauet mir nur diese siebentausend Fratzengesichter an, sie jagen mit uns davon, wie der Sturmwind, so daß uns vor Erschöpfung und Durst Hören und Sehen vergeht. Morgen oder übermorgen sind wir in dem heiligen Thale von Mena und bluten am Opferaltare, wie vor fünf Jahren die Gefangenen Husameddins. Je nun! immerhin ist der Tod wünschenswerther als die Sklaverei. — Nehmet euer Thier besser in den Zügel, gnädige Frau, der Abgrund ist tief und die Brücke da scheint ein schwaches Geländer zu haben.“ Wirklich waren sie bei der Brücke von Megiddo angelangt. Ida befolgte des Dieners Rath und ritt vorsichtig über den Abgrund. Schon hatte sie den Fluß im Rücken und die Mohren mit ihren Pauken, Posaunen und Zimbeln betraten die Brücke, da hörte man ein dumpfes Rollen, wie fernes Donnern:

der Boden erdröhnte. Gewaltige Steine, Felsmassen und Baumstämme kollerten über die Halde herunter in die enge Schlucht. Musikanten und Reiter stürzten nieder, die Rosse bäumten sich, das Gedränge nahm zu, der Lärm wurde lauter, der Wirrwarr wilder.

Jesus, Maria und Josef! ertönte es aus Busch und Wald. Es war das Schlachtgeschrei der Christen. Von der Höhe herunter stürmten jauchzend die Fußknechte, Graf Hartmann von Kiburg an ihrer Spitze. Sie besetzten die Brücke und schnitten somit den Vortrapp und die Beute vom übrigen Theile des Heeres ab. Zu gleicher Zeit machten die Templer und Johanniter einen Angriff auf die arabischen Bogenschützen, damit sie nicht sich umwenden und die Fußknechte im Rücken fassen könnten. Waffengeklirre, Pferdegestampfe, Wuthausruf und Wehklage auf allen Seiten. Am schrecklichsten jedoch tobte der Kampf bei der Brücke. Anfänglich wurden die Sarazenen zwischen die Felswände zurückgedrängt, so daß viele in den Kison hinabstürzten. Als aber der Husameddin mit seiner Schaar vom Pferde stieg und über die Felsen kletterte: wichen die Christen etwa hundert Schritte zurück. Am Eingang der Brücke stand Kiburg mit seinem breiten Schlachtschwerte und mehete links und rechts, daß Hände, Köpfe und Turbane zu seinen Füßen niederflatterten, wie die Flocken im Winter. Schon wollten die Kurden nicht mehr angreifen; Bitte, Versprechung und Fluch ihrer Führer verhalte erfolglos. Da sprang Modaffar Takieddin, der Neffe des Sultans, aus dem Heerhaufen hervor und unterlief mit behender Wendung

den Arm des tapfern Grafen. Kiburg ließ das Schwert fallen — laut jubelten die Sarazenen. Ehe man es sich aber versah hatte Kiburg seinen Gegner ebenfalls umfaßt und stürzte sich mit ihm über das Geländer in die schwindlichte Tiefe hinab. Zerschmettert lagen beide neben dem Pfeiler der Brücke, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Etwas eigen war es indessen den Gefangenen zu Muthe, die Zeugen dieses Kampfes sein mußten, ohne freilich die Einzelnheiten desselben bemerken zu können. Zitternd vor Furcht und Hoffnung schickte Ida und Kunigunde stille Seufzer zu Gott empor; sie flehten um den Sieg der Christen und um die Erlösung vom herben Loose der Sklaverei. „Tausend Wetter!" brummte der alte Christian in den Bart, „was die Lanzenknechte für Kerle sind! Sich bei der Brücke zwischen Hauptheer und Vortrapp werfen — das war ein verdammt guter Einfall — das haben sie gut gemacht. Schau! schau! wie sie mit den Heiden zu Acker fahren, wie sie die kurdischen Lümmel in die Schlucht zusammen würgen, wie in einer Weinpresse. Nicht viel sanfter gehen dort vorne die Ritter mit den Bogenschützen um. Wie die Templer und Johanniter dreinschlagen! So! recht so! die Musik höre ich gerne! — Jeder Streich ist einen Schoppen werth. — Die Christen werden Meister, gnädige Frau, glaubet mir, die Schlacht ist soviel als gewonnen. Nur das ärgert mich, daß ich da gestanden haben soll, wie ein Schneider. Es juckt mich in Händen und Füßen. Gieb her! du verfluchte Heidenseele!"

Mit diesen Worten riß Christian einem Sarazenen, der neben ihm hielt, die Lanze aus der Hand und stieß ihn und seinen Nebenmann nieder. Jetzt fuhren die Wächter, die bisher in gedankenloser Betäubung dem Kampfe zugesehen, aus ihrer Unthätigkeit auf „Mordet die Gefangenen! hauet alle zusammen! Weiber und Kinder!" schrie der Emir, der über den Zug die Aufsicht führte. Schon blitzten die krummen Säbel im Sonnenstrahle — da sprengten zwei Ritter daher und verhinderten die beabsichtigte Greuelthat. Der Eine trug einen weißen, der Andere einen schwarzen Mantel; es war ein Templer und ein Johanniter, war Jakob von Meili und Heinrich von Tockenburg.

Nachdem es ihnen gelungen, die Bedeckung der Beute mit kräftigen Hieben auseinander zu scheuchen: faßte Tockenburg das Kameel, auf welchem Ida und Kunigunde saßen, beim Zaume und eilte aus dem Gefechte. Christian schwang sich hinter den wackern Meili auf das Pferd. In gestrecktem Galoppe ging es einem benachbarten Walde zu, wo zwischen Felsen und Eichen eine kleine Au sich aufthat, durch die ein klares Bächlein nach dem Kison sich wand. Hier hielten sie still. Heinrich hob die halb ohnmächtige Ida, die ohne Kunigundes Hülfe wohl früher zur Erde gesunken wäre, vom Kameele herab. „Gottlob!" sagte er, indem er sie an sein Herz drückte, „jetzt habe ich dich wieder, du bist gerettet, liebe Ida, bist wieder mein — Gott ist mit uns gewesen — hier droht uns keine Gefahr."

Der Graf täuschte sich, der nächste Augenblick schon

sollte seine Versicherung Lügen strafen. Der Sturz des Grafen von Kiburg war für das christliche Heer der Wendepunkt des Glückes gewesen. Die Fußknechte, ihres tapfern Anführers beraubt, wichen vor der Uebermacht der Feinde zurück und gaben die Brücke auf. Rasch drangen die Sarazenen vor, während ein Theil derselben weiter unten über den Fluß setzte. Fußknechte und Ritter wurden umzingelt und getödtet. Roger von Mühlen gerieth in Gefangenschaft; Gerhard von Belfort dankte es nur der Schnelligkeit seines Rosses, daß er demselben Schicksale entrann. Im Blute badeten sich die Hazdie, schrecklich opferten sie von Scheik Ibrahim angefeuert dem finstern Geiste, den sie als Gott des Krieges verehren.

Die Hazdie hatten, weil sich in jenem Momente Ibrahim eben mit König Afdal unterhielt, beim ersten Angriffe bedeutend gelitten. Als es daher dem Scheik gelungen, sich durch das Gedränge bis zu seinen Leuten durchzuarbeiten: trieb er sie an, die Scharte auszuwetzen. „Mordet," schrie er, „mordet, was euch unter die Klinge fällt; nur die beiden Weiber verschonet! Wo sind sie? Wo sind die Sklavinnen, die Gefangenen hingekommen?" Sobald er von Idas Entführung gehört, schlug er mit seinen Reitern denselben Weg nach dem Walde ein.

Wie hungrige Tiger brüllten die Hazdie, als sie in der Au die Flüchtlinge gewahrten, deren Verlust ihrem Führer so nahe zu gehen schien. Allein Tockenburg hatte bereits durch den alten Christian vernommen, daß der Scheik der höllischen Horde niemand Anderer sei, als sein ehemaliger Dienstmann, Dominik von Hatnau. Mit

stolzer Todesverachtung ritt daher der Graf unter einem Hagel von Pfeilen auf den Scheik zu und rief: „Ist es wahr, daß ich den Buben hier treffe, den ich mit rachedurstiger Seele Jahr und Tag schon gesucht?"

Hatnau nahm den Turban vom rothharigen, spitzigen Kopfe und sprach mit spöttischem Lächeln: „Da kann der Herr Graf sich selber überzeugen, ob das der Mann ist, den er sucht."

„Ja du bist es — Bösewicht — herzloser Schurke — giftiger Teufel — die Stunde ist da, wo du mir Rechenschaft geben sollst für das Glück meines Lebens, das du so bübisch untergraben. — Laß deine Sklaven dort zurücktreten, und mache die Sache mit mir allein aus, wenn du nicht eine feige Memme bist!"

Hatnau gebot seinen Reitern sich ruhig zu halten. Dann sprengte er trotzig seinem Feinde entgegen. Der Zweikampf hob an. Kaltblütig, wie ein von Gott verstockter oder vom Teufel gestärkter Missethäter handhabte der Renegat sein Roß und seine Waffe. In heftiger Gemüthsbewegung, obgleich mit gewohnter Gewandtheit stritt der Graf. Einige Augenblicke schwankte unentschieden der Sieg; drei Male rannten die Gegner wider einander. Beim dritten Anlauf aber traf Tockenburg den Scheik mit solcher Gewalt auf die Brust, daß sein Pferd in die Knie sank, und Hatnau selber rücklings zu Boden stürzte. Die Brust des Letztern war durchbohrt. — „Gestehst du jetzt," rief der Graf, indem er vom Pferde sprang und drohend die Lanze über dem Verwundeten erhob, „daß du meine Ida bübisch verläumdet?" —

„Ich gestehe, daß du ein Narr gewesen, als du mir glaubtest" — röchelte Hätnau mit spöttischem Grinsen, das im Todeskrampfe sich endete.

Als die Hazdie sahen, das ihr Häuptling verschied, stürmten sie in wilder Wuth auf Tockenburg und Meili ein. Entschlossen wehrten sich beide. „Gebet euch gefangen," schrie König Afdal, der eben mit seinem Gefolge auf diesem Theile des Wahlplatzes erschien, „ihr seid allein noch übrig vom ganzen christlichen Heere!" — „Sind alle gefallen," entgegnete Meili, „so wollen wir Beide die Andern auch nicht überleben." Sprach's und sank todt zu Boden.

Heinrich wankte zum Baume zurück, wo Ida saß. Ein Pfeil stak in seiner Brust. — „Ida," fragte er leise, „verzeihst du mir?" — „Ja! ich verzeihe dir, armer Mann," lautete die Antwort. — „So wird hoffentlich Gott mir auch verzeihen," seufzte er — zog den Pfeil aus der Wunde und starb.

Das ist die Schlacht bei Nazareth. Die Geschichte zählt sie zwar unter die unglücklichen Tage der Christenheit; doch nennt sie mit Ehrfurcht die beiden Helden, die lieber starben, als sich ergeben wollten, den Templer Jakob von Meili und den Hospitaliter Heinrich von Tockenburg.

11.

Die Vergeltung.

Die Einwohner von Nazareth begruben die Erschlagenen auf dem Gottesacker der heiligen Jungfrau, oder vielmehr das, was sie von den Leichnamen der Erschlagenen noch auftreiben konnten. Denn die Sarazenen hatten die Köpfe der Ritter auf Lanzen gesteckt und waren mit denselben bei Tiberias vorbeigezogen, so daß der Graf Raimund aus den Fenstern seines Schlosses an diesen blutigen Siegeszeichen erkennen mochte, welches Schicksal seine Glaubensgenossen am Kison betroffen.

Besser erging es dem Grafen Hartmann von Kiburg. Weder er noch Takieddin waren todt, sondern beide lagen schwer verwundet an dem Pfeiler der Brücke. Eben wollten die Schaaren, welche das Schlachtfeld durchstreiften, um die Todten und Verwundeten zu plündern, den unglücklichen Anführer der Fußknechte ausziehen und ihm den Kopf abschneiden, als Takieddin mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte.

„Zurück!" sagte er, und richtete sich langsam aus dem feuchten Sande empor — „zurück ihr Sklaven! Da sei Gott vor, daß ihr dem Christen ein Leid zufü-

get! Zwar habe ich um seinetwillen das Bein gebrochen — aber die That war doch eine Heldenthat. Möchten alle Söhne der Wüste für den Islam streiten, wie dieser Ritter für seinen Glauben stritt. Schicket mir also meinen chaldäischen Arzt her, damit er mich verbinde und diesen Mann hier, der nun mein Gefangener ist."

Es geschah. Kiburg, der das Schulterbein und eine Rippe gebrochen, wurde von dem Chaldäer untersucht und, nachdem die erforderlichen Verbande angelegt worden, mit Takieddin auf einen Wagen gehoben und über den Jordan geführt. Acht Tage verweilten die beiden Verwundeten in dem Dorfe Gamala, wo sie die Zeit sich damit vertrieben, daß sie Schach spielten und einander die Abenteuer ihres bisherigen Lebens mittheilten.

Inzwischen war Afdal Nureddin mit seiner Beute in Damaskus bei seinem Vater Saladin angelangt. Hier wurden die Gefangenen gesondert, so daß man in den einen Flügel des Pallastes Christian und die männlichen Sklaven, in den andern Flügel aber die Sklavinnen verlegte. Der Eunuche, der mit der Aufsicht über den Harem des Sultans beauftragt war, übergab die Gräfin Ida und ihre Dienerin einer alten ägyptischen Sklavin. Diese führte die beiden Fremden durch einen an Buschwerk, Blumen und Früchten reichen Garten in ein niedliches Häuschen, in welchem eine frische Quelle aus vergoldeter Röhre sprudelnd in das große Marmorbecken sich ergoß. Hier mußten Ida und Kunigunde das Bad nehmen, die Glieder mit duftigen Oelen einreiben und sich dann in herrliche morgenländische Kleider hüllen. Eine

traurige Pflicht, die Ida und Kunigunde nur erfüllten, weil ihnen die Aegypterin keine Ruhe ließ, sondern sie unaufhörlich zur Eile antrieb. „Was machen!" sagte die Amme, „jetzt kann über unser Loos kein Zweifel mehr walten, wir sind Sklavinnen und müssen uns offenbar für den Harem des Sultans oder eines andern kurdischen Großen herausputzen." — „In diesem Falle bin ich gefaßt," erwiederte Ida — „ich vertraue zwar noch meinem Traume. Sollte er mich täuschen — so will ich zwar der härtesten Arbeit mich unterziehen, so lange sie mit der Ehre einer Christin sich verträgt. Zu mehr wird sich die Gräfin Ida von Kirchberg nicht erniedrigen." Bei diesen Worten deutete sie auf den spitzigen Dolch der in einer zierliche Scheide an ihrem Gürtel glänzte.

Als die Aegyptierin den Putz vollendet und der Gräfin zur Selbstbeschauung einen Spiegel geboten hatte, den diese mit wehmüthigem Lächeln zurück gab: so wurden sie zuerst in ein Vorzimmer zu den übrigen Sklavinnen und von da in einen mit kostbaren Teppichen, Umhängen und Geräthschaften versehenen großen Saal gebracht.

Unter einem weißatlasenen mit goldenen Fransen und Bienen besetzten Baldachin lag auf einer Ottomane ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit hagerem, braunem Angesichte und kurzem schwarzem Barte. Seinen Turban schmückten drei prächtige Straußfedern, ein großer Diamant und eine Kette von weißen Perlen. Er trug einen grünen Kaftan, ein rothes Wams, einen hellblauen Gürtel, weiße Beinkleider und gelbe Stiefel. Es

war der Sultan Saladin. Ihm zur Seite lag auf einer andern Ottomane der König Afdal Nureddin, der Sohn des Sultans: er schilderte seinem Vater die nähern Umstände der Schlacht bei Nazareth. Im Kreise umher knieten die kurdischen Emir und Scheik, die an dem Treffen Antheil genommen, von Zeit zu Zeit die Aufschlüsse gebend, die von ihnen verlangt wurden. Wir übergehen ihre Namen, die der arabische Geschichtschreiber Abulfeda uns aufbewahrt, um so mehr, da der Vezier Hassan der einzige Mann wäre, der unsern Lesern bekannt sein dürfte.

Nachdem Afdal mit seiner Schilderung zu Ende war, öffneten sich zwei Thüren und die Männer, Weiber und Kinder traten ein, welche bei dem letzten Streifzuge in die Hände der Sarazenen gefallen waren. Afdal stellte seinem Vater zuerst den greisen Roger von Mühlen, den Großmeister der Johanniter vor.

„Wie konntet ihr es wagen," hub Saladin an, „euch mit so geringer Mannschaft einem Heere von siebentausend Reitern entgegen zu werfen?"

„Wir bauten," antwortete Roger „unsere Hoffnung auf die bergige Gegend, auf euere Unordnung bei der Heimkehr, auf unsere Tapferkeit und unser Recht."

„Ihr waret im Unrechte," versetzte Saladin, „denn Rainold hat meine Mutter wider den geschlossenen Vertrag räuberisch überfallen und König Guido ihn nicht zur Wiedererstattung angehalten."

„Herr!" entgegnete der Großmeister, „es ist nicht meine Schuld, daß ein schwacher Mann über Jerusalem herrscht.

Hättest du den treulosen Rainold von Antiochien gezüchtigt, ich hätte vielleicht kaum das Schwert ergriffen. Aber du straftest das unschuldige Volk für die Fehler, die seine Führer begangen, du ließest deinen Grimm am Pflüger auf dem Felde und am Pilger auf der Straße aus. Und da war der Johanniter durch sein Gelübde zum Schutze des Schwachen verpflichtet."

„Das läßt sich hören," sprach Saladin. „Ich wollte, es dächten alle Christen, wie du. Sei mir also willkommen in Damaskus! Die Johanniter besitzen des Geldes genug, ihren Großmeister zu lösen. Bis dahin aber wird dir Saladin es an nichs fehlen lassen."

Jetzt hob Afdal den Schleier auf, in welcher sich die Gräfin Ida gehüllt hatte. „Siehe diese Ungläubige! Gleicht sie nicht den Houris des Paradieses? Sie ist der schönste Preis unsers Streifzuges. Afdal übergiebt sie dir, damit sie eine Zierde sei für den Harem des Sultans Saladin."

Ein Thränenstrom befeuchtete das Antlitz der schönen Knienden, als sich ihr Schicksal so hart und so unwiderruflich entschied.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Negerknabe durch die umgebende Schaar, warf sich nach morgenländischer Sitte vor dem Beherrscher der Gläubigen nieder und überreichte ihm ehrfurchtsvoll einen Brief.

„Das ist ja die Handschrift meines Neffen Takieddin, der verwundet im Dorfe Gamala liegt? Der Löwe lebt doch noch, wie ich sehe" — rief der Sultan. Zugleich zerschnitt er das blaue seidene Band mit dem Dolche,

rollte das Schreiben auseinander und fing an zu lesen. Todtenstille verbreitete sich im Saale. Der einzige Laut, den man hörte, war ein Seufzer, der dem Busen Idas entstieg. Saladin las lange, sein Gesicht wurde finster, eine Wetterwolke sammelte sich auf der gerunzelten Stirne, und Blicke schossen wie Blitze von der Seite nach dem Vezier Hassan. Endlich wand Saladin den Brief wieder zusammen und sagte lächelnd zu Afdal und den Emir: „Es geht meinem Neffen recht gut; er hofft, daß er und der Ritter, welcher mit ihm den verwegenen Sprung von der Brücke machte, in wenigen Wochen wieder hergestellt sein werde."

Hierauf kehrte er sich mit herrischer Nachläßigkeit nach dem Vezier um und sprach: „Was ist das? Hassan! Takieddin schreibt mir hier von Scheik Ibrahim und von einem gewissen Grafen von Tockenburg. Er sagt, du habest da den Ungläubigen meisterlich mitgespielt. Was will er wohl damit? ich verstehe ihn nicht. Das Schreiben kommt meinem Neffen noch sauer an, darum verweist er mich an dich, du wissest die ganze Geschichte. Wohlan! erzähle mir! ich bin eben aufgelegt, ein Schelmenstückchen von dir zu hören: ich wette, es ist wieder etwas von Bauchrednerei oder Weissagekunst dabei im Spiele."

Vezier Hassan durch diese Anrede treuherzig gemacht, erzählte nun der Länge und Breite nach, wie er bei Mainz von dem Grafen geprügelt worden und wie er ihm dafür schreckliche Rache geschworen und diese wirklich im vollsten Masse geübt habe. Er entwirrte das Netz,

mit welchem er denselben umsponnen und zu solcher Eifersucht gebracht, daß er sein Weib in den Abgrund stürzte und Jahre lang ob der vermeinten Mordthat sich abhärmte. Kurz er theilte seinem Herrn den ganzen Verlauf der Begebenheiten mit, die der Leser bereits aus vorliegendem Buche kennen gelernt hat. Am Schlusse beglückwünschte er sich selbst, daß er auf diesem Wege dazu beigetragen habe, seinem Herrn und Sultan eine schöne Christensklavin zu verschaffen, wie noch kein Beherrscher der Gläubigen eine besessen.

„Das hast du gut gemacht, du sollst aber auch deinen Lohn dafür empfangen. Denn du weißt, daß Saladin Jedem giebt nach seinem Verdienste." So redete der Sultan und flüsterte dann seinem Sohne, Afdal Nureddin etwas in's Ohr, wobei er den kaiserlichen Siegelring ihm in die Hand drückte. Der königliche Jüngling winkte dem Vezier Hassan und — beide verließen den Saal.

Die übrigen Gefangenen mußten abtreten, nur der Großmeister von Mühlen, Christian, Ida und Kunigunde durften zurückbleiben. Sklaven erschienen mit Körben voll Trauben, Feigen, Zitronen und Pomeranzen, mit kristallenen Schalen, in denen der Wein dem Christen, der Sorbet dem Muselmann entgegenblinkte. Die schönsten Früchte erhielt Ida, die sich indessen an denselben weit weniger labte, als der alte Christian, der nach dem ersten Zuge aus seiner Weinschale mit der Zunge schmatzte, daß es durch den ganzen Saal ertönte. Saladin lud die Gräfin ein auf einer der Ottomanen Platz zu nehmen, und bot alle Mühe auf, sie über ihr Schicksal zu trösten.

„Es ist alles in den Sternen geschrieben," sagte er, „was den Kindern der Erde hienieden begegnen muß. Alla wandelt den Kummer oft schnell in Freude; er schützt den Guten und straft den Bösen, wo man sich dessen am wenigsten versieht."

Allein Saladins Trostgründe hatten die beabsichtigte Wirkung nicht: je freundlicher und herablassender er sich benahm, desto trauriger wurde die schöne Sklavin. Christian und Kunigunde waren daher auf dem Punkte, ihm zu sagen: Wenn es ihm ernst sei mit seiner Gnade, so solle er statt aller dieser schönen Sachen, das einfache Wort aussprechen: „Ihr seid frei." Kunigunde zupfte schon an ihrem Nastuche und Christian rieb sich schon die Hände, was bei beiden andeutete, daß sie einen schlauen Einfall auf der Zunge haben. Zum Glücke erhob sich draußen eine rauschende Musik und vereitelte eine Bitte, die unter obwaltenden Umständen durchaus eine Uebereilung hätte sein müssen.

Denn als die kriegerischen Töne verklungen hatten, führte der Sultan seine Gefangenen, oder wenn man lieber will, seine abendländischen Gäste auf den Balkon vor dem Saale, mit den Worten: „Kommet und sehet!" Und was sahen sie? An einem Aste des Baumes, der vor dem Hause stand, hing regungslos in seinen glänzenden Kleidern der Vezier. Auf einem Zetel, der um seinen Hals befestigt war, las man den Spruch: „Diesen Lohn empfing Hassan der Bösewicht."

Ida und ihre Dienerschaft, so wie der Großmeister

und die Emir und Scheik alle schwiegen von Entsetzen ergriffen.

„Ich habe," begann Saladin, „diesen Mann nach dem Abendlande geschickt, damit er die Plane des Kaisers erforsche, nicht aber, damit er Jammer und Elend über unschuldige Menschen verbreite. Er ist nun bestraft dafür, daß er mich und den Islam verächtlich machte in den Augen der Ungläubigen. — Saget das dem Kaiser Friederich, dem ich hiemit meinen Gruß entbiete. So-viel ich höre, sinnet er immer noch auf einen Kreuzzug nach dem heiligen Grabe. Mich aber däucht es, er würde besser thun, wenn er die Gerechtigkeit handhabte im Abendlande und die Ausübung derselben im Morgenlande dem Sultan Saladin überließe, dem Sohne Ejubs. Saget ihm das, ihr Christen, ihr seid frei und sollet in wenig Tagen auf ein Schiff gebracht werden, das nach Venedig fährt."

Und so geschah es. Ida langte glücklich in ihrer Heimat an, wo sie gewissenhaft dem Kaiser Friederich die Botschaft ausrichtete, welche ihr von dem großen Sarazenen war übertragen worden. Die mancherlei Wechsel des Schicksals hatten so tief auf ihr Gemüth gewirkt, daß sie dem Winke gehorchte, den die heilige Jungfrau ihr im Traume gegeben und somit in das Nonnenkloster zu Fischingen sich von der Welt zurückzog. Kunigunde nahm ebenfalls den Schleier und wurde, als ihre Gebieterin zur Würde einer Aebtissin emporstieg, von dieser zur Schaffnerin gemacht. Christian erhielt ein ansehnliches Klosterlehen mit einem herrlichen Weinberg.

Was aus dem Grafen von Kiburg wurde, wissen wir nicht genau. Die Fischinger Handschrift erzählt, Saladin habe auf Verwendung der Gräfin von Tockenburg hin, auch ihm die Freiheit ertheilt. Wer aber das Verhältniß Kiburgs zu Takieddin in's Auge faßt, der möchte beinahe bezweifeln, ob eine solche Verwendung nöthig gewesen. Nach einer alten Sage, die noch in der Umgegend herrscht, soll er in das Männerkloster zu Fischingen gegangen, ja er soll der fromme Pater Hartmann gewesen sein, welcher der sterbenden Ida weinend die Augen zudrückte, nachdem er ihr die letzten Tröstungen der Religion gereicht hatte.





